

Un 4  
9 Oct

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

**Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien**

Unter ständiger Mitarbeit von

**Hanns Koren (Graz), Franz Lipp (Linz)  
und Oskar Moser (Klagenfurt-Graz)**

geleitet von

**Klaus Beitzl und Leopold Schmidt**

**Neue Serie  
Band XXXII**

**Gesamtserie  
Band 81**

WIEN 1978

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt**  
**mit Unterstützung**  
**des**  
**Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung**  
**der**  
**Burgenländischen Landesregierung**  
**der**  
**Kärntner Landesregierung**  
**der**  
**Niederösterreichischen Landesregierung**  
**der**  
**Oberösterreichischen Landesregierung**  
**der**  
**Salzburger Landesregierung**  
**der**  
**Steiermärkischen Landesregierung**  
**der**  
**Tiroler Landesregierung**  
**der**  
**Vorarlberger Landesregierung**  
**des**  
**Magistrates der Stadt Wien**

---

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Verein für Volkskunde in Wien. Verantwortlicher Schriftleiter: Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt; alle A-1080 Wien, Laudongasse 19.  
– Druck: Bohmann Druck und Verlag AG, A-1110 Wien, Leberstraße 122.

AU ISSN 0029–9669

## Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, Bildstöcke im Bild. Ein Überblick über die bildkünstlerische Darstellung von Bildstöcken vom 15. bis zum 19. Jahrhundert . . . . .	1
Walter Puchner, Lazarusbrauch in Südosteuropa. Proben und Überblick	17
Richard Pittioni, Zwei neue Aufschlüsse zur Gasthaus-Archäologie in Tirol und im Lande Salzburg . . . . .	41
Franz J. Grieshofer, Seit wann gibt es den Osterstrauß (-baum)? Eine Umfrage . . . . .	43
Herta Neunteufl, Das erste Grazer Kochbuch und die Entwicklung der österreichischen Küche . . . . .	81
Helmut Paul Fielhauer, Kinder-, „Wechsel“ und „Böhmisch-Lernen“. Sitte, Wirtschaft und Kulturvermittlung im früheren niederösterreichisch-tschechoslowakischen Grenzgebiet . . . . .	115
Otto Kahn, Kommentar zu dem Märchen von der Prinzessin auf dem Glasberge . . . . .	165
Horia Barbu Oprişan, Das volkstümliche rumänische Theater . . . . .	178
Richard Pittioni, Keramik- und Kachelreste des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Kitzbühel-Hinterstadt 14, Tirol (Mit 7 Abb.)	202
Linda Schuller, Ein Glücksbrief von 1978 in englischer Sprache . . . . .	219
Elfriede Grabner, Grundzüge und Probleme heutiger Volksmedizinforschung in den Ostalpen . . . . .	243
Georg Wacha, Der Hl. Wolfgang auf Wallfahrerzeichen (Mit 30 Abbildungen) . . . . .	263
Helmut Eberhardt, Bemerkungen zum Osterbaum . . . . .	274

## Chronik der Volkskunde

Verordnung des Bundesministers für Wissenschaft und Forschung vom 26. November 1977 über die Studienordnung für die Studienrichtung Volkskunde (Ethnologia Europaea) . . . . .	47
Dritte Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung vom 22. bis 27. August 1977 in Cardiff/Wales (A. Gamerith, M. Kundegraber, E. Hörandner) . . . . .	50
Heimatismuseen im Land Salzburg (Ernst Büchlmann) . . . . .	52
Bericht über das 10. Internationale Hafner-Symposium in St. Justina vom 27. August bis 4. September 1977 (Ingolf Bauer) . . . . .	56
Franz Kirnbauer † (Leopold Schmidt) . . . . .	58
Adalbert Riedl † (Leopold Schmidt) . . . . .	59
Bibliothek Anton Dörrer in Bozen (Sch dt.) . . . . .	59

Museum für Volkskunde im Jahr 1977 (Leopold Schmidt) . . . . .	149
Schloßmuseum Gobelsburg. Sonderausstellung 1978: Südtiroler Volkstrachten (Klaus Beitzl) . . . . .	151
Internationale Volksschauspielforschung in Griechenland. Ein Kongreßbericht (Walter Puchner) . . . . .	152
Ukrainisches Freilichtmuseum (Wladimir Kolinko) . . . . .	153
Josef Tomschik † (Schmidt) . . . . .	154
Verein für Volkskunde 1977 (Klaus Beitzl) . . . . .	221
Musik, Klang und Lärm. Zur Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau (Helmut Prasch) . . . . .	227
Oskar Moser Korr. Mitglied der Volkskundlichen Kommission für Westfalen	228
Gyula Ortutay † (Schmidt) . . . . .	228
Ausstellung: Jagd und Jäger in der Volkskunst (Grieshofer) . . . . .	276
Emil Mück † (Schmidt) . . . . .	278

#### **Literatur der Volkskunde**

Günther Kapfhammer, Brauchtum in den Alpenländern. Ein lexikalischer Führer (Schmidt) . . . . .	60
Karl Haiding, Märchen und Schwänke aus dem Burgenland (Schmidt)	62
Helmuth Sembdner (Hg.), Die Oberuferer Weihnachtsspiele im Urtext (Schmidt) . . . . .	63
Hiltraud Ast, Die Kalkbrenner am Ostrand der Alpen (Schmidt) . . . . .	64
Ludwig von Hörmann, Hermann von Schmid, Ludwig Steub, Karl von Seyffertitz, Ignaz Zingerle, Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg (Neudruck) (Schmidt) . . . . .	65
Löbl-Schreyer, Südtirol. Text von Ludwig Merkle (Schmidt) . . . . .	66
Walter Zitzenbacher, Die Gamslein schwarz und braun (Schmidt) . . . . .	66
Günther Kapfhammer, St. Leonhard zu Ehren. Vom Patron der Pferde usw. (Schmidt) . . . . .	67
Elisabeth von Witzleben, Bemalte Glasscheiben. Volkstümliches Leben auf Kabinett- und Bierscheiben (Schmidt) . . . . .	68
Irmgard Gier, Volkstümliche Malerei nach alten Motiven (Schmidt) . . . . .	69
Torsten Gebhard, Alte Bauernhäuser. Von den Halligen bis zu den Alpen (Grieshofer) . . . . .	69
Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 1974–1977 (Schmidt) . . . . .	71
Gertrud Stetter, Altbayerisches Leben auf Wenig-Stichen (Schmidt) . . . . .	72
Wingolf Lehmann, Irdentöpferei in Westfalen. 17. bis 20. Jahrhundert (Schmidt) . . . . .	73



Niedersächsische Sagen, Bd. IV a. nach der Textauswahl von Will-Erich Peuckert, hg. von Günter Petschel (Schmidt) . . . . .	73
Heinrich Riebeling, Steinkreuze und Kreuzsteine in Hessen (Emil Schneeweis) . . . . .	74
Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Hg. H. L. Cox. 22. Jahrgang, 1. Halbband: Wohnen (Schmidt) . . . . .	75
Lexikon des Mittelalters. I. Band, 1. Lieferung: Aachen bis Ägypten (Schmidt) . . . . .	76
Martin Löpelmann, Erinn. Keltische Sagen aus Irland (Neudruck) (Schmidt) . . . . .	76
Inge Diederichs (Hg.), Als die Bäume in den Himmel wuchsen. Märchen der Völker (Schmidt) . . . . .	77
Inga Arnö Berg und Gunnel Hazelius Berg, Folk Costums of Sweden – a living tradition (Schmidt) . . . . .	77
Heide Nixdorff, Europäische Volkstrachten. I. Tschechoslowakei (Schmidt) . . . . .	77
Kurt Pahlen, Die schönsten Weihnachtslieder aus der ganzen Welt (Schmidt) . . . . .	79
Franz J. Grieshofer, Das Schützenwesen im Salzkammergut (Herbert Schempf) . . . . .	155
Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Bd. 20, 1977 (Schmidt) . . . . .	156
Karl Haiding, Alpenländischer Sagenschatz – Taschenbuchausgabe (Schmidt) . . . . .	157
Georg Matthaeus Vischer, Topographia Austriae Superioris modernae 1674 (Neudruck) (Kretzenbacher) . . . . .	158
Ernst Heinrich Rehermann, Das Predigtexempel bei protestantischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts (Schmidt) . . . . .	159
Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften. Festschrift für Hans H. Weber (Schmidt) . . . . .	160
Peter Dinzlbacher, Judastradition (= Raabser Märchen-Reihe, Bd. 2) (Kretzenbacher) . . . . .	161
Carmen Blacker und Michael Loewe (Hg.), Weltformeln der Frühzeit (Schmidt) . . . . .	161
Märchen der Weltliteratur, Neue Bände:	
Märchen der Niederlande, Hg. A. M. A. Cox-Leick und H. L. Cox . . . . .	162
Märchen aus Papua-Neuguinea (Hg. Ulla Schild) (Schmidt) . . . . .	162
Jacques R. W. Sinninghe, Erddämonen (Schmidt) . . . . .	163
Magyar Neprajzi Lexikon. Hg. Gyula Ortutay Bd. I: A–E (Schmidt) . . . . .	230

Günther Binding, Udo Maizner, Anita Wiedenau, Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbaus (Oskar Moser) . . . . .	231
Maria Kundegraber, Stainzer Haus und Hof. 2. Ausstellung anlässlich des 800jährigen Bestehens von Stainz (Schmidt) . . . . .	232
Ilse Koschier, Weihnachtskrippen in Kärnten (Schmidt) . . . . .	232
Heinrich Mehl, Fränkische Bildstöcke in Rhön und Grabfeld (Schmidt) . . . . .	233
Raimund Schuster, Risse zu Hinterglasbildern aus dem 18. und 19. Jahrhundert (Schmidt) . . . . .	234
Wilhelm Theopold, Votivmalerei und Medizin. Kulturgeschichte und Heilkunst (Schmidt) . . . . .	234
Alois Wolf, Aus alten Stuben und Kammern (Schmidt) . . . . .	235
Heinz Rölleke (Hg.), Märchen aus dem Nachlaß der Brüder Grimm (Schmidt) . . . . .	236
Heinz Rölleke, Der wahre Butt. Die wundersamen Wandlungen des Märchens vom Fischer und seiner Frau (Schmidt) . . . . .	236
Märchen der Weltliteratur. Düsseldorf-Köln 1978. Eugen Diederichs Verlag. Neue Bände:	
Märchen aus Mexiko. Hg. und übersetzt von Felix Karlinger und Maria Antonia Espadinha (Schmidt) . . . . .	237
Märchen aus dem Kaukasus. Hg. Isidor Levin (Schmidt) . . . . .	238
Museum und Kulturgeschichte. Festschrift für Wilhelm Hansen. Hg. Martha Bringemeier, Paul Pieper, Bruno Schier, Günther Wiegelmann (Schmidt) . . . . .	279
Viktor Herbert Pöttler, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum. 3. Aufl. (Schmidt) . . . . .	282
Jagd einst und jetzt. Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 1978 (Schmidt) . . . . .	282
Ingeborg Weber-Kellermann, Brauch, Familie, Arbeitsleben, Ausgewählte Schriften (Schmidt) . . . . .	283
Fritz Markmiller, Katalog zur Ausstellung „Wallfahrt im Volksbarock“ (Schmidt) . . . . .	284
Sigrid Braunfels-Esche, Sankt Georg. Legende, Verehrung, Symbol (Schmidt) . . . . .	285
Sigrid Metken, Geschnittenes Papier. Eine Geschichte des Ausschneidens in Europa (Schmidt) . . . . .	286
Johannes Just, Das Museum für Volkskunde Dresden (Sächsische Volkskundemuseum) (Schmidt) . . . . .	287
Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Herausgegeben von H. L. Cox. 22. Jg., 2. Halbband (Schmidt) . . . . .	287
Marianne Kendler, P. Jakob Schmid S. J. Ein bairischer Hagiograph des 18. Jahrhunderts (Schmidt) . . . . .	288

Kurt R a n k e, Die Welt der Einfachen Formen. Studien zur Motiv-, Wort- und Quellenkunde (Schmidt) . . . . .	289
Lexikon des Mittelalters. I. Band, 2. Lieferung (Schmidt) . . . . .	289
Ernst B r u n n e r, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern (Oskar Moser) . . . . .	290
Hans H a t t e n b e r g e r, Das Recht der Heiligen (Herbert Schempf) . . . . .	292
Juan R a m i r e z d e L u c a s, Volkskunst aus aller Welt. Übersetzt von Barbara Zeitlmann (Schmidt) . . . . .	293

### **Anzeigen**

Zuwachsliste der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde: Haus und Architektur (Klaus G o t t s c h a l l) . . . . .	239
--	-----

# Bildstöcke im Bild

## Ein Überblick über die bildkünstlerische Darstellung von Bildstöcken vom 15. bis zum 19. Jahrhundert

Von Leopold Schmidt

In der frühen Blütezeit der Bildstöcke, als die gotischen Lichtsäulen errichtet wurden, gab es keine Tendenz zum Abbilden der Wirklichkeit. Wenn Gegenstände der Realität ins Bild, das heißt auf Altartafeln, auf Motivbilder oder auch in Miniaturen der Buchmalerei aufgenommen werden, dann nicht als Wiedergabe der Wirklichkeit, wofür ja keine Veranlassung gegeben gewesen wäre, sondern in einem an der Grenze zwischen Symbolik und Realität stehenden Bezug. Das erste Anzeichen einer derartigen Darstellung findet sich dementsprechend in der flämischen Buchmalerei, die ja auch die ersten halb noch symbolischen Landschaftsdarstellungen geschaffen hat. Es handelt sich um ein Blatt aus den „Très Riches Heures“, dem Stundenbuch des Herzogs Jean de Berry, das in der Werkstatt der Brüder Paul, Hermann und Hänschen von Limburg 1411 begonnen wurde. Es ist das Blatt mit der Begegnung der zu Pferd einherreitenden Drei Könige<sup>1)</sup>. An der Begegnung ihrer Wege steht ein mächtiger gotischer Bildstock von Lichtsäulenart, nahe verwandt etwa den Spinnerinnenkreuzen von Wien und von Wiener Neustadt. Während diese wirklichen Bildstöcke aber in ihren Nischen und auf ihren Fialen Gestalten der christlichen Heilslehre und Legende vorweisen, stehen in den Nischen dieses fiktiven Bildstockes am Treffpunkt Figuren von heidnischen Göttern —, begreiflicherweise, denn der christliche Heiland ist ja eben erst geboren worden. Die angebliche Wirklichkeitsnähe ist von den hochgebildeten flämischen Malern also bewußt verfremdet, was den ansonst eigentlich krassen Anachronismus aufhebt.

Dreiunddreißig Jahre später, wenn man den Datierungen trauen darf, findet sich zu der flämischen Miniatur ein merkwürdiges Gegenstück in Bayern. Der gotische Flügelaltar von Polling, dem Jahr 1444 zugewiesen, enthält unter anderem eine Weihnachtstafel<sup>2)</sup>. Sie zeigt

---

<sup>1)</sup> Farbabbildung in: Fritz E. Hallwag (Hg.), Die Jahreszeiten. Fünfundzwanzig Meisterwerke alter Buchmalerei. Berlin 1942. S. 105.

<sup>2)</sup> Alte Pinakothek, München, Inv.-Nr. 4565. — Der Pollinger Altar befindet sich seit langem als Leihgabe im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Ich habe für die gütige Unterstützung bei der Beschaffung eines Diapositives davon Frau Dr. Leonie von Wilckens zu danken.

die Anbetung des Christkinds durch Scharen von kleinen Engeln und im Weihnachtshüttchen kniet ebenfalls anbetend die hl. Maria. Dahinter sind die freien Felder dargestellt, auf denen die Verkündigung an die Hirten stattfindet, und an dem Weg durch diese Felder steht klein, aber unverkennbar ein gotischer Bildstock. Kein so aufwendiges Stück wie die Lichtsäulen der flämischen Maler, sondern ein schlichter Stock mit betontem Tabernakel-Aufsatz. Auch diese Darstellung gewiß anachronistisch, aber der Wirklichkeit in Altbayern zur Zeit der Entstehung des Altares vermutlich nahestehend. Vielleicht hat die Pollinger Tafel mit den Graphiken, den Kupferstichen des 15. Jahrhunderts etwas zu tun, die hier noch als weitere Bildbelege heranzuziehen sein werden. Die Darstellung des Bildstockes im „Hausbuch“ der Fürsten Waldburg käme jener auf der Pollinger Tafel wohl am nächsten. Aber das „Hausbuch“ wird um etwa vierzig Jahre später als die Tafel angesetzt. Es fehlen uns also wohl Verbindungsglieder, die als mögliche Vorlagen für den Meister des Pollinger Altares hätten dienen können. Aber all das kann doch den Eindruck nicht verwischen, daß es in der Mitte des 15. Jahrhunderts nicht nur solche einfache gotische Tabernakelpfeiler schon gegeben hat, sondern daß sie mitunter von Malern der Zeit schon zur Kenntnis genommen wurden. Dafür hat sich ein anderes, nicht minder merkwürdiges Bildzeugnis ergeben, das wiederum in seiner Eigenart interpretiert werden muß.

Das einzigartige Zeugnis der Kenntnisnahme des gotischen Bildstockes der Blütezeit durch einen zeitgenössischen Maler hatte jahrzehntelang kein Gegenstück. Das nächste Bildzeugnis, das hier anzureihen wäre, zeigt bereits einen durchaus realen christlichen Bildstock, der seinem Darstellungsbezug nach freilich auch anachronistisch ist. Es handelt sich um die Motivtafel des Propstes Georg II. Eisler von Herzogenburg<sup>3)</sup>. Der rechts im Bild knieende Propst mit seinem Konvent ist bezogen auf den im Bilde viel größeren Bischof Ulrich von Passau, Graf von Tirol, den Gründer des Stiftes Herzogenburg. Ihm zu Ehren hat also der Propst 1497 die Tafel malen lassen. Sie stellt aber den Stifter an einem steinernen Bildstock stehend vor, der eine Kreuzigungsgruppe im Tabernakel aufweist, und an sich die Stelle bezeichnet, an der jener damals schon einhundertfünfjährige Bischof bei seiner Rückkehr nach einer Romreise im Jahr 1112 gestorben sein soll. Die Ansicht von Passau im Hintergrund unterstreicht die örtliche Bestimmung. Nun ist der im Bild dargestellte Bildstock selbstverständlich nicht im Jahr 1112 errichtet worden. Ein früheres Zeichen, vielleicht ein Steinkreuz, könnte es dort im 12. Jahrhundert gegeben haben.

---

<sup>3)</sup> Herzogenburg. Das Stift und seine Kunstschatze. Katalog. 1955. Nr. 57 und Abb. 4.

Dazu der Katalog: Gotik in Österreich. Krems 1959. Nr. 42.

Der im Bild dargestellte Bildstock gehört wohl deutlich dem 15. Jahrhundert an, der Maler könnte ihn gesehen haben. Es muß aber gar nicht sein, möglicherweise hat er ihn nur nach Angaben, nach Schilderungen dargestellt, da es sich ja wieder um keine Abbildung der Wirklichkeit, sondern um das Zeichen, das Sinnbild der durch den Tod des Bischofs geweihten Stelle handelte.

Immerhin, das Votivbild von Herzogenburg von 1497 steht durchaus schon an jener Zeitgrenze zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit, von der an Darstellungen von Bildstöcken mit einer gewissen Annäherung an die Wirklichkeit möglich geworden waren. Sie lassen sich in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts schon einigermaßen verfolgen. Zeitlich am Beginn steht wohl die zierliche Darstellung im Hausbuch der Fürsten Waldburg. Dort ist auf einem Blatt eine Hirschhetzjagd gezeigt, im Mittelgrund steht an der Straße vor den aufgespannten Jagdnetzen ein steinerner Tabernakelbildstock, und neben ihm zwei Steinkreuze<sup>4)</sup>. Das ist für die Jahre um 1480 eine schöne, bereits sehr real anmutende Bezeugung. Als wirklichkeitsnahe wird man auch die Darstellung eines gleichfalls steinernen Tabernakelbildstockes in der „Weltchronik“ von Hartmann Schedel anschauen dürfen, die 1493 in Nürnberg erschienen ist. Der mit einem Relief der Kreuzigung Christi mit zwei Assistenzfiguren ausgestattete Bildstock steht hier vor den Toren der Stadt Nürnberg, was auch durchaus der Wirklichkeit entsprechen kann<sup>5)</sup>. Ein sehr ähnlicher Bildstock findet sich dann schon im nächsten Jahr, 1494 auf einem Holzschnitt in Sebastian Brandts „Narrenschiff“ abgebildet. Aber dieser Bildstock weist zusätzlich noch eine ausgestreckte Hand auf, ist also gleichzeitig ein Wegweiser, was auch durch den Text gefordert wird, der zu dem Bild besagt

„Wer zeygen duet eyn guete stroß  
Und blibt er in dem pfütz vnd moß,  
Der ist der synn vnd wißheit bloß.“<sup>6)</sup>

Der Narr, der also Wegweiser spielen will, und selbst nicht aus dem Sumpf auf den rechten Weg findet, wird durch Vers und Bild verspottet. Dabei mag es übrigens solche Wegweiser-Bildstöcke auch

---

<sup>4)</sup> Johann Graf Waldburg-Wolfegg, Das mittelalterliche Hausbuch. Betrachtungen vor einer Bilderhandschrift (= Bilder aus deutscher Vergangenheit, Bd. 8) München 1957. Taf. I, Abb. 23 auf S. 29.

<sup>5)</sup> Elisabeth Rücker, Die Schedelsche Weltchronik, das größte Buchunternehmen der Dürer-Zeit (= Bilder aus deutscher Vergangenheit, Bd. 33), München 1973. Abb. S. 106, Kat.-Nr. 21.

<sup>6)</sup> Die Holzschnitte zu Sebastian Brandts Narrenschiff. Hg. Manfred Lemmer (= Insel-Bücherei Nr. 593) S. 21.

durchaus real gegeben haben. Im Bereich des Wallfahrtswesens sind bis heute welche erhalten <sup>7)</sup>).

Das Bild der durch Bilder bezeugten Bildstöcke ändert sich um und nach 1500 einigermaßen in dem Sinn, daß man den Eindruck haben kann, die Darstellungen werden noch etwas wirklichkeitsnäher. Auf dem Bild des hl. Hieronymus von Gerard David, das um 1500 in Brügge entstanden sein mag, kniet der Heilige im Gebet vor einem Pfahl, an dem ein Täfelchen mit Christus am Kreuz und den Assistenzfiguren befestigt ist <sup>8)</sup>. Das war vielleicht überhaupt ein Bildbaum, kann aber auch ein hölzerner Bildstock einfachster Art gewesen sein. Von großer Schlichtheit ist offenbar auch der schlanke Bildstock, der auf der graphischen Fassung der „Hirschjagd“ von Lucas Cranach zu sehen ist. Der Holzschnitt ist um 1506 entstanden, das Gelände soll wohl die Flußlandschaft der Elbe etwa bei Meißen darstellen. Bemerkenswerterweise scheint es sich um die einzige Darstellung eines Bildstockes durch Cranach zu handeln <sup>9)</sup>. Das mag aus seiner späteren Zuwendung zur Reformation erklärlich sein. Im Süden Deutschlands wurden in den gleichen Jahren mehrfach Bildstöcke in die Graphik aufgenommen. So hat Hans Burgkmair 1508 einen Holzschnitt zu den Predigten des Geiler von Kaisersberg geschaffen, der hier besonders herangezogen werden muß. Auf dem Blatt sind zwei Pilger und eine Pilgerin mit einem Knaben zu sehen, am Weg im Wald, nahe bei einer Kirche. Die Pilger unterhalten sich stehend vor einem Bildbaum, an dem ein Heiligenhäuschen mit einer Kreuzigungsdarstellung hängt. Neben dem Bildbaum steht ein Steinkreuz, in der Form eines gleichschenkeligen Kreuzes, mit einem Herzschild, und darunter die Signatur des Künstlers, H. B. <sup>10)</sup>. Das Zusammentreten von Bildbaum oder Bildstock und Steinkreuz ist hier also gleich deutlich dargetan wie im Hausbuch der Fürsten Waldburg.

Diesen ruhigen Darstellungen stehen in den nächsten Jahren einige stark bewegte gegenüber. Das beginnt mit dem Titelholzschnitt des Druckes „Christenlich Bilgerschaft zum ewigen Vatterland“, die 1512 in Augsburg erschien. Da steht Christus am Tor des himmlischen

---

<sup>7)</sup> Beispielsweise die „Votivsäule“ von Kottlingburgstall vom Jahre 1675. Vgl. Leopold Schmidt, *Volkskunde von Niederösterreich*, Bd. II, Horn 1972. S. 372 f.

<sup>8)</sup> Friedrich Winkler, *Die altniederländische Malerei. Die Malerei in Belgien und Holland von 1400 bis 1600*. Berlin o. J. Abb. 84 auf S. 137.

<sup>9)</sup> Lucas Cranach d. Ä. 1472—1553. *Das gesamte graphische Werk*. Mit Einleitung von Johannes Jahn. München 1972. Ausschnittabb. S. (388).

<sup>10)</sup> Johannes Geiler von Kaisersberg, *Predigen teutsch und vil guter leeren des hochgelerten herrn Johann von Kaysersberg*. Augsburg 1508. Der Holzschnitt auf fol. 38 r., kol., monogrammiert. Vgl. den Katalog der Ausstellung Hans Burgkmair 1473—1973. Augsburg 1973. Nr. 31, und Abb. 35.

Jerusalem, und der Pilger, durch einen Engel von oben geleitet, kommt von links und zwar an einem in der Bildmitte stehenden steinernen Tabernakelbildstock vorbei <sup>11)</sup>). Der Stock ist merklich gekrümmt, er weist die Spannung der Szene auf. Nicht weniger von Spannung erfüllt ist auch das Bild der „Apostelteilung“ das der ältere Jörg Breu 1514 in Augsburg geschaffen hat <sup>12)</sup>). Anstelle des Bildstockes steht hier an der Wegteilung ein T-Kreuz, vermutlich aus der gleichen Erwägung heraus, die bei den Malern der „Très Riches Heures“ hundert Jahre früher zur Ausstattung des herrlichen Bildstockes mit heidnischen Götterstatuen führte: Es konnte ja auch beim Abschied der Apostel noch keine christlichen Bildstöcke geben. Für uns sind bei der Darstellung dieses den Bildstock vertretenden Tau-Kreuzes zwei Dinge von besonderer Bedeutung: Er weist wiederum, wie der Bildstock in Sebastian Brandts „Narrenschiff“ eine Wegweiser-Hand auf, einen hölzernen Arm mit einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger. Und am Fuß des Tau-Kreuzes liegt ein Steinhaufen, in den Kreuzchen zwischen die Steine gesteckt sind <sup>13)</sup>). Es handelt sich um das älteste Bildzeugnis dieses Kreuzchen-Steckens, das in den verschiedensten Gegenden bis zur Gegenwart zu beobachten war, und das ab und zu auch in Zeugnissen der bildenden Kunst festgehalten erscheint <sup>14)</sup>). Jörg Breu hat, aus welchen Gründen auch immer, hier sozusagen einen vorchristlichen Bildstock in voller Funktion dargestellt, eine Darstellung, die sich vor allem wallfahrtskundlich genau interpretieren läßt. Das Beweget, das diesen Darstellungen der deutschen Renaissance inneohnt, lebt auch in der herrlichen Zeichnung eines Landsknecht-Fähnrichs von Urs Graf datiert 1516. Der schmutzige Fahnenenträger stürmt geradezu an dem gekrümmten Bildstock vorüber, der wiederum wallfahrtskundlich gekennzeichnet ist, weil geopferte Hufeisen an ihm aufgenagelt sind <sup>15)</sup>).

Diese Frühzeit der Darstellung von Bildstöcken hat noch Jahrzehnte später ein gewisses Nachleben gehabt. Wie auf vielen anderen Gebieten so hat auch auf diesem die frühe Gegenreformation noch einmal an das Spätmittelalter, an die Spätgotik angeschlossen. Ein schönes Beispiel dafür ergibt sich auf dem Gebiet der Illustration von

---

<sup>11)</sup> Josef Dünninger und Karl Treutwein, Bildstöcke in Franken. Konstanz 1966. Taf. III.

<sup>12)</sup> Staatsgalerie Augsburg — Städtische Kunstsammlungen. Katalog Altdeutsche Gemälde. Augsburg 1967. Snr. L 1054 und Abb. 36.

<sup>13)</sup> Lenz Kriss-Rettenbeck, Ex voto. Zürich 1972. Abb. 13.

<sup>14)</sup> Zum Brauch des Kreuzchensteckens vgl. Leopold Schmidt, Volksglaube und Volksbrauch. Gestalten, Gebilde, Gebärden. Berlin 1966. S. 222 f.

Ein Bildzeugnis der Kunst des 19. Jahrhunderts bietet Ignaz Umlauf, Bauernpaar mit Kind vor einem mit Holzkreuzchen besteckten hölzernen Wegkreuz. Aquarell, sign. und dat. 1846. Privatbesitz.

<sup>15)</sup> Dünninger und Treutwein, Bildstöcke in Franken, Abb. II.



Heiligenlegenden am Ende des 16. Jahrhunderts. Da hat der katholische Volks- und Erbauungsschriftsteller Johann Georg Tribianus (ca. 1541—1611/12) aus Überlingen am Bodensee bei Leonhard Straub in Konstanz eine bemerkenswerte Broschüre erscheinen lassen, welche den Titel trägt: „Memorial Oder Gedenckzedel: Von der Forcht Gottes / besonders aber vom Sabbath / Feyrabendt / Sonn / und Festtaegen / nach Goettlicher und Christenlicher Kirchen Eynsatzung und Ordnung recht und wohlzuhalten: auch von Straff der Verächter und Ordnung heiliger gebottner Zeytten und Tügen. Mit vermeldung etwelcher namhafter / und diser zeyt schier vergeßner / oder unbekandter Historien / Miracklen oder Wunderzeichen / so sich in diesem Fall zugetragen“<sup>15 a)</sup>). Den Beginn dieses Ermahntraktates über die Feierabend-Heiligung bildet die Legende vom hl. Eusebius vom Viktorsberg, also eines Einsiedlers unbekannter Zeitstellung, der die Bauern von Brederis ermahnt haben soll, am Feiertag nicht zu arbeiten, und deswegen von einem dortigen Bauern mit der Sense enthauptet worden sein soll<sup>15 b)</sup>). An der Stelle seines Märtyrertodes soll ein Bildstock errichtet worden sein, oder nach anderer Version, an dieser Stelle soll sich schon ein der hl. Anna gewidmeter Bildstock befunden haben. Der Broschüre von Tibianus aus dem Jahre 1598 ist jedenfalls ein Holzschnitt beigegeben, der den Heiligen bei dem Bildstock knieend zeigt, gerade in jenem Augenblick, in dem ihm der Bauer mit der Sense den Kopf abschlägt. In der rechts anschließenden simultan gezeigten Szene geht der Heilige als Kephalphoros, mit dem abgeschlagenen Haupt in den Händen dem Viktorsberg zu. Der Bildstock ist als spätgotischer Tabernakelstock dargestellt, im Bildfeld ist mit knappen Zügen das Bild einer stehenden Heiligen, vermutlich der hl. Anna angedeutet. Die Komposition stellt also einen krassen Anachronismus dar: der frühgeschichtliche Heilige vor dem spätgotischen Bildstock und die frühbarocke Darstellung des Kephalphoren ergibt zusammen schon ein merkwürdiges Bild, ungefähr der Illustration eines frühen Volksbuches entsprechend. Aber der Bildstock ist hier offenbar ganz im Widerspruch zu diesem Anachronismus als Zeugnis der Wahrheit des Geschehens wiedergegeben; von seinem Vorhandensein mochten sich die Wallfahrer zum Viktorsberg überzeugen können.

Die Darstellung auf dem Holzschnitt bei Tibianus 1598 steht also zwischen den aussagekräftigen wirklichkeitsnahen Kunstwerken des

---

<sup>15 a)</sup> Viktor Wratzfeld, Eusebius vom Viktorsberg. Geschichte — Legende — Kult. Ein Beitrag zur Geschichte der Heiligen Vorarlbergs (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 11) Dornbirn 1975. S. 63 ff., und dazu Abb. 5.

<sup>15 b)</sup> Leopold Schmidt, Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. 1), Wien 1952. S. 171 ff.

frühen 16. Jahrhunderts und den mehr der Stimmung von Landschaftsbildern dienenden Einbeziehungen von Bildstöcken in Kompositionen des mittleren und späten 16. Jahrhunderts, wie sie vor allem die Niederlande hervorgebracht haben. In beiden Fällen schwingt etwas von einem gewissen Nichtzurkenntnisnehmen der Reformation mit. Der Holzschnitt mit dem hl. Eusebius von Viktorsberg unterstreicht das Zurückgreifen auf das Mittelalter besonders deutlich. Man glaubt ja auch formal noch die Darstellungsart wie in der „Weltchronik“ von Hartmann Schedel vor sich zu haben, oder die des Wegweiserbildstockes im „Narrenschiff“ des Sebastian Brandt. Das mag freilich auch die Tradition der Holzschneider mitbewirkt haben.

Mit der Reformation hören für etwa dreißig Jahre die Bildzeugnisse für den Bildstock auf. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts stellen sie sich dann wieder ein, recht spärlich, und wohl auch in anderen Zusammenhängen. Das berühmteste Bildzeugnis der nordischen Spätrenaissance ist wohl das Bild der „Heuernte“ von Pieter Bruegel, das Juni-Bild von 1565<sup>16)</sup>. Da steht ein einfacher hölzerner Bildstock, schlank, braun, und doch unübersehbar fast genau in der Bildmitte am Rand des Weges, den die kräftigen Heumäherinnen dahinschreiten. Im spitzgiebligen Heiligenhäuschen glaubt man die Figur einer Madonna mit Kind erkennen zu können. Zwanzig Jahre später hat ein anderer Niederländer, Lucas van Valckenborch, eine „Herbstlandschaft mit Weinlese“ gemalt, 1585. Fast in der Bildmitte an der unteren Grenze des Weinberges rechts, steht ein Wegkreuz, das vielleicht als Grenzzeichen gelten mag<sup>17)</sup>. Es ist offenbar ein großes Holzkreuz, das uns möglicherweise den Rücken, und den Weingärten den Leib des Kreuzigten weist. Solche in große Kompositionen eingestreute Bildstock- und Wegkreuz-Darstellungen mag es in größerer Zahl geben. Man kann sie nur auf den Abbildungen der Kunstwerke kaum jemals erkennen, und die Zahl der Originale, die man durchzuarbeiten vermag, bleibt doch immer begrenzt. Ein Beispiel dafür bietet jedenfalls die „Gebirgslandschaft“ von Paul Bril, um 1590. Da führt eine Straße auf eine Brücke zu, die sich über einen Abgrund spannt. Es kommt dann links eine größere Wegkapelle<sup>18)</sup>. Im weiteren Verlauf kommt die Straße an einem kleinen Felsen links vorbei, auf dem ein Wegkreuz steht. Die Bildbezeugung ist sicher deutlich, aber die Darstellung des Niederländers meint wohl eine italienische Landschaft, vielleicht bei

---

<sup>16)</sup> Fritz Novotny, Die Monatsbilder Pieter Bruegels d. Ä. (= Kunstdenkmäler, H. 4), Wien 1948. Taf. 19.

<sup>17)</sup> Katalog der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums, II. Teil, Wien 1958, S. 138, Nr. 386.

<sup>18)</sup> Horst Vey und Annemarie Kesting, Katalog der niederländischen Gemälde von 1550 bis 1800 im Wallraf-Richartz-Museum (= Kataloge des Wallraf-Richartz-Museums Bd. III) Köln 1967. Nr. 3178, Abb. 25.

Tivoli in der Nähe von Rom. Heimischen Eindrücken dagegen dürfte die Bildstock-Darstellung auf dem Bild „Ein Überfall“ von den beiden Niederländern Jan Bruegel dem Älteren und Sebastian Vrancx, um 1600 entstammen<sup>19)</sup>. Es handelt sich um ein Blachfeld, in dem der Reiterüberfall stattfindet. Auf dem Feld steht in der Mitte links, wieder fast genau auch in der Bildmitte, ein Kreuz, ein Wegkreuz, wieder mit einem angehängten Heiligenhäuschen, und neben dem Wegkreuz ist abermals deutlich ein Steinkreuz zu erkennen. Zu dem Kreuz fliehen die am Überfall unbeteiligten, aber doch gefährdeten Bauersleute.

Die Malerei der Spätrenaissance zumindest in den katholischen Niederlanden hat also die Bildstock-Einbeziehung in die Bildkomposition beibehalten, wenn auch in einstweilen nur wenigen nachweisbaren Fällen, und auch dann vor allem aus bildkünstlerischen, nicht etwa dokumentarischen Gründen. Aber die Wegkreuze, die hölzernen Bildstöcke, und die Steinkreuze dabei, die entstammen doch wohl der Welt der Wirklichkeit, und sind nicht von graphischen Vorlagen entlehnt, obwohl es auch diese gegeben hat. Das Auftreten von Bildstöcken auf Graphiken ist eine Angelegenheit der topographischen Forschung, die hier höchstens gestreift werden kann. Was im späten 17. Jahrhundert an guten topographischen Ansichten geschaffen wurde, das konnte etwa vorhandene Bildstöcke durchaus mit darstellen. Ein schönes Beispiel dafür ist der Kupferstich „Schloß Hernalts“ von Georg Matthäus Vischer, um 1660 entstanden<sup>20)</sup>. Da ist ein beachtlicher steinerner Bildstock, wohl schon aus dem 17. Jahrhundert. Er kann wohl erst nach der Austreibung der Protestanten, die gerade im Schloß Hernalts eine zeitlang ihr geistiges Zentrum hatten, errichtet worden sein.

Bildstöcke auf topographischen Ansichten wurden sicherlich der geschauten Wirklichkeit entsprechend dargestellt. Wenn sich auf Bildern einer ganz anderen Gruppe von Darstellungen, nämlich auf Votivtafeln der gleichen Zeit Bildstöcke eingezeichnet finden, dann handelte es sich um die örtliche Festlegung eines Ereignisses, für welches das Votivbild sprechen sollte. Ein vorzügliches Beispiel dafür stellt das vor einigen Jahren vom Österreichischen Museum für Volkskunde erworbene Tiroler Votivbild von 1679, das den Unfall eines Fuhrmannes an einer Brücke zeigt<sup>21)</sup>. Der Fuhrmann hat die Anfertigung des Bildes wohl anlässlich seiner glücklichen Rettung gelobt, und dabei angegeben, daß der genaue Ort festzuhalten sei: Die Tiroler Forschung hat uns belehrt, daß es sich um das Kloster Sonnenburg über dem Puster-

---

<sup>19)</sup> Katalog der Gemäldegalerie des Kunsthistorischen Museums, Nr. 71.

<sup>20)</sup> Hernalts. Ein Heimatbuch für den 17. Wiener Gemeindebezirk. Herausgegeben von Hernalser Lehrern. Wien 1924. Abb. 6 auf S. 96.

<sup>21)</sup> Klaus Beitzl, Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst. Salzburg 1973. Taf. 3.

tal handle, und der angerufene und dargestellte Patron der sagenhafte Gründer des Klosters, der sel. Volkoldus sei<sup>22)</sup>). An der Brücke tief unten aber steht ein großartiger gotischer Bildstock. Seine Fresken mögen aus der Werkstatt Michael Pachers in Bruneck gewesen sein, das sieht man noch auf diesem zweihundert Jahre jüngerem Bild, und das bedeutet gleichzeitig, daß der Bildstock völlig wirklichkeitsgetreu in dieses Motivbild aufgenommen wurde. Eine Art von Gegenstück stellt die Einbeziehung eines Bildstockes in eine Mirakeltafel dar. Es handelt sich um das Hostienmirakel von Wolfsberg in Kärnten<sup>23)</sup>). Der Legende nach soll die verunehrte Hostie von der Lavant 1337 bei dem auf einem kleinen Uferfelsen stehenden Bildstock angeschwemmt worden sein. Auch dieser Bildstock ist auf dieser Tafel des 17. Jahrhunderts völlig deutlich wiedergegeben. Ähnliches hat es offenbar mehrfach gegeben, nur sind die Bildbelege dafür noch nicht gesammelt worden.

In der folgenden Aufklärungszeit ist der Bildstock immer seltener ins Bild aufgenommen worden. Wo sich Bildzeugnisse noch dafür finden, da handelt es sich um Ausläufer der barocken Andachtskunst, auch auf Andachtsbildern selbst, auf Ursprungsfresken in Kirchen und ähnliches mehr. Die Kunst der allmählich frei und selbstständig werdenden Künstler dagegen rückt von der Wiedergabe des Gegenständlichen in der Landschaft ab. Und die Aufklärer selbst wie auch die protestantischen Reisenden lassen eine zeitlang eine rechte Abneigung gegen die ihnen unverständlichen Zeichen am Wege verspüren. Das merkt man noch bei den gebildeten Reisenden des Goethe-Kreises, wenn etwa das Fräulein Luise von Göchhausen am 3. September 1788 an Wieland von ihrer Fahrt durch Tirol berichtet: „Denken Sie sich bey einen engen Tal Berge, die bis in die Wolcken gehen, die Gipfel mit Schnee und Eis bedeckt, wo man zuweilen keinen Ausgang möglich glaubt, überall das Auge von himmelhohen Gebürgen beschränkt, tosende Wasserfälle, die aus den Wolken zu kommen scheinen, und fast alle Viertelstunden ein blutender Heyland, Abbildungen von Unglücksfällen, umstürzende Wagen, oder Legenden von Heiligen, die durch Wunderkraft Menschen vom Untergang erretteten, alles in häßlicher Kunst dargestellt, dies alles geht abwechselnd mit schöneren Formen der Berge und blühenden Tälern bis Verona so fort“<sup>24)</sup>). Be-

---

<sup>22)</sup> Klaus Beitzl, *Votivbildstudien*. 1. *Votivbild aus dem ehem. Benediktinerinnenstift Sonnenburg (Südtirol), 1679* (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXIX/78, 1975, S. 104 ff.).

<sup>23)</sup> Leopold Schmidt, *Ein Mirakelbild zur Wolfsberger Hostienlegende* (Festschrift für Gotbert Moro = Carinthia I, Bd. 152, Klagenfurt 1962, S. 228, Abb. 1).

<sup>24)</sup> Werner Deetjen, *Die Göchhausen. Briefe einer Hofdame aus dem klassischen Weimar*. Berlin 1923. S. 67.

greiflich, daß in dieser Zeit kaum ein Maler diese Zeugnisse einer unverständlich gewordenen Welt der Volksfrömmigkeit im Bilde festhalten mochte.

Es wäre vermutlich wichtig, die Graphik der Zeit auf das Motiv hin zu mustern. In den Romanen der Empfindsamkeit stellten sich doch Szenen ein, die auch solche Bildmotive verlangten<sup>25)</sup>. Und hier und da haben Maler und Graphiker, die sich der nun aufsteigenden klassischen Dichtung näherten, wohl auch für dieses Motiv wieder Verständnis gewonnen. Ein markantes Beispiel dafür mag Johann Christian Reinhard (1761—1847) sein, der eine schöne Radierung schon 1787 dem Thema „Reisender an der Betsäule“ widmete<sup>26)</sup>. Der vorzügliche gotische Bildstock beeindruckt da nicht weniger als die Darstellung, die einen Reisenden im langen Mantel der Goethezeit vor dem am Waldrand stehenden Zeichen niedergekniet sein läßt. Zwanzig Jahre später wäre das Motiv den Romantikern schon durchaus selbstverständlich gewesen. Jetzt aber, um 1780, stellten doch höchstens topographisch schaffende Künstler ab und zu so einen Bildstock in die von ihnen aufgenommene Landschaft. Josef Schaffer die „Spinnerin am Kreuz“ etwa auf dem Aquarell um 1780<sup>27)</sup>, und Joseph Heidehoff den Bildstock bei Hacking auf seinem Aquarell „Gegend bei Hacking an dem Wienfluß im Monat August, vor Sonnen-Untergang“, 1789<sup>28)</sup>. Solche topographische Bildstock-Bilder haben noch nichts damit zu tun, daß die herannahende Maler-Romantik das Motiv sehr bald für sich entdecken wird. So wird die getuschte Federzeichnung „Felsige Waldlandschaft mit Kreuz“ von Caspar David Friedrich schon der Zeit um 1798 zugewiesen<sup>29)</sup>. Auf späteren Zeichnungen Friedrichs findet sich das Wegkreuz-Motiv immer wieder. Die gestaltliche Überhöhung finden alle diese Ansätze dann in der Darstellung des Gipfelkreuzes auf Friedrichs „Morgen im Riesengebirge“ von 1811<sup>30)</sup>. Diese großartige Vision soll uns aber nicht davon abbringen, in anderen, späteren Werken Friedrichs immer wieder Wegkreuze zu finden, die offenbar nach der Wirklichkeit dargestellt sind. Auf einigen dieser Zeichnungen handelt es sich dann sogar eindeutig weder um Feldkreuze noch um Grabkreuze, sondern um echte Steinkreuze. Friedrich

---

<sup>25)</sup> Vgl. beispielsweise den Kupferstich „Liebespaar in Rebenlaube“ von Ramberg und E. Frosch, 1800, in Thümmels „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, Abb. zum VIII Teil, S. 83 (A. M. von Thümmel, Sämtliche Werke, Bd. 6, Leipzig 1854, mit den Stichen der Originalausgabe).

<sup>26)</sup> Paul Ferdinand Schmidt, Deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830. München 1922. S. 35, Abb. 9.

<sup>27)</sup> Historisches Museum der Stadt Wien. Dat. Um 1780.

<sup>28)</sup> Historisches Museum der Stadt Wien. Dat. 1789.

<sup>29)</sup> Helmut Börsch-Supan und Karl Wilhelm Jähniq, Caspar David Friedrich. München 1975. S. 236, Abb. 6.

<sup>30)</sup> Börsch-Supan und Jähniq, Abb. 11.

hat sie noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ganz stil- sicher nicht nur an Wegen, sondern auch in der Nähe von Ruinen, wohl den von ihm öfter dargestellten Kirchenruinen festgehalten<sup>31)</sup>.

Nun kann man bei manchen anderen, jüngeren Romantikern fest- stellen, daß ihre wieder dem Katholizismus zugewandten Gemüter auch für die Bildbäume, die Wegkreuze und Bildstöcke empfänglich wurden. Ein schönes Beispiel bietet der eine zeitlang in Wien lebende Julius Schnorr von Carolsfeld, der 1819 die als Bildbaum dienende „Breite Föhre“ am Anninger so stimmungsvoll und beziehungsreich mit dem weiten Blick nach Osten gemalt hat<sup>32)</sup>. Es ist die Zeit, in der kleinere, mehr der Alltagsillustration zugewandte Künstler beispiels- weise auch den gewaltigen Bildbaum beim „Agnesbrünnl“ auf dem Hermannskogel im Wienerwald dargestellt haben<sup>33)</sup>. Und ob man nun die Blicke vom Wienerwald, etwa vom Krapfenwaldl aus, gegen Wien wandte<sup>34)</sup>, oder von der Donau her, immer konnte der eine oder andere Bildstock dabei ins Bild kommen<sup>35)</sup>. Das gilt schon früh, 1807 für Balthasar Wigand, ebenso wie noch spät, 1842, für Rudolf von Alt. Ein Bild für sich ist dabei „Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842“ von Jacob Alt, offenbar auf dem Wienerberg gemalt, und mit einem deut- lich erkennbaren gemauerten Bildstock im Vordergrund<sup>35 o)</sup>. Bei der Sonnenfinsternis handelt es sich um die gleiche, die auch auf Adalbert Stifter einen so großen Eindruck gemacht hat. Jedenfalls, man könnte die Blätter von Rudolf von Alt und einigen seiner Zeitgenossen, etwa Franz Scheyerer oder Tobias Raulino, auf denen Bildstöcke vorkom- men<sup>36)</sup>, geradezu zusammenstellen, und hätte eine anschauliche Doku- mentation der Bildstöcke rund um Wien im Vormärz damit in Händen.

Umgekehrt könnte man solche Bildstock-Dokumentationen mit- unter auch aus dem Werk eines einzigen Künstlers gestalten. Ein her- vorragendes Beispiel dafür ist der große sächsische Romantiker Lud-

---

<sup>31)</sup> Börsch-Supan und Jähnig, S. 465, Abb. Nr. 466. Es handelt sich nämlich dabei tatsächlich um ein Steinkreuz, nicht wie manchmal geglaubt wurde um ein Grabkreuz oder ein Feldkreuz.

<sup>32)</sup> Hans Aurenhammer und Klaus Demus, Die Österreichische Galerie im Belvedere in Wien. Wien 1962. Abb. 42.

<sup>33)</sup> Walter Hirschberg, Das Agnesbrünnl. Volkskundliches um eine Quelle im Wienerwald. Wien 1949. Abb. I.

<sup>34)</sup> Balthasar Wigand, Blick auf Wien vom Krapfenwaldl. Gouache, dat. 1807 (Historisches Museum der Stadt Wien).

<sup>35)</sup> Rudolf von Alt, Blick auf die Stromlandschaft (mit weggewischem Bildstock links). Aquarell, dat. 1842 (Historisches Museum der Stadt Wien).

<sup>35 o)</sup> Jacob Alt, Die Sonnenfinsternis am 8. Juli 1842 (Katalog Romantik und Realismus in Österreich. Ausstellung Laxenburg. Wien 1968. Abb. 3).

<sup>36)</sup> Franz Scheyerer (1770—1839), Blick vom Nußberg auf Wien (mit Bildstock im Mittelgrund). Um 1810. (Katalog der 428. Kunstversteigerung Dorotheum Wien, 10. 1.—14. 1. 1977. Nr. 391, Abb. auf Taf. 14).

wig Richter, der anscheinend seit seinen ersten Wanderungen in den österreichischen Alpen das Gebiet für sich entdeckt hat. Eine Handzeichnung aus der Zeit um 1820, ein „Wegkreuz im Gebirge“, vermutlich im Salzkammergut entstanden, ist dafür bezeichnend<sup>37)</sup>. Später hat Richter eigentlich alle Arten der Wegkreuze und Bildstöcke zeichnerisch zur Kenntnis genommen und gelegentlich auch in Gemälden wie auf Holzschnitten verwendet. Und hierbei finden wir dann auch die Wiederaufnahme jenes Motives, das Johann Christian Reinhart schon mehr als dreißig Jahre früher gestaltet hatte, nämlich den betenden Reisenden, den besinnlichen Wanderer, der dem Bildstock zugesellt erscheint, sogar noch auf dem späten Blatt „Heimweh“ von 1861<sup>38)</sup>. Es wäre eine Aufgabe für sich, die einzelnen Bildbäume, Wegkreuze, gemauerten und steingehauenen Bildstöcke im Lebensbereich Richters richtig zu orten, also auch gegenständlich zu verifizieren.

In manchen Fällen berühren sich die Bildstock-Darstellungen Richters mit den motivverwandten Bildern der österreichischen Biedermeiermalerei. Das „Dankgebet der Schnitter“ Richters von 1866<sup>39)</sup> hat sein Gegenstück in Waldmüllers „Schnittern beim Wegkreuz vor Brunn am Gebirge“ schon um 1846<sup>40)</sup>. Der „Prager Musikant“ Richters von 1844 mit dem vor der Statue des hl. Johannes von Nepomuk betenden Musikanten<sup>41)</sup> berührt sich motivisch mit der „Johannesandacht in Sievering“ Waldmüllers von 1845<sup>42)</sup>. Inwieweit die sehr bekannten und weitverbreiteten Graphiken Richters direkt auf die österreichischen Maler anregend gewirkt haben mögen, muß wohl einstweilen dahingestellt bleiben. Jedenfalls mag man auch aus diesen Hinweisen entnehmen, daß die Aufnahme der Bildstöcke in Bilder stets von mehreren verschiedenen Faktoren angeregt worden sein kann.

Man betritt also mit den Bildstock-Bildern der österreichischen Maler der Biedermeierzeit nicht völlig unberührtes Neuland. Das

---

<sup>37)</sup> Deutsche Romantikerzeichnungen, hg. Marianne Bernhard. Frankfurt 1973, Bd. II, S. 1366.

<sup>38)</sup> Ludwig Richter, Fürs Haus. Herbst. Dresden (1861). Wiederabgedruckt in: Ludwig Richter-Album. Sämtliche Holzschnitte. Einleitung von Wolf Stubbe. München 1968. Bd. I, S. (206).

<sup>39)</sup> Ludwig Richter, Unser tägliches Brot. Dresden (1866). Wieder abgedruckt in: Ludwig Richter-Album, Bd. I, S. (242).

<sup>40)</sup> Katalog Ferdinand Georg Waldmüller. Höldrichsmühle 1965. Nr. 3, Abb. 8. (Skizze im Besitz der Österreichischen Galerie).

Das vollendete Bild (mit dem erhöhten Kreuz) bei Georg Schäfer, Katalog Romantik und Realismus in Österreich. Ausstellung Laxenburg 1972. Abb. 244.

<sup>41)</sup> Ludwig Richter, Alte und neue Studentenlieder. Leipzig (1844). Wieder abgedruckt in: Ludwig Richter-Album, Bd. I, S. (598) oben.

<sup>42)</sup> Bruno Grimschitz, Ferdinand Georg Waldmüller. Wien 1943. Maria Buchsbaum, Ferdinand Georg Waldmüller. Salzburg 1975.

schöne Gebiet mutet nur so an, weil in den Bildersammlungen und Gemäldegalerien die wertvollen Bilder allein und für sich hängen, und die eventuell dazugehörigen Graphiken nicht davor oder daneben gezeigt werden oder gezeigt werden können. Aber sicherlich sind so manche frühe Landschaftler wie etwa der große Josef Rebell (1787 bis 1828), der auf seiner „Ansicht der Herrschaft Emmersdorf in Niederösterreich“ 1826 die in der Nähe eines genau gekennzeichneten Bildstockes rastenden Schnitter erfaßt hat<sup>43)</sup>, von graphischen Anregungen unabhängig. Bei Rebells nächsten Zeitgenossen, etwa bei Johann Matthias Ranftl (1805—1854), der gern die „Rastenden Wallfahrer“ offenbar auf ihrem Weg nach Maria Lanzendorf bei einem Bildstock gemalt hat<sup>44)</sup>, läßt sich das nicht so genau sagen. Und das reizende Aquarell „Andacht beim Bildstock“ von Peter Fendi (1796 bis 1842) mag auch von Anregungen abhängig sein, die wir nicht ganz kennen; eine gewisse Verwandtschaft mit barocken kleinen Andachtsbildchen ist übrigens gerade diesem Aquarell wohl nicht abzusprechen<sup>45)</sup>.

Anders steht es, wenn man die eigentlichen Romantiker mit ihrer stark religiösen Note betrachtet. Das „Ave Maria“ von Erasmus Engert von 1829 etwa zeigt einen steinernen Bildstock, bei dem man doch den Eindruck einer neugotischen Schöpfung hat<sup>46)</sup>. Im vorderen Bildfeld des Tabernakels ist eine Madonna zu sehen, bei der man unwillkürlich an Raffael denkt. Und vor dem Bildstock stehen gar zwei als Pilgerinnen gekleidete Mädchen, deren Haltung eine gewisse Theatralik nicht verkennen läßt. Zusammen mit dem Blick auf die weite Flußlandschaft also eine eindrucksvolle Komposition, wie sie den Wiener Biedermeiermalern nicht entspricht, und weit eher Verbindungen beispielsweise zur schlesischen Romantik aufweisen dürfte. Carl Albert Eugen Schaeffers „Landschaft mit gotischer Kapelle“, auch „Kreuzfahrers Abendgebet“ von 1829 könnte ein passendes Gegenstück sein<sup>47)</sup>. Man muß aber wohl auch an die neukatholische romantische

---

<sup>43)</sup> Aurenhammer und Demus, Die Österreichische Galerie im Belvedere. S. 55.

Österreichische Galerie, Katalog der Neuaufstellung. Wien 1954. S. 25.

<sup>44)</sup> Österreichische Galerie, Katalog der Neuaufstellung. S. 35.

Leopold Schmidt, Volkstracht in Niederösterreich. Eine Einführung nach Erscheinungsform, Funktion und Geschichte. (= Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 5) Linz 1969. Farbtafel Abb. 22.

<sup>45)</sup> Graphische Sammlung Albertina, Wien.

<sup>46)</sup> Österreichische Galerie, Wien. Galerie des 19. und 20. Jahrhunderts im Oberen Belvedere.

<sup>47)</sup> Ernst Scheyer, Schlesische Malerei der Biedermeierzeit. Frankfurt am Main 1965. Abb. 65 auf S. 192.



Buchillustration denken, die ganz verwandte Schöpfungen hervorgebracht hat. Die Titelbilder so mancher Gebetbücher der Zeit, ob in Wien 1840<sup>48)</sup> oder in Würzburg 1854<sup>49)</sup> erschienen, zeigen gotische Bildstöcke in derartige Andachtsszenen einkomponiert, deren Frömmigkeit uns auch einigermaßen theatralisch anmutet.

Diese Welle der katholischen Spätromantik ist für das Gebiet der Bildstock-Bezeugung in der bildenden Kunst kaum schon beachtet worden. Hier fehlt es bisher an jeglicher Aufarbeitung des Stoffes. Selbst die Frömmigkeitsgeschichte der einzelnen bedeutenden Maler der Zeit ist ja bisher kaum beachtet worden. Man weiß doch auch nicht, wie die einzelnen Bildstock-Darstellungen in die jeweiligen Perioden im Leben und Schaffen eines Realisten wie Ferdinand Georg Waldmüller einzuordnen sein mögen. In der Frühzeit, um 1832, hat Waldmüller die „Zuflucht zum Bildstock beim Nahen eines Gewitters“ gemalt<sup>50)</sup>, wo der gemauerte Bildstock mit der Madonna in der Nische als recht romantische Komposition anmutet. Ähnlich verhält es sich auch noch 1836/37 mit dem Bild „Ein Mädchen schmückt die Mutter Gottes mit einer Rose“, wobei es sich um eine Madonna in einem hölzernen Heiligenhäuschen auf einem gemauerten Sockel handelt<sup>51)</sup>. Komposition ist ja sicherlich auch die schon erwähnte „Johannesandacht in Sievering“ von 1845. Aber hier hat die tatsächliche Beobachtung des Volkslebens, das Verhalten der betenden und singenden Sievinger Dorfleute in ihrer Gruppe auch echten Wirklichkeitsgehalt<sup>52)</sup>. Wahrscheinlich mehr als die Pose des „Bettelnden Knaben vom Magdalenengrund in Wien“ von 1861, auch wenn die Darstellung der Johann von Nepomuk-Statue am Wienfluß vor dem Hintergrund der Karlskirche bildstocktopographisch durchaus seine Bedeutung behält<sup>53)</sup>.

Jedenfalls gilt für diese spätromantischen Bilder, daß der Bildstock nicht allein in der Landschaft steht, daß die Maler Menschen zu ihm stellen, ob es sich nun um lose Zusammenfügungen oder um sinnvolle Kompositionen handelt. Die Bedeutung der Andacht einer ganzen Gruppe von Dorfleuten bei der Johannesandacht hat freilich nur

---

<sup>48)</sup> Carl Mally, Die Feier des Tages. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für gebildete Christen. Wien (um 1840). Titelblatt: Stahlstich von F. Lorenz und C. F. Merckel, Leipzig.

<sup>49)</sup> Des Christen Pilgerstab auf der Reise in die Ewigkeit. Missionspredigten und Andachtsübungen. Neuauflage. Würzburg (1854). Titelbild: Stahlstich, unsign.

<sup>50)</sup> Buchsbaum, Waldmüller, Abb. 96 auf S. 111.

<sup>51)</sup> Buchsbaum, Waldmüller, Abb. 50 auf S. 61.

<sup>52)</sup> Leopold Schmidt, Volksgesang und Volkslied. Proben und Probleme. Berlin 1970. Abb. 15.

<sup>53)</sup> Buchsbaum, Waldmüller, Ab. 65 auf S. 75.

Waldmüller ganz erfaßt und dargestellt. Der Gegensatz zu den kommenden Jahrzehnten, in denen die Maler mehr und mehr den Bildstock, das Wegkreuz völlig allein auf einem menschenleeren Feld zeigten, ist beachtlich. Er spiegelt jedenfalls auch den Wandel des Verhältnisses der Künstler zu ihrem Gegenstand: Der Bildstock wurde im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts gar nicht mehr als Denkmal der Volksfrömmigkeit empfunden, sondern nur mehr als ein „malerischer Gegenstand“.

Vor dieser Vereinsamung der Bildstöcke in der Kunst im letzten Jahrhundert, über die gesondert gesprochen werden müßte, hat sich aber doch noch eine Art von heiterem Schlußkapitel der Bildstock-Darstellungen im Spätbiedermeier ergeben. Es mußten ja nicht immer fromme Leute sein, die man beim Bildstock malte, man konnte auch unfromme, ja böse Gesellen dabei ertappen oder sie eben dazukomponieren. So kommt die Darstellung feindlicher Soldaten bei Bildstöcken zustande<sup>54)</sup>, so etwa das tragikomisch anmutende Bild von August Gerasch (1822—1893) „Der gestellte Flurdieb“, das den von einem Flurschützen gestellten Flurdieb bei einem Bildstock zeigt<sup>55)</sup>. Die beiden Männer sind schon in historisierende Kleider gesteckt, es ist wieder Theater, aber nicht mehr religiöses wie bei Erasmus Engert, sondern eben das Kostüm des Historismus im Sinn des Meininger Hoftheaters. Da ist es nicht zu verwundern, daß schließlich auch die Satire zu Wort kommen kann. In Goethes „Reineke Fuchs“ gibt es so manche Szenen, die nach Darstellung, nach Verbildlichung verlangen, und der Leser oder Hörer mag sich manchen der von Goethe beschriebenen Wege mit Bildstöcken oder Wegkreuzen versehen vorgestellt haben, obwohl wir uns bei dieser Dichtung in einer außerchristlichen Tierfabelwelt bewegen. Jedenfalls hat schon 1843 Ludwig Richter die Szene, in der Reineke als Pilger vor den Hahn Hennig tritt, auf einem Weg dargestellt, an dem ein steinerner Bildstock steht<sup>56)</sup>. Wenige Jahre später, nämlich 1846, hat dann Wilhelm von Kaulbach (1804—1874) in seinen köstlichen Zeichnungen zum „Reineke Fuchs“ das Motiv noch einmal aufgenommen. Was bei Richter erst angedeutet war, wird noch bei dem Skeptiker Kaulbach zur Satire: Reineke Fuchs verprügelt das Kaninchen gerade vor einem Bildstock ganz beträchtlich. Reineke ist da als Heuchler gekennzeichnet: Er tut so, als hätte er eben noch in Zschokkes „Stunden der Andacht“ gelesen, und —

---

<sup>54)</sup> August Mahlknecht, Rotmäntler (= Seressaner) bei Mödling. 1848. Ölgemälde im Besitz der Österreichischen Bundesmobilienvverwaltung, Legat Petznek.

<sup>55)</sup> August Gerasch, Der gestellte Flurdieb. Öl auf Holz, sign. und dat. 1846. Dorotheum Kunstabteilung 1975.

<sup>56)</sup> Ludwig Richter, Reineke der Fuchs. 4. Aufl. Leipzig (1843). Wieder abgedruckt in: Das Ludwig Richter-Album, Bd. I, S. (561).

Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen,  
 klagt das Kaninchen später dem König —  
 Er hatte, wie ein Pilger gekleidet, als läs' er Morgengebete,  
 Sich vor die Pforte gesetzt. Da wollt' ich behende  
 Meines Weges vorbei, zu Eurem Hofe zu kommen.  
 Als er mich sah, erhob er sich gleich und trat mir entgegen,  
 Und ich glaubt', er wollte mich grüßen; da faßt er mich aber  
 Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwischen den Ohren  
 Fühlt ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren.  
 Denn sie sind lang und scharf; er drückte mich nieder zur Erde,  
 Glücklicherweise macht' ich mich los, und da ich so leicht bin,  
 Konnt' ich entspringen; er knurrte mir nach und schwur mich  
 zu finden.  
 Aber ich schwieg und machte mich fort, doch leider behielt er  
 Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte <sup>57)</sup>.

Übrigens, den Bildstock erwähnt Goethe selbst nicht, er gehört also zur  
 Komposition, wie sie Richter schon vorgeahnt und Kaulbach dann so  
 eindrucksvoll ausgeführt hat.

Da ist also die Romantik zu Ende, es sind dies Zeichen für eine  
 neue Abwendung von der gewollten Frömmigkeit dieser Jahre, und  
 für den Rückgriff auf die Haltung Goethes mit seinem ganzen Abscheu  
 gerade vor Heuchlern. Auch dafür, aber vielleicht nur gerade in dieser  
 Wendeperiode in der Mitte des 19. Jahrhunderts, war also die Einbe-  
 ziehung gerade des Bildstockes in solche Zusammenhänge auch mög-  
 lich.

---

<sup>57)</sup> Johann Wolfgang von Goethe, Reineke Fuchs, mit den Zeichnun-  
 gen von K a u l b a c h. Auf Holz gezeichnet von Julius Schnorr, Stuttgart o. J.  
 (1863). S. 103.

# Lazarusbrauch in Südosteuropa

## Proben und Überblick

Von Walter Puchner

Es gibt alte Zusammenhänge zwischen Lazarus — Überlieferung und Weihnachtstradition. Die ikonographischen und hymnologischen Studien von Konrad Onasch<sup>1)</sup> haben es wahrscheinlich gemacht, daß jene eigenartige kline-förmige Bergeshöhle, in der die Gottesmutter im mittelbyzantinischen Darstellungstyp der Geburt Christi liegt<sup>2)</sup>, der ikonographische Standardtyp ebenso auch für die Grabeshöhle und die Hadeshöhle gewesen ist<sup>3)</sup>. Der auferstandene und der geborene Christus werden in der Ostkirche als gleichwertige Christustypologien erlebt. So singen die drei Marien beim Gang zum Grabe in einem slawischen Ostersonntagshymnus: „Wir wollen gehen, laßt uns eilen wie die Magier und die Proskynese geben und das Myron darbringen als Geschenk nicht dem in Windeln, sondern in die Plaščania<sup>4)</sup> Gewickelten und lasset uns klagen und rufen: O Herr, stehe auf, der du darbringst den Gefallenen den Aufstieg!“<sup>5)</sup>. Zur Analogie der Geburtshöhle und der Grabeshöhle tritt hier die der Windeln und der Leichentücher. Aber noch eine weitere. In der 6. Ode des Kanons des Johannes von Damaskus am Ostersonntag heißt es: „Nicht beschädigt wahrtest du die Siegel, Christus, / aus dem Grabe wurdest Du erweckt, Du, / der Du in der Stunde Deiner Geburt / nicht verletzttest der Jungfrau Schoß / Und des Paradieses Tore / uns erschlossetest“<sup>6)</sup>. Die jung-

---

<sup>1)</sup> K. Onasch, Eschatologie und Verwandlung im ostkirchlichen Kultus. Berlin 1949. Ders., Die Ikonenmalerei. Grundzüge einer systematischen Darstellung. Leipzig 1968.

<sup>2)</sup> K. Onasch, Das Weihnachtsfest im orthodoxen Kirchenjahr. Berlin 1958, 179 ff.

<sup>3)</sup> Der Zusammenhang von Gebärmutter und Hadeshöhle, wie er im bildtheologischen Denken durch die Übertragung der Urvätererlösung im Descensus-typus auf die Geburtsdarstellung einwirkt, sei hier eben nur erwähnt. Vgl. dazu J. Strzygowski, Die Miniaturen des Serbischen Psalters in der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München. Wien 1906, Taf. LX, 154.

<sup>4)</sup> Grabtuch.

<sup>5)</sup> A. Maltzew, Fasten- und Blumen-Triodion nebst den Sonntagsliedern des Oktoichos der Orthodox-Katholischen Kirche des Morgenlandes. Berlin 1899, 681.

<sup>6)</sup> E. Benz—H. Thurn—C. Floros, Das Buch der heiligen Gesänge der Ostkirche. Hamburg 1962, 102 ff.

fräuliche Geburt wird gleichgesetzt der Unversehrtheit der Grabes-siegel bei der Auferstehung <sup>7)</sup>).

Eine solche „typologische Übertragung“, wie Theo Stemmler dieses formelhafte Denken des Bildtopos genannt hat <sup>8)</sup>, besteht nun in hohem Maße zwischen der Auferstehung Christi und der Suscitatio Lazari. Dies vor allem vom handgreiflich theologischen Gehalt her, der Überwindung des Todes <sup>9)</sup>, die eine Woche vor dem Karsamstag am „Sabbat des heiligen und gerechten Lazarus“ wie ein Vorspiel zum zentralen Heilsakt der Eschatologie diesen selbst anzeigt und schon vorwegnimmt. Die Hymnen der Samstagsliturgie vor dem Palmsonntag weisen darauf hin: „Die Auferstehung aller vor deinem Leiden verbürgend, erwecktest du Lazarus von den Toten auf, Christus, o Gott. Drum tragen auch wir, wie die Kinder, die Zeichen des Sieges und rufen zu dir, des Todes Besieger: Hosianna in den Höhen. Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn“ <sup>10)</sup>. Das typologische Denken mittelalterlicher Bewußtseinsschichten hat dieser christologischen Parallelität nicht nur optisch Ausdruck verliehen, wie etwa z. B. im Christus von Rembrandts Auferstehungsbild, der frappant an Lazarus erinnert <sup>11)</sup>, sondern auch haptisch und verbal, wenn sich im Passionspiel von Arnould Greban vier Männer bemühen, den schweren Stein von Lazarus' Grab wegzuzwängen <sup>12)</sup>, wovon im Johannesevangelium <sup>13)</sup> überhaupt nicht die Rede ist <sup>14)</sup>, wenn die Juden im Passionsspiel von Jean Michel versuchen, die Auferstehung Lazari wie später die Resurrectio Christi zu leugnen <sup>15)</sup>; und wenn endlich Lazarus und Johannes der Täufer im Passionspiel von Arras vor ihrem Tod beide die Worte des sterbenden Christus sprechen: „In deine Hände befehl ich meinen Geist“ <sup>16)</sup>, so ist dies ein Ausdruck ihrer symmetrischen Position zur

---

<sup>7)</sup> Zur mariologischen Hermeneutik des Paradieses als jungfräulicher Gebärmutter vgl. K. O n a s c h (wie Anm. 2).

<sup>8)</sup> Th. S t e m m l e r, Liturgische Feiern und geistliche Spiele. Studien zu den Erscheinungsformen des Dramatischen im Mittelalter (= Buchreihe der Anglia 15) Tübingen 1970, 123 ff.

<sup>9)</sup> Die bezüglichen liturgischen Texte der Ostkirche sind bei K. O n a s c h, König des Alls. Berlin 1952, 58 f., zusammengestellt.

<sup>10)</sup> K. K i r c h h o f f — Chr. S c h o l l m e y e r, Osterjubiläum der Ostkirche. Münster 1961, 315 ff.

<sup>11)</sup> H. A u r e n h a m m e r, Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. I. Wien 1959—67, 242.

<sup>12)</sup> V. 15030—15061.

<sup>13)</sup> 11, 1—45.

<sup>14)</sup> Ähnlich im Egerer Fronleichnamsspiel V. 3205 ff.

<sup>15)</sup> V. 14934—14944.

<sup>16)</sup> Lk 23, 46. V. 7286, 9007.

Zentralfigur des Heilsgeschehens: wie die Geburt Johannes des Täufers die Geburt Christi ankündigt, so weist die Auferweckung des Lazarus auf die Auferstehung Christi <sup>17)</sup>).

Der Aufschwung der ostkirchlichen Studien in den letzten beiden Jahrzehnten <sup>18)</sup> sowie die systematische Aufzeichnung und Erforschung des überkommenen byzantinischen Bildguts <sup>19)</sup> haben die theologisch zentrale Bedeutung des orthodoxen Ostergeschehens im gesamten Kirchenjahr deutlich vor Augen gestellt. Die Auferstehung des Lazarus, die in ihrer Analogieaussage wie ein Eckpfeiler das gesamte Karwochengeschehen einleitet und als vorweggenommene Resurrektion den ersten Triumph Christi über den Hades darstellt <sup>20)</sup>, war denn auch fester Bestandteil des zwölfteiligen Festzyklus, des Dodekaortion-Zyklus, im nachikonoklastischen Bilderprogramm <sup>21)</sup>. Das heißt, daß das Bild der Auferweckung Lazari in fast jeder orthodoxen Kirche Südosteuropas zu finden ist und daß die Meßliturgie neben der Evangelienlesung auch in Hymnik und Homiletik ausführlich die Geschehnisse in Bethanien zur Sprache bringt. Damit sind aber auch die Brauchgrundlagen gegeben: das Motiv vom Sterben und Wiederauf-  
erstehen des Freundes Christi knüpft — ähnlich wie das Ostergeschehen selbst — an jene Vorstellungsschichten an, die in Analogie zum Vegetationszyklus stehen. Der verstorbene griechische Nobelpreisträger für Literatur, Georgios Seferis, bemerkte einmal beiläufig, daß er manchmal bei dem Umzug des blumengeschmückten Epitaphs in den griechischen Dörfern nicht recht wisse, wer da eigentlich zu Grabe getragen werde, Christus oder Adonis. Das wissenschaftliche Körnchen Wahrheit, das die poetische Inspiration in sich birgt, besteht darin, daß in beiden Fällen die anthropomorphe Funeralprozession dem Frühlingsbrauchtum generell angehört <sup>22)</sup>. Als Saisonritus verstanden, ordnet sich das bethanische Heilungswunder termingemäß ein in eine ganze Schicht fertilitätspromovierender Bräuche des Frühlingsabschnittes

---

<sup>17)</sup> Weitere Beispiele der typologischen Übertragung bei Th. Stemler (wie Anm. 8) 167 ff., 248 ff.

<sup>18)</sup> Hier sind vor allem die Namen von E. Benz und K. Onasch zu nennen.

<sup>19)</sup> Reallexion zur byzantinischen Kunst, hg. v. Kl. Wessel. I. Bd. Stuttgart 1963. II. Bd. 1967.

<sup>20)</sup> Nach dem XX. Kapitel des apokryphen Nikodemus-Evangeliums hat dem Hades die entrissene Seele des Lazarus Leibgrimmen verursacht. C. Tischendorf, *Evang. apocr.* (Lipsiae 1876) 325 ff.

<sup>21)</sup> E. Giordani, *Das mittelbyzantinische Ausschmückungssystem als Ausdruck eines hieratischen Bildprogrammes* (Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft für Byzantinistik 1, 1951, 103—134).

<sup>22)</sup> Die Aufbahrung des Adonis ist auch für das Lazarusbrauchtum beansprucht worden. Vgl. M. Ohnefash-Richter, *Griechische Sitten und Gebräuche auf Cypern*. Berlin 1913, 86 ff.

mit Liedumzug, Tanz und Gabenforderung, Blumenschmuck und virginer Präferenz unter den Brauchträgern<sup>23)</sup>. An den vorgetragenen Liedern läßt sich ablesen, wie weit der religiöse Anlaß tatsächlich verbindlich ist, und hier zeigt sich schon *prima vista* die charakteristische Differenz, daß die kontinentalen Balkanzonen den Lazarusbrauch vorwiegend als Agrarritus zur Sicherung und Steigerung menschlicher und agrarischer Fertilität begehnen, während auf den Jonischen, Ägäischen und Ostmediterranen Inseln sowie in den Küstenzonen und Halbinseln der Lazarusbrauch vorwiegend unter seinem religiösen Aspekt gesehen wird.

Während im lateinischen Westen der spezielle Lazaruskult<sup>24)</sup> und späterhin die Lazaruslieder<sup>25)</sup> das Interesse der Forschung auf sich zogen, so war es im orthodoxen Osten von Anfang an der Umzugsbrauch<sup>26)</sup> mit seinen vielen panegyrischen Ansingeliern<sup>27)</sup>, die auch gesammelt und aufgezeichnet wurden<sup>28)</sup>. Das Ausbreitungsgebiet dieser Lazaruslieder reicht von der rumänischen Moldau und dem Banat<sup>29)</sup> bis Kreta und Zypern im Süden, von Südalbanien<sup>30)</sup> im Westen bis zum heute auf russischem Hoheitsgebiet befindlichen Bessarabien<sup>31)</sup>,

---

<sup>23)</sup> Zur Verkörperung des Lazarus als Vegetationssymbol N. Rădulescu, Lazăr — o versiune românească a eroului vegetational (Lazarus — eine rumänische Version des Vegetationshelden). (Revista de etnografie și folclor 11, 1966, 319—339.)

<sup>24)</sup> E. Donckel, S. Job und S. Lazarus. Ein Beitrag zur Altluxemburger Patrozinienkunde. (Hémecht 20, 1968, 47—56.) Zur Übersicht: F. Cabrol — H. Leclercq, Dictionnaire d'Archéologie chrétienne et de Liturgie. Tom. VIII, 2 (Paris 1929) 2009—2086.

<sup>25)</sup> D.-R. Moser, Passionsspiele des Mittelalters in mündlich überlieferten Liedern (Die Auferweckung des Lazarus). (Jahrbuch für Ostdeutsche Volkskunde 13, 1970, 7—103.)

<sup>26)</sup> L. Karavelov, Pamjatniki narodnogo bita bolgar. (Zeugnisse bulgarischer Volkskultur), Moskau 1861, 197—204.

<sup>27)</sup> Vgl. z. B. A. Popvasileva, Lazarskite pesni vo Kosturskoto Popolje (egejska makedonija) (Lazaruslieder aus Popolje bei Kostursk). Makedonski Folklor 1 (Skopje 1968), 155—166.

<sup>28)</sup> In griechischer Auswahl bei D. A. Petropoulos, Ellinika dimotika tragudia (Griechische Volkslieder). Tom. I., II. Athen 1958/59. II, 13 ff.

<sup>29)</sup> N. Rădulescu, Variante Româna-Banlcanice ale unor melodii de dans și rituale (Rumänisch-balkanische Variante auf eine Tanz- und Brauchmelodie). Revista de etnografie și folclor 12 (1967) 3—25.

<sup>30)</sup> A. Mazon, Documents contes et chansons slaves de l'Albaine du sud. Paris 1936, 34 f.

<sup>31)</sup> L. V. Markova, Nekotoje nabludenija nad rasbitiem kalendarnjich objadov u bolgar meždurečja Pruta i Dnestra (Über die Entwicklung von rituellen Jahresfeiern bei den Bulgaren im Gebiet zwischen Prut und Dnjestr). (Izvestija na Etnografskija institut i muzej XI, 1968, 151—168.)

wobei Sprachgrenzen und ethnische Gruppierungen kaum ins Gewicht fallen <sup>32)</sup>.

Zur Erstellung einer abschließenden und gültigen Brauchmorphologie steht eine Fülle von veröffentlichten Studien und unveröffentlichtem Archiv-Material bereit, ohne daß sich bislang jemand an die umfangreiche Aufgabe der Komparation gewagt hätte. Dem stehen nicht nur arbeitstechnische und bibliographische Schwierigkeiten entgegen, sondern auch die der Sprachenkenntnis und der Feldforschung. Der Wandel in der rezenten Brauchpraxis ist großflächig gar nicht darstellbar; die Dynamik des Brauchschwundes ist regional sehr unterschiedlich. Tourismus und Landflucht beeinflussen die Volkskultur in den in Frage stehenden Staatsgebieten nicht in gleichem Maße. Während in Bulgarien <sup>33)</sup> und Südmakedonien <sup>34)</sup> noch jüngsthin erstaunlich reiches und komplexes Material aufzubringen war, scheint die Brauchtätigkeit etwa in Attika — wie ich mich im Frühjahr 1976 bei einer Erkundung selbst überzeugen konnte — praktisch erloschen zu sein. Man wird demnach das greifbare Material bis zu einem gewissen Grade als historisch ansehen müssen, wenn die Quellen nicht ausdrücklich als rezent deklariert sind. Als unverbindliche Obergrenze einer ungebrochenen Entwicklung und Entfaltung der Volkskultur, wie sie in osmanischen Tagen bestanden hat, sieht man im allgemeinen die Balkankriege an. Die nachfolgenden großräumigen Populationsverschiebungen haben nachweislich zu Mutationsprozessen und Funktionsverlagerungen im Brauchleben geführt.

Das Feld der Brauchmorphologie muß also notwendig in großen Schritten durchmessen werden und läßt sich nur paradigmatisch dokumentieren. Die Dokumentation stützt sich auf das gesamte griechische Material sowie die wichtigsten rumänischen, bulgarischen, serbokroatischen und makedonischen Studien <sup>35)</sup>. Auf Grund der starken ethnischen und kulturellen Verflechtung der in Frage stehenden Regionen begnügt man sich häufig auch mit kleineren Ausschnitten aus dem Totum, doch ist die Komparation von Natur aus anfällig für Verall-

---

<sup>32)</sup> So sammelte etwa der rumänische Theaterhistoriker T. T. Burada Lazaruslieder unter den vlachisch-südrumänischen Bevölkerungsschichten Thesaliens und Makedoniens (S. Florea Marian, *Sărbătorile la Români*. Vol. II Buçareşti 1899, 247.)

<sup>33)</sup> L. Jordanova, *Za obiçaja lazaruvane v B'lgarija* (Über die Lazarusbräuche in Bulgarien). (*Izvestija na Etnografskija institut i muzej IX*, 1966, 107—162.)

<sup>34)</sup> K. E. Siampopoulos, *Oi Lazarines*. Thessaloniki 1973.

<sup>35)</sup> Einer massierten Beistellung von Quellennachweisen glaube ich mich an dieser Stelle enthoben und darf auf meine Arbeit „Brauchtumserscheinungen im griechischen Jahreslauf und ihre Beziehung zum Volkstheater“, Wien 1977, verweisen.



gemeinerungen, so daß Belegdichte und Streuweite auch in größeren geographischen Einheiten genügend groß gehalten werden müssen.

Die Grundstruktur aller Brauchformen, die jeweils am Freitag, Samstag oder auch am Palmsonntag selbst<sup>36)</sup> zur Ausführung kommen, ist der Umgang von Haus zu Haus, wobei ein Lied abgesungen<sup>37)</sup> und häufig auch getanzt wird, man eine Gabe erhält (zumeist ein ungefärbtes Ei)<sup>38)</sup> und dankend weiterzieht. Diese Lieder werden in manchen Fällen auch zweisprachig gesungen<sup>39)</sup>. Die Brauchträger sind zumeist pubertäre oder vorpubertäre Mädchen, auch die Grenze zum reinen Kinderbrauch hin ist offen; nur in Ausnahmefällen führen auch Erwachsene den Umzug durch<sup>40)</sup>. Am Lazarussamstag werden auch Kringel gebacken, die den Namen „Lazarus“ bekommen<sup>41)</sup> und auch Menschenform haben können<sup>42)</sup>. Die Brauchträger sind oft altersmäßig gestuft, wobei jede Altersgruppe auch ihren eigenen Umzug durchführen kann<sup>43)</sup>. So nennt man in Bulgarien etwa die festlich gekleideten und blumengeschmückten Mädchen nach ihrer Altersstufe: *moniče* (das kleine Mädchen), *moma* (das Mädchen), *godenica* („Braut“; das heiratsreife Mädchen)<sup>44)</sup>. Die „lazarici“, die heiratsreifen Mädchen führen oft nach dem Abschluß des Sammelumzuges einen Reigentanz am Dorfplatz durch<sup>45)</sup>; Schönheit, Arbeitskraft und potentielle Fertilität werden von den Dorfälteren dabei genau gemustert. Die Anzahl der Lazarusmädchen ist different, doch werden — bei mehreren Gruppenbildungen — zu große Formationen vermieden. Nach der zyklischen Prozession durch das Dorf trifft man sich häu-

---

<sup>36)</sup> Z. B. auf Rhodos (Ch. I. Papachristodulu, *Laografika symmiktá Rodu* (Volkskundliche Miscellen von Rhodos). *Meros defteron*. (Laografia 21, 1963/64, 133—214, bes. 196.)

<sup>37)</sup> Diese Lieder können auch dialogisch sein wie z. B. in Melenikos in Südost-Bulgarien (P. S. Spandonidis, *Melenikos*. Thessaloniki 1931, 60).

<sup>38)</sup> Die Ostereier werden im allgemeinen erst am Gründonnerstag gefärbt.

<sup>39)</sup> Dieser Nachweis gelingt nur sehr selten, so z. B. für die Insel Hydra, auf der früher auch ein albanisches Lazaruslied gesungen wurde (N. G. Chaliotis, *O Ajos Lazaros. To Mellon tis Ydras* 12, 1952, 71 f.); die Bulgaren im Banat verwenden für das Lazaruslied die gleiche Melodie wie die Rumänen (N. Rădulescu, wie Anm. 29, 8).

<sup>40)</sup> So führte auf der Insel Kimolos auf den Kykladen immer ein namentlich bekannter Mann den Umzug durch (I. Sp. Ramfos — K. I. Papadopoulos, *Laografia tis Kimolu*. Piräus 1953, 13 ff.).

<sup>41)</sup> L. M. Arnott, *Savvato tu Lazaru*. (Nea Estia 59, 1956, 562—566.)

<sup>42)</sup> Die „Alazaroi“ auf Kalymnos (Dodekanes) haben auch ein lustiges Gesicht (Hs 1838 des Seminars für Volkskunde an der Universität Athen [= SVUA] 156).

<sup>43)</sup> So führen etwa die Kinder einen eigenen Umzug durch (Ch. P. Farmakidis, *Kypriki Laografia*. Lemesos 1938, 218 f.).

<sup>44)</sup> Vgl. Jordanova (wie Anm. 33), Abb. 2, S. 111.

<sup>45)</sup> Chr. Vakarelski, *Lazarici v Sofijsko*. (Izvestija na narodnija etnografski muzej v Sofija X—XI, 1932, 176—182, Abb. 1. 180.)

fig<sup>46)</sup>, teilt die Gaben zu gleichen Teilen auf<sup>47)</sup> oder liefert sie der Kirche oder dem Lehrer ab<sup>48)</sup>). Eine differenzierte Form stellt etwa der Umgang der „Lazarines“ im etwa 300 Häuser umfassenden Dorf Aiani im Raum Tsiarsiabas in Südmakedonien dar. Die Mädchen sammeln sich in einem für ihre Zusammenkünfte erwählten Haus und bilden Gruppen von mindestens vier Teilnehmern. Ein kleines Mädchen im Alter von 8 bis 10 Jahren trägt einen blumengeschmückten Korb für die Gaben. Schon am Vortag beginnen die Mädchen ihren Umzug<sup>49)</sup>. Die von der üblichen Festtracht etwas abweichende Form der Lazarinenkleidung ist auch altersmäßig gestuft. Die Mädchen im Vorschulalter tragen Weiß<sup>50)</sup>; im Schulalter tragen die Mädchen ein rotes Kleid<sup>51)</sup>; im Alter von 12 bis 16 Jahren herrschen Blau und Gelb vor, verschiedene Schmuckgehänge komplizieren das Bild<sup>52)</sup>; die Gewandung der heiratsfähigen Mädchen über 16 Jahre ist ähnlich, nur bauschiger und durch eine umgebundene Schürze vermehrt<sup>53)</sup>. Am Abend kommt es zu einem Festschmaus im schon erwähnten Haus, allerdings mit Fastenspeisen; Mehl, Bohnen und Reis bringen die Mädchen selbst mit. Vor den Hausbesuchen am nächsten Tag gehen sie früh in die Kirche und singen den Threnos der Panagia, ein planctus Mariae, der an sich erst am Karfreitag gesungen wird. Die eingangs erwähnte theologische Verschränkung von Palmsonntag und Karsamstag hat hier ihren Ausdruck auch im Laienbrauchtum gefunden. Die Hausbesuche beginnen bei den Sitzen der Dorfhonoratioren: Pope, Bürgermeister und Lehrer. Die Lieder werden in den Innenräumen gesungen, aufgeteilt nach Distichen, von zwei Chören im Wechselgesang vorgetragen; die beiden Gruppen stehen einander gegenüber, in der Mitte wird getanzt. Nach dem Hausbesuch findet am Dorfplatz von allen Lazarinen gemeinsam der Tanz „Tsintsiró“ statt, an dem manchmal mehr als 150 Menschen beteiligt sind und der über zwei Stunden dauert<sup>54)</sup>. Um acht Uhr abends kommt es wieder zu einem Festgelage in dem erwählten Haus mit satirischen Liedern und Fastenspeisen. Am Palmsonntag tanzt man noch im Hof des Hauses, vor der Messe rund um

46) Vgl. die Lazarusmädchen aller Altersstufen im bulgarischen Dorf Dolno. J. Z a c h a r i e v, Lazaruvane v Kamenitsa (Kjustendilsko). (Izvestija na narodnija etnografski muzej v Sofija X—XI, 1932. 187—202, Abb. S. 188.)

47) So z. B. in Magula (Makedonien) (Hs 1980 des Forschungszentrums für griechische Volkskunde der Akademie Athen [= FGVA] 17 f.).

48) Z. B. Kryovrysi (Hs 1971 FGVA 59).

49) Vgl. S i a m p a n o p u l o s (wie Anm. 34), Abb. S. 39.

50) S i a m p a n o p u l o s (wie Anm. 34), Abb. nach S. 33.

51) S i a m p a n o p u l o s (wie Anm. 34), Abb. nach S. 48.

52) S i a m p a n o p u l o s (wie Anm. 34), Abb. nach S. 64.

53) S i a m p a n o p u l o s (wie Anm. 34), Abb. nach S. 80.

54) S i a m p a n o p u l o s (wie Anm. 34), Abb. nach S. 96.

die Kirche und nachher im Kirchhof. An diesem Tanz nehmen auch die alten Frauen teil; die Dorfälteste führt an.

Der Tanz zählt zu den unabdingbaren Grundelementen des Umzugs. Schon die ganz kleinen Mädchen werden dazu angehalten<sup>55)</sup>. Es handelt sich fast durchwegs um zyklische Reigentänze oder zyклоide Schnecken- und Kettentänze<sup>56)</sup>, zumeist ohne jegliche Solokomponente. Die Erlernung des Tanzens zählt, ebenso wie die Erlernung der Sprache, zu den ersten Leistungsstufen des Sozialisations- bzw. Enkulturationsprozesses. Die Souveränität im Tanz wird, vor allem auf der Seite des Männlichkeitsideals, als Symptom der Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit gewertet. Es ist auch Zeichen der Integriertheit, wenn jemand weiß, was gespielt wird und danach tanzt. Als ein solches Zeichen der Akzeptierung und aktiven Ausübung der jeweiligen sozialen Rolle hat der Tanz auch bei den Frauen ähnliche Funktion, nur ist seine Figurenfreiheit, ähnlich der sozialen Wirklichkeit, beschränkter. Nicht zufällig führen gerade alte Frauen häufig den Tanz an; ihre privilegierte Position innerhalb der Dorfgruppe befähigt sie dazu.

Mit zum charakteristischsten Requisit des Umzuges zählt der blumen- und bündergeschmückte, manchmal auch mit einem Tuch ausgeschlagene Korb, dessen praktische Finalität es nicht nur ist, die Eier, die die Hausfrau während des Liedvortrages schon in der Hand hält, stoßsicher aufzubewahren, sondern der auch in stellvertretender Form jedem Haushalt ein Stückchen Frühling mitbringen soll<sup>57)</sup>. In Thessalien und den griechischen Kernlandschaften nördlich des Golfes von Korinth wird von der Mädchengruppe ein eigener Korbträger (kalathiaris) gegen Bezahlung (oder Eieranteil) engagiert, der die Mädchen mit einem großen Stock vor den bissigen Haushunden beschützen soll<sup>58)</sup>. Daß seine Funktion im Umzug tatsächlich organisch ist, zeigt seine relativ frühe Wahl, seine Aufgabe, in die Häuser hineinzurufen sowie sich beim Liedabsingen mit gekreuzten Beinen auf den Boden zu setzen, ein Analogiezauber zur Bruthaltung der Henne<sup>59)</sup>. Seine sorgfältige Selektion nach Kriterien des Männlichkeitsideals (der „leventia“), — er darf außerdem in keiner Verwandtschaftsbeziehung

---

<sup>55)</sup> Vgl. die Kinder auf Abb. 35 der Hs 2946 FGVA, G. Aikaterinidis, Vamvakofyton (Bezirk Serres, Makedonien), Palmsonntag 1965.

<sup>56)</sup> Tanzanalyse z. B. bei Jordanova (wie Anm. 33).

<sup>57)</sup> Vgl. Abb. 7 und 8 bei D.-R. Moser (wie Anm. 25).

<sup>58)</sup> Diese „Hundegefahr“ ist nicht nur pragmatisch zu verstehen, sondern hat auch eine mythologische Dimension. Im Dorf Sofades (Thessalien) wird er auch „Hundebrursch“ genannt, muß kräftig und gewandt sein, um den Hundeburschen einer eventuellen Konkurrenzgruppe besiegen zu können (K. Arnis, Tragudia tis Lazarinas stis Sofades [Thessalias]. Elliniki Epitheorisi Mai 1937, 115—116).

<sup>59)</sup> D. V. Furlas, O „Lazaros“ sto Neochori Nafpaktias. (Laografia XX, 1963, 11 ff.)

zu den Mädchen stehen —, deutet schon darauf hin, daß er auch einer tieferen Sinnschicht der Brauchform angehört. In Thessalien kommen die Mädchen vor dem Umzug in sein Haus und backen ihm eine Pastete. Charakteristischerweise bezieht sich das abgesungene Lied gar nicht auf Lazarus, sondern ist ein Mailied <sup>60</sup>).

Eine abweichende Sonderform stellen die epirotischen Lazarusumzüge dar; sie werden von Burschen ausgeführt, die ihr Lied durch rhythmische Bewegungen der „Glockenbretter“ begleiten. Dieses Brett ist auf einem mannshohen Stock aufgepflanzt und besitzt zwei Löcher, in denen Viehglocken hängen <sup>61</sup>). Epirotische Glockenbretter sind auch mit vier Glocken nachgewiesen <sup>62</sup>). Die nordepirotischen Umzüge, also auf heutigen südbalkanischen Gebiet, haben dann oft mit den üblichen Lazarusprozessionen nur mehr das Datum gemein <sup>63</sup>): es handelt sich um martialische burschenbündische Vermummungen mit theriomorphen Tierverkleidungen und einem Rollentypenrepertoire, wie es sich in den panbalkanischen Zwölftenumzügen wiederfindet <sup>64</sup>). Solche Terminverlagerungen, wie sie im Anschluß an den späthellenistischen Festkalender durch die Reformen der christlichen Heortologie stattgefunden haben, sind auch für das Neujahrsbrauchtum <sup>65</sup>), das Pfingstbrauchtum <sup>66</sup>) und die Maiumzüge <sup>67</sup>) belegt.

Jenseits solcher deutlich abweichenden Epiphänomene wird Lazarus bei den Umzügen auch durch ein blumengeschmücktes Holzkreuz vorgestellt <sup>68</sup>), wobei Mohnblüten <sup>69</sup>), Zitronenblüten <sup>70</sup>), dunkle Lilien <sup>71</sup>)

---

<sup>60</sup>) K. Arnis (wie Anm. 58).

<sup>61</sup>) Vgl. A. Hatzimichali, *Oi Sarakatzanoi*. Athen 1957. Abb. 66, S. 135.

<sup>62</sup>) A. Hatzimichali (wie Anm. 61), Abb. 65, S. 134.

<sup>63</sup>) A. Ch. Mammopoulos, *Ipiros*. Laografika—Ithografika—Ethnografika. Tom. I, II. Athen 1964.

<sup>64</sup>) J. Lillis, *Vorioirotikes selides* (Seiten aus dem Nordepirus), Athen 1947.

<sup>65</sup>) K. Romaios, *Oi „Lazaroi“ tu Arjyrokastru kai i „Kalantira“ tis Nisyru*. (Periijitiki 64, 1964, 37—38.)

<sup>66</sup>) Hierher gehört der ganze Russalien-Komplex: M. Arnaudov, *Kukeri i rusalii*. (Sbronik za narodni umotvorenija i narodopis XXXIV (Sofija 1920) 1—242, bes. 138 ff.); F. Miklosich, *Die Rusalien*. Ein Beitrag zur slavischen Mythologie. (Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 46, Wien 1864, 386—405.)

<sup>67</sup>) A. J. B. Wace, *Mumming Plays in Southern Balkan*. (Annual of the British School in Athens 19, 1912/13, 248 ff.)

<sup>68</sup>) Insel Kefallonia, Palmsamstag: 5—6 Kinder „nehmen ein großes rotes Kopftuch und bedecken damit ein Kreuz aus Rohrstöcken, das sie mit weißen Wildblumen wie Margeriten und anderen Blumen der Jahreszeit schmücken. ‚Lazarus‘ wird auf einem langen Stock gehalten, wie eine Fahne, und sie gehen von Haus zu Haus und singen die Kalanda und bekommen verschiedene Ge-

usw. je nach Bevorzugung der Symbolfarbe<sup>72)</sup> eine Rolle spielen<sup>73)</sup>, oder auch durch die Ikone der Auferweckung des Lazarus durch Christus aus der Kirche<sup>74)</sup>. Bei den heute seßhaften griechischen Nomaden der Sarakatzanen, die in den Zagoria-Dörfern im Zentralepirus leben, ist die Auferweckungsikone in einen Korb gebettet, der mit Hilfe von Blüten und Grün sowie kleinen Glöckchen eine Art Baldachin formt und damit frappant an den Epitaph-Baldachin Christi erinnert. Der Hausumzug mit dem Lazarusgrab erinnert denn auch gewollt an die Epitaphprozession der Karfreitagsnacht<sup>75)</sup>. Aus diesem Blickwinkel wird nicht nur erneut die Analogie zum Grab Christi deutlich, sondern auch latente Bedeutungsschichten des blumengeschmückten Korbes manifest: der Korb als Lazarusgrab. Und wie wir eingangs auf den typologischen Konnex von Grab und Krippe Christi hinweisen konnten, dürfen wir nun auch die Bedeutungsschicht der Wiege mit aller Vorsicht für den Lazaruskorb ansetzen: die Auferstehung wird nämlich als Wiedergeburt gedacht. Darauf weist nicht nur der Mumientyp des in der Grabhöhle Erscheinenden in der Ikonographie, der sich von einem windelgewickelten Kleinkind nur durch die Körpergröße unterscheidet, sondern auch der Brauch, schon vor dem Umgang ein Ei in den Korb zu legen<sup>76)</sup>, was sich zwar auch aus der Brutpraxis der Hühner erklären läßt<sup>77)</sup>, offenbar aber doch — in Anrechnung des Symbolwertes des Eies — auf das Neue Leben hinweist<sup>78)</sup>. Völlig unabweisbar wird dieser Gedanke, wenn man dem Umzug mit einer Lazaruspuppe begegnet, die in Babykleider gehüllt ist<sup>79)</sup>.

Diese Puppen sind meist aus einem Holzstück oder zwei gekreuz-

---

schenke" (St. Karakasis, Musiki kai laografiki apostoli is Kefallinian (16. bis 28. August 1967). Epetiris to Kentru Erevnis tis ellinikis Laografias XX—XXI, 1967/68, 359 ff.).

<sup>69)</sup> Hs 1159 A' FGVA (Südpeloponnes), 89.

<sup>70)</sup> Hs 1131 FGVA (Kreta), 7 f.

<sup>71)</sup> Hs 2194 FGVA (Ithaka), 136.

<sup>72)</sup> Rot als Blut Christi (A. I. Thrasylvulu, To Savvato tu Lazaru kai i Kyriaki ton Vaion is to chorio Lapithon. Laografia 17, 1957/58, 281 ff.), Weiß und Gold als Totenfarbe Lazari (N. Kararas, Choria tu Burnova. Athen 1958, 34 ff.).

<sup>73)</sup> Die Farben kommen auch gemeinsam vor, so z. B. auf Kithyra südlich der Peloponnes (Hs 2327 FGVA 89 f., 329).

<sup>74)</sup> Auf Kreta wird sie auch neben dem Kreuz und dem Korb mitgeführt (Hs 1225 SVUA 26 f.).

<sup>75)</sup> K. Kakuri, Thanatos-Anastasi (Tod—Auferstehung). Athen 1965, bes. Abb. 3 u. 4, S. 29.

<sup>76)</sup> Hs 1565 SVUA (Thessalien), 100 ff.

<sup>77)</sup> Hs 2276 FGVA (Insel Lefkas), 167.

<sup>78)</sup> Hans Moser, Osterei und Ostergebäck (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1957, S. 67 ff.).

<sup>79)</sup> Vgl. Abb. aus dem Photoarchiv des FGVA (G. Aikaterinidis, Aja Eleni (Serres, Makedonien), Lazarussamstag 1965.

ten Hölzern verfertigt<sup>80)</sup>, um die Leinenstreifen gewickelt werden<sup>81)</sup> oder ein weißes Hemd übergezogen<sup>82)</sup>, oder sie sind überhaupt aus Stoffballen gefertigt und nehmen größere Formen an<sup>83)</sup>. Häufig nimmt man einfach eine Kinderspielpuppe und zieht ihr Babykleider über und schmückt sie mit Blumen<sup>84)</sup>. Bei der Blumenschmückung spielt die Totenfarbe Gelb oft eine bestimmende Rolle<sup>85)</sup>. Auch Spindeln<sup>85a)</sup>, Kochlöffel<sup>86)</sup> und anderes Gerät<sup>87)</sup> dient zur Idolherstellung. Noch deutlicher wird der Gedanke der Kindschaft Lazari, wenn diese Puppe nun in den genannten Korb gelegt wird<sup>88)</sup>, oder von den Mädchen wie ein Kleinkind in Armen gehalten wird<sup>89)</sup> oder beim Singen gar hin- und hergewiegt wird<sup>89a)</sup>.

Die Lazaruspuppe ist dem zentralen bulgarischen Raum ebenso geläufig<sup>90)</sup> wie dem jugoslawischen Makedonien<sup>91)</sup>. Die Puppe „Buenec“<sup>92)</sup>, wie der Umzugsbrauch am „lazarovden“, dem Lazarustag in Ostbulgarien genannt wird, hat offenbar schon eine Entwicklung zur Kostümpuppe hin durchgemacht. Ein ähnliches kleines Volkskunstwerk stellt auch die „Lazarka“-Puppe aus Sofijsko dar<sup>93)</sup>, bei der gleichfalls ästhetischer Wirkungswille sichtbar am Werke war. Die rituelle Handhabung des Puppenidols durch die jungen Mädchen zielt nun nicht nur didaktisch auf das Einlernen der Mutterrolle ab, sondern

<sup>80)</sup> Insofern stellt eigentlich schon das epirotische Glockenbrett einen Lazarus vor (Hs 1571 FGVA [Zagoria] 201).

<sup>81)</sup> Hs 1898 FGVA (Peloponnes), 71 f.

<sup>82)</sup> Hs 2318 FGVA (Peloponnes), 277.

<sup>83)</sup> Vgl. Abb. in Hs 3496 FGVA (Kaparelli bei Theben 1970).

<sup>84)</sup> E. I. Monojios, *Ta Mykoniatika*. Hermupolis 1927, 49 f.

<sup>85)</sup> Hs 2318 FGVA (Peloponnes), 277.

<sup>85 a)</sup> K. Marinis, *Anoixiatikes ekdromes* (Frühlingsausflüge). (Icho tis Ellados 24. 4. 1935.)

<sup>86)</sup> D. G. Spanos, *Psariani laografia*. Athen 1962, 58 ff., 65 f.

<sup>87)</sup> Auf der Insel Santorini wurde ein überlebensgroßer „Lazarus“ von zwei Mastbäumen vor der Kirche errichtet, um den man tanzte und das Lazaruslied sang. Auf ihm wurde am Ostermontag gleich auch Judas aufgehängt (Hs 1484 FGVA 28).

<sup>88)</sup> T. Mor., *Ethima* (Bräuche). *Ethnos* 16. 4. 1938.

<sup>89)</sup> Marinis (wie Anm. 85 a).

<sup>89 a)</sup> A. Eskitzoglu, *Laografiki meleti Sitarias Didymotichu*. *Thrakika* 42, 1968, 259—303. Eben in Thrakien wird Lazarus auch als verkleideter Besen gewiegt (Anonym, *Laografika Mavroklisiu Didymotichu*. *Thrakika* 44, 1970, 217—274).

<sup>90)</sup> R. Kacarova-Kukudova, *Naroden kuklen teat'r*. *Kukli ot k'rpi* (Volkspuppentheater, Stoffpuppen). (Izvestija na Etnografikija institut i muzej VI, 1963, 409—424.) R. Kacarova, *Lazarnica*. (Journal of English Folk Dance and Song Society, vol. II, London 1925, 70.)

<sup>91)</sup> A. Popvasileva (wie Anm. 27).

<sup>92)</sup> Vgl. Abb. 1 bei Jordanova (wie Anm. 33), nach S. 108 aus *Kazičino* im Kreis Burgas.

<sup>93)</sup> Vgl. Abb. 4 bei Jordanova (wie Anm. 33), nach S. 144.

oft auch auf probeweises Durchexerzieren von Attitüden der Lebenslaufriten in Verbindung mit magischen Praktiken. So konnte der rumänische Forscher Rădulescu nachweisen, daß die im Frühling von Mädchen zur Regenbitte herumgetragene eingekleidete Puppe in Beziehung zu Lazarus stehen muß<sup>94</sup>); nicht nur die Melodien und Motive der Klagelieder ähneln einander, sondern auch der ganze funebreale Prozessionscharakter<sup>95</sup>).

Mit einer ganz ähnlichen Puppe<sup>96</sup>) wurde bis 1930 im albanien-nahen Epirus ein spielerischer Klagebrauch junger Mädchen auf den Schafweiden im Frühjahr ausgeführt, wobei das Idol auf Blumen gebettet, begraben und beweint wurde<sup>97</sup>). Der Brauch stellt sich letztlich als Threnosübung für das rituelle Klageverhalten der Frau bei der Bestattung heraus. Den Toten spielt auch eines der Mädchen, das anschließend an seine „Auferstehung“ die anderen fangen muß<sup>98</sup>). Eine solche Menschenfigur, die in feierlicher, oft auch satirischer Form in Pompe zu Grabe getragen wird, ist auch „Lidinos“ auf der Insel Ägina<sup>99</sup>). Die deutlich phallische Figur, dem Namen nach die Verkörperung des Vesperbrottes, wird jedes Jahr unter Klagegesängen nach dem Abschluß der Sommerarbeiten zu Grabe getragen<sup>100</sup>). Katerina Kakuri konnte nachweisen, daß es sich dabei ursprünglich um einen Frauenbrauch gehandelt hat<sup>101</sup>). Ähnlich wird im Gebiet nördlich von Stara Planina in Zentralbulgarien eine Lehmfigur mit stark ausgeprägtem Glied, mit dem Namen German oder Skalojan, neben dem Fluß, im Dorfteich oder im Brunnen bestattet und von Frauen beweint<sup>102</sup>). Eine ähnliche Bestattung wird im Mai im Dorf Kastania auf der Peloponnes mit einem lebendigen Menschen durchgeführt<sup>103</sup>); der gekrönte „Tote“, über den sich ein Grabhügel aus Blüten, Zwei-

---

<sup>94</sup>) N. Rădulescu, Sulul — un obicei inedit din ciclul calendaristic (Sulul — ein unbekannter Jahreslaufbruch). (Revista de etnografie și folclor 14, 1969, 3—25.)

<sup>95</sup>) N. Rădulescu (wie Anm. 23).

<sup>96</sup>) K. Kakuri, Proistoria tu teatrul (Vorgeschichte des Theaters). Athen 1974. Abb. 123, S. 149.

<sup>97</sup>) K. Kakuri (wie Anm. 75), 38 ff.

<sup>98</sup>) D. M. Sarros, Lipsana tis Iatrias tu Linu kai Adonidos en Ipiro (Reste des Linos- und Adoniskults in Epirus). O Zafiris. Deltion tis Ethnologikis kai Istorikis Etairias tis Ellados V (1900) 347—351. Die ältere Forschung hat diesen Brauch vom Adoniskult abgeleitet.

<sup>99</sup>) Vgl. die Abb. bei K. Kakouri, „Dromena Champêtres. Le „Leidinos“. L'Hellenisme Contemporaine 10 (1956) 188—212.

<sup>100</sup>) P. N. Iriotis, O Lidinos en Aijini. Laografia 8 (1921—25) 189—296.

<sup>101</sup>) K. Kakuri, Laika dromena evetirias (Volkstümliche Prosperitätsriten). Praktika tis Akadimias Athinon 27 (1952) 216 ff.

<sup>102</sup>) Chr. Vakarelski, Bulgarische Volkskunde. Berlin 1969, 329.

<sup>103</sup>) Vgl. K. Kakuri (wie Anm. 96), Abb. 124, S. 150.

gen und kleinen Steinchen erhebt, und der den bezeichnenden Namen „Fuskodentri“ („Schwellbaum“) trägt, wird beweint und begraben, ersteht dann aber auf und führt den Rundtanz an<sup>104</sup>). Ähnliches geschieht mit einer tönernen Menschenfigur zwischen Ostern und Pfingsten an der Südküste des Schwarzen Meeres<sup>105</sup>) oder als Kinderbrauch zur Threnosübung auf Mykonos<sup>106</sup>); hier formen Mädchen aus Sand eine Menschenfigur und schmücken sie mit Blumen<sup>107</sup>); sie wird beweint und dann in den Sand gestampft, bis sie nicht mehr zu sehen ist<sup>108</sup>). Die Figur wird „Krantonellos“ genannt, was auch mit Adonis in Bezug gesetzt wurde<sup>109</sup>). Das Element der Bestattung, der Beweinung und des Wiederaufstehens erscheint dann gehäuft in den Karnevalsszenen, sowohl einzeln als auch in Anlagerung an eine Hochzeitsparodie. Bei der „Vlachischen Hochzeit“ in Theben, die auch heute noch unter Beteiligung von Tausenden von Zuschauern stattfindet, fällt einer der Hochzeitgäste tot um und wird beweint<sup>110</sup>), erholt sich aber rasch wieder. — In seiner parodistischen Ausformung ist das Tod/Auferstehungsthema schier unerschöpflich in seinen Variationen und Sonderprägungen bei den Zwölften- und Karnevalsumzügen<sup>111</sup>) oder in den Lebenslaufritten<sup>112</sup>). Doch können wir diesen Strang der Brauchbedeutung nicht weiterverfolgen, da er vom femininen Adoleszenzritus wegführt. Gerade in den „lázár“, „lazarci“, „lazarines“ usw. finden sich aber Ansätze zu frauenbündischen Organisationsformen in ihrer virginen Spielart, die temporären gruppeninitiiierenden und informativen Charakter haben: die Sozietät mustert ihr Potential an heiratsfähigen Mädchen, beurteilt und taxiert sie nach Aussehen, Geschicklichkeit und potentielltem Kindersegen. Mit dem Lazarusumzug betreten die Mädchen vielfach zum ersten Male die Bühne

<sup>104</sup>) K. Kakuri (wie Anm. 101), 225 f.

<sup>105</sup>) G. Megás, *Elliniká eortá kai ethimá tis laikis latrias* (Griechische Feste und Bräuche der Volksreligion). Athen 1956, 204 f.

<sup>106</sup>) K. Kakuri (wie Anm. 101), 224.

<sup>107</sup>) Vgl. Abb. 125 bei K. Kakuri (wie Anm. 96), 150.

<sup>108</sup>) Vgl. auch K. Kakuri, *Proaisthitikes morfes tu theatru* (Vorästhetische Theaterformen). Athen 1946, 166.

<sup>109</sup>) St. I. Markymichális, *Ypolimmata tis latrias tu Adonidos en Mykono* (Reste des Adoniskults aus Mykonos). O Krantonellos. *Praktika tis Akadimias Athinon* 16 (1941), 229—232.

<sup>110</sup>) Vgl. Abb. Taf. XII in *Laografia* 17 (1957).

<sup>111</sup>) Vgl. etwa für Ungarn G. Ortutay, *Kleine ungarische Volkskunde*. Budapest 1963, 93 ff.

<sup>112</sup>) So z. B. bei der Hochzeit Z. Ujváry, *Das Begräbnis parodierende Spiele in der ungarischen Volksüberlieferung*. (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 69/XX, 1966, 267 ff.)



der Dorfföfentlichkeit und damit das Feld der Heiratsspekulationen <sup>113</sup>). Auch in dieser Hinsicht ist der Lazarusumgang Schau-Brauchtum.

Statt der Puppe können auch Gebildbrote gebacken, verteilt und umgetragen werden. In Bulgarien heißen diese oft beachtlich großen Festbrote „kukla“, also Puppe <sup>114</sup>), auf der Dodekanes „Lazaroi“ <sup>115</sup>). Die kukli stellen mehr oder weniger deutlich einen in Leinentüchern gewickelten Mann in der Grabeshöhle vor <sup>116</sup>), die Lazaroi weisen noch deutlichere Gesichtsformung auf <sup>117</sup>) und nehmen beim Umgang die Stelle der Puppe ein <sup>118</sup>). Im bulgarischen Nordthrakien wird der kleine Lazarusmann am lazarovden an die Nachbarn verteilt; dies geschieht ausdrücklich zum Heil der Seele des Lazarus <sup>119</sup>).

Diese Gebildbrote, an denen deutlich die Wicklung der Leinestreifen zu erkennen ist, erinnern aber vage an den Mumientyp, als welcher Lazarus in den altchristlichen Sarkophag- und Katakombendarstellungen in einem aediculum, dem römischen Grabhaus, steht <sup>120</sup>). Die Mumie galt in Ägypten als Unsterblichkeitssymbol; auch in christlichen Gräbern wurden solche puppenhaften Lazarusstatuetten gefunden <sup>121</sup>). In dieser symbolhaften Abbildung der Auferstehungshoffnung auf den Sarkophagreliefs ist Lazarus deutlich als Kind erkennbar <sup>122</sup>). Daß sich dieser Gedanke der Wiedergeburt als Geburt auf die Seele des Lazarus bezieht, läßt sich aus anderen ikonographischen Nachweisen ablesen. Auf einer Anastasis-Abbildung — das byzantinische Auferstehungsbild stellt fast immer die Höllenfahrt Christi dar <sup>123</sup>) —, auf einem Elfenbeintäfelchen aus Salerno, 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts, sieht man den Descensus ad inferos folgendermaßen: Christus beugt sich von links kommend und hebt Adam auf. Dahinter, leicht erhöht, steht Eva, die Hände zur Proskynese erhoben.

---

<sup>113</sup>) Dazu W. Puchner, Spuren frauenbündischer Organisationsformen im neugriechischen Jahreslaufbrauchtum. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 72, 1976, S. 146—170)

<sup>114</sup>) R. Angelova, Lazaruvane v s. Bojanovo (Lazarus im Dorf Bojanovo). Ezikovedsko-ethnografski izsledvanija v pamet na akademik Stojan Romanski (Sofija 1960), 709—730, bes. Abb. 3, 4, 5 auf S. 728 f.

<sup>115</sup>) G. Megas (wie Anm. 105), 125.

<sup>116</sup>) Vgl. die Abb. 5 und 6 bei Jordanova (wie Anm. 33), 149.

<sup>117</sup>) G. Megas (wie Anm. 105), 125.

<sup>118</sup>) Hs 2248 FGVA (Astypalaia), 334.

<sup>119</sup>) E. Stamuli-Saranti, To Lazarosavvato. Nea Estia 47 (1950), 494.

<sup>120</sup>) A. Pératé, La resurrection du Lazare dans l'art chrétien primitif. (Mélanges d'archéologie et d'histoire 1892. Supplément offert à J.-B. de Rossi 271—279.)

<sup>121</sup>) R. Darmstaedter, Die Auferweckung des Lazarus in der altchristlichen und byzantinischen Kunst. Diss. Bern 1955, 9 ff.

<sup>122</sup>) É. Mâle, La Résurrection de Lazare dans l'Art. La Revue des arts I (1951), 45—52. „... la résurrection du chrétien est une nouvelle naissance“ (45).

<sup>123</sup>) Reallexikon (wie Anm. 19), I, 142 ff.

Über ihr, abgetrennt durch ein Friesband, erkennt man fünf „Seelen“, Verstorbene in jenem bezeichneten Kleinkind-Mumientypus, wie ihn auch die Gebildbrote darstellen<sup>124</sup>). „Diese mumienartigen Gestalten, die nicht näher charakterisiert sind, beziehen sich auf die auferstandenen Toten von Mt. 27, 52. Das läßt sich durch eine von dieser Bibelstelle abgeleiteten Inschrift nachweisen, die sich in der Barbarikirche in Soganle in Kappadozien neben den Mumien einer Descensusdarstellung befindet“<sup>125</sup>). Die Seelendarstellung als kleine Mumienfigur findet sich dann vor allem auch auf dem bekannten Ikonotyp der Entschlafung der Gottesmutter, wo Christus über der in der Kline ausgestreckten Panagia steht und ihre Seele als kleine Puppe in weiße Bändeletten gehüllt, im Arm hält. Die Beziehungskette Neugeborenes — Verstorbener — Auferstandene Seele im Darstellungstyp der Mumiengruppe läßt sich aber auch noch durch die immer etwas ausführlichere Buchminiatur belegen<sup>126</sup>). In dem von Strzygowski untersuchten serbischen Psalter findet sich auch eine Descensusdarstellung, die unter Christus eingewickelte Kinder, also die Toten, zeigt, und über ihm ihn selbst noch einmal, unmißverständlich mit Beischrift, als ein in Windeln gewickeltes Kind<sup>127</sup>). Diese Typologie des Wickelkindes läßt sich auf Christus als Neugeborenen, als Verstorbenen im Grab und als aus der Unterwelt erlösten Neuen Adam gleichermaßen anwenden<sup>128</sup>).

Der ikonographische Mumientypus, der bei der Form der Gebildbrote in einigen Fällen Pate gestanden hat, der Lazarus redivivus theologisch stimmig als Toten, als Neugeborenen und als auferstandene Seele zugleich repräsentiert, geht in den Darstellungen der nachikonoklastischen Zeit verloren<sup>129</sup>). Die Einbeziehung des Bildthemas in den Dodekaortion-Zyklus des ekklesiastischen Bilderprogramms, der Schlüsselszenen aus dem Leben Jesu darstellt, erlaubt die symbolische Verkürzung nicht mehr, sondern die Bilder werden zunehmend „historisch“, d. h. realistisch-narrativ den entsprechenden Evangelienperikopen folgend<sup>130</sup>). Eine Nachzeichnung der Entwick-

<sup>124</sup>) Vgl. Abb. 99 bei G. Schiller, *Ikonographie der christlichen Kunst*. Bd. 3. Die Auferstehung und Erhöhung Christi. Gütersloh 1971.

<sup>125</sup>) G. Schiller (wie Anm. 124), 49, mit Nachweisen. Zu weiteren Beispielen H. Belting, *Die Basilika dei SS. Martiri in Cimitile*. Wiesbaden 1962, 74 f.

<sup>126</sup>) Die Psalterillustration ist für den Privatgebrauch gedacht und unterliegt daher nicht dem Form- und Ausdruckskanon der Bildertheologie. Dazu L. Ouspensky — W. Lossky, *Der Sinn der Ikonen*. Bern 1952.

<sup>127</sup>) Dazu J. Strzygowski (wie Anm. 3), 85, Taf. LIX, 149.

<sup>128</sup>) K. Onasch (wie Anm. 2), 188 f.

<sup>129</sup>) Dazu vor allem G. Millet, *Recherches sur l'Iconographie de l'Évangile aux XIV<sup>e</sup>, XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> siècles*. Paris 1916, 232—254.

<sup>130</sup>) H. Aurenhammer (wie Anm. 11), 249 ff.

lung des ikonologischen Typus der „Exégesis tou Lazarou“ kann hier nur ganz schematisch versucht werden. Einer denkbaren Formenvielfalt ist durch die Ikonentheologie Einhalt geboten; das Abbild der jeweiligen Ikone muß einem Urbild entsprechen<sup>131)</sup>. Neben dem aediculum bildet man auch schon früh die Bergeshöhle ab, aus der Lazarus, ganz in Leichentücher gehüllt, tritt und damit dem Ruf Christi „Lazarus, veni foras“ folgt; eine solche Darstellung findet sich schon als Fresko in der St.-Nikolaus-Kirche vom Dach in Kakopetria auf Zypern, im frühen 11. Jahrhundert<sup>132)</sup>. In viel klarerer Raumlagerung zeigt sich dieser Bildtyp aber dann auf dem Ikonostasis-Balken des Katharinenklosters auf Sinai aus dem 12. Jahrhundert<sup>133)</sup>; hier finden sich alle Standardelemente der Auferweckungsszene voll ausgebildet: der herantretende Christus mit der Hand im Segensgestus, begleitet von einem oder mehreren Aposteln, die Schwestern Lazari in Proskynesehaltung zu seinen Füßen, zwei Männer, die den Grabdeckel abheben, und einer der Lazarus loswickelt<sup>134)</sup>. Diese Figur hält sich die rechte Hand, in einem überlangen Ärmel, gegen das Gesicht, was die Geste des Zuhaltens der Nase bedeuten soll, denn Lazarus, der „tetrahémeros“, der schon vier Tage im Grab liegt, stinkt nach dem Evangelium bereits<sup>135)</sup>. Dieselbe stilisierte Geste finden wir auf einer Ikone aus dem 12. bis 13. Jahrhundert in einer Athener Privatsammlung<sup>136)</sup>. Dieser Typus bleibt auch in nachbyzantinischer Zeit konstant: nur vermehren sich die Apostel, und Juden quellen aus dem Stadttor von Bethanien, um das Wunder zu sehen. So stellt etwa eine Ikone aus dem bulgarischen Dorf Arbanasi im Kreis Trnovo aus dem 17. Jahrhundert den Sachverhalt dar<sup>137)</sup>. Auf diese Ikone passen ziemlich genau die Anleitungen, die das Malerbuch vom Berg Athos, von Dionysios dem Hieromonachos, gibt<sup>138)</sup>: „Die Erweckung

<sup>131)</sup> H. Menges, Die Bilderlehre des hl. Johannes von Damaskus. Münster 1938.

<sup>132)</sup> A. u. J. Stylianos, The painted churches of Cyprus. Stourbridge 1964, 35 Abb., 9.

<sup>133)</sup> Vgl. Abb. 25 in K. Weitzmann et. al., Frühe Ikonen. Wien/München 1965.

<sup>134)</sup> Vgl. auch G. u. M. Sotiriou, Icônes du Mont Sinai I (1956), Taf. 87—94, II (1958), 102 ff.

<sup>135)</sup> „Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinkt schon; denn er hat vier Tage gelegen“ (Joh. 11,39).

<sup>136)</sup> Ausstellungskatalog „L'Art Byzantine, Art Européen“ Athen 1964, Nr. 180.

<sup>137)</sup> Vgl. Abb. 145 bei K. Weitzmann (wie Anm. 133).

<sup>138)</sup> Die erste Ausgabe erschien als französische Übersetzung von M. Didron, Paris 1845. Die griechische Ausgabe von Athen 1885 gibt als Geburtsort des Verfassers Furnas in den Agrafa-Dörfern und als Abfassungszeit 1458 an. Die Hs., vermutlich Kompilation älterer Hss., ist wahrscheinlich später entstanden.

des Lazarus (Joh. 11, 1—45). / Ein Berg mit zwei Spitzen, und dahinter ist eine Stadt ein wenig sichtbar; und Hebräer gehen aus dem Thor derselben heraus, erscheinen bis zum halben Leibe hinter den Bergen und weinen; vor dem Berge ist ein Grab, und ein Mann wälzt den Stein von demselben. Und Lazarus steht in der Mitte des Grabes. Und ein anderer Mensch wickelt ihn los . . . (Christus segnet ihn mit der einen Hand) und mit der andern Hand hält er ein Blatt und sagt: „Lazarus, komme hervor“ und hinter ihm die Apostel und zu seinen Füßen Martha und Maria, welche ihn anbeten.“<sup>139)</sup> Der berühmte neubyzantinische Kirchenmaler des 20. Jahrhunderts, Fotis Kontoglu, gibt in seiner „Beschreibung der orthodoxen Ikonographie“ etwas detaillierter das gleiche Bild<sup>140)</sup>. Ausnahmen von diesem kanonisierten Darstellungstyp sind selten, so etwa das zweiteilige Fresko im Kloster Gračanica auf dem Amselfeld aus dem Jahre 1321, das im oberen Teil Christus und Jünger in Bethanien eintreffend zeigt, wo sie von den Lazarusschwestern mit Bitten bestürmt werden, und im unteren Teil die eigentliche Auferstehung<sup>141)</sup>. Interessanterweise blickt Christus bei seinem Einzug in Bethanien im oberen Teil auf den Lazarus-sarkophag im unteren Teil, den man sich noch geschlossen vorstellen muß. Solche sukzessiv-narrativen Momente sind der Miniaturmalerei entnommen, die in der bildlichen Kommentierung des Bibeltextes größeren Freiheitsspielraum besitzt.

Der in seiner historischen Entwicklung und Konstanz kurz skizzierte Bildtypus stellt genau den Moment dar, wo Christus sein „Lázare deũro éxo“ ausspricht. Derselbe Moment, gleichsam die „eingefrorene“ und ins Bild gebannte Resurrektion der Ikonographie, wird im Brauch auch spielhaft dargestellt. Die bekannte und eindrucksvolle Schilderung der Dromenons in Larnaka auf Zypern von Ohnefalsch-Richter sei hier nicht wiederholt<sup>142)</sup>, vielleicht nur darauf hingewiesen, daß nach dem 1. Weltkrieg der Lazarusumzug in Larnaka ohne die Darstellung der Resurrektion erfolgte<sup>143)</sup>. Der heute überhaupt fehlende Brauch war in allen Städten Zyperns geläufig: ein in gelbe Blüten (similludkia oder „Lazarus“ genannt)<sup>144)</sup> gekleidetes Kind legt sich während des Liedabsingens vor der Haustür rücklings

<sup>139)</sup> Hermeneia tēs zographikēs. Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, aus dem handschriftlich neugriechischen Urtext übersetzt, mit Anmerkungen von Didron d. Ä. und eigenen von G. Schäfer. Trier 1855, 195, § 276.

<sup>140)</sup> F. Kontoglu, Ekfrasis tis Orthodoxu ikonografias. Tom. 1, 2. Athen 1960. I 169 f.

<sup>141)</sup> Vgl. Abb. 57 in O. Bihalji-Merin, Fresken und Ikonen. Mittelalterliche Kunst in Serbien und Makedonien. München 1958.

<sup>142)</sup> Ohnefalsch-Richter (wie Anm. 22), 86 ff.

<sup>143)</sup> N. Kyriadzis, O Lazaros. Kypriaka Chronika 6 (1929), 141 ff.

<sup>144)</sup> Achillea antolina.

auf den Boden und steht beim Ruf Christi auf<sup>145</sup>). Georgios Megas hält dieses Dromenon für die älteste Form des Lazarusbrauches<sup>146</sup>). Es ist in dieser Form ebenso auf der Dodekanes<sup>147</sup>) wie auf Euböa nachgewiesen<sup>148</sup>). Auch in Epirus ist die dargestellte Auferstehung<sup>149</sup>) bekannt. Bei den Sarakatzanen trägt man sogar allgemein an diesem Tage Trauer. Hier wird ein Knabe in ein weißes Hemd und eine weiße Haube gehüllt, die Hände werden ihm kreuzweise zusammengebunden und die Augen verbunden. Er legt sich auf den Boden und steht erst nach Liedende wieder auf<sup>150</sup>).

Diese Spielszene wurde von Georgios Spyridakis, der annimmt, daß sie einst überall in den südlichen Balkanzonen verbreitet gewesen sei, mit dem sogenannten „zypriotischen Passionszyklus“ in Verbindung gebracht<sup>151</sup>), einem zur Aufführung bestimmten szenischen Text<sup>152</sup>) aus einem griechischen Kodex der Vatikanischen Bibliothek<sup>153</sup>) aus dem 13. Jahrhundert<sup>154</sup>). Der Text stellt eine Zitatenskollage von Evangelienperikopen sowie Ausschnitte der Acta Pilati dar, es sind aber jeweils nur die Anfangsworte niedergeschrieben<sup>155</sup>). Die erste Szene des zehnteiligen Passionszyklus stellt die Auferweckung des Lazarus dar. Das Abfassungsdatum fällt in die Zeit der Katalanenherrschaft auf Zypern: das hat einen Teil der Forschung bewogen, ein lateinisches Vorbild für diesen Spielzyklus anzunehmen<sup>156</sup>), während andere Forscher an eine schon bestehende Spieltradition den-

<sup>145</sup>) Ch. P. Farmakidis, Kypriaki Laografia. Lemesos 1938, 218 f.

<sup>146</sup>) G. Megas (wie Anm. 105), 142.

<sup>147</sup>) G. K. Spyridakis, Symvoli is tin meletin ton ellinikon paroimion (Beitrag zum Studium der griechischen Sprichwörter). (Kritika Chronika XI, 1957, 267—276, Nachweise 269.)

<sup>148</sup>) K. Kalyvi, Ajia Kymis Evvoias. Athen 1938, 115 f.

<sup>149</sup>) K. A. Diamantis, Ta tragudia tu Lazaru sti Nisista ton Tzumerkon. (Aixoni 1, 1950/51, 137—143.)

<sup>150</sup>) A. Hatzimichali (wie Anm. 61).

<sup>151</sup>) G. Spyridakis, Epiviosis laikis pisteos, latrias kai technis tis vyzantinis periodu is tin vorion Ellada (Survivals des Volksglaubens, Kults und der Volkskunst aus der byzantinischen Periode in Nordgriechenland). Praktika tu A'Symposiu laografias tu Vorielladiku choru (Thess. 18—20. 4. 1974), Thess. 1975, 235 ff.

<sup>152</sup>) Erstmals ediert von Sp. Lampros, Vyzantini skinothetiki diataxis ton Pathon tu Christu. (Neos Ellinonmimon 13, 1916, 381 ff.)

<sup>153</sup>) Codex Vaticanus Palatinus Graecus 367 fol. 34 bis fol. 39.

<sup>154</sup>) Nur A. Vogt, Études sur le théâtre byzantin. (Byzantion VI, 1931, 37 ff.), dachte neben dem Erstherausgeber an ein früheres Datum.

<sup>155</sup>) Nun bequem zugänglich, rekonstruiert im Wortlaut und ins Englische übersetzt bei A. Mahr, The Cyprus Passion Circle. Indiana 1947.

<sup>156</sup>) Z. B. S. Baud-Bovy, Sur un „Sacrifice d'Abraham“ de Romanos et sur l'existence d'un théâtre religieux à Byzance. (Byzantion XIII, 1938, 321 ff.)

ken<sup>157</sup>) oder das Szenarium auf ältere dialogisierte Homilien zurückführen<sup>158</sup>). Fest steht nur, daß es sich um das einzige, tatsächlich aufgeführte Szenarium in Byzanz handelt<sup>159</sup>), das jedoch in der Literaturgeschichte der Zeit völlig isoliert dasteht<sup>160</sup>). Für die kontroverse Frage der Existenz oder Nichtexistenz eines liturgischen Dramas im byzantinischen Raum hat die Entdeckung dieses Szenariums nur ambivalente Lösungen gebracht<sup>161</sup>).

Die direkte Herleitung der mimoiden Auferweckungsszenen aus einem byzantinischen Passionszyklus, wie sie Spyridakis postuliert, ist aber nur für Zypern zu verifizieren; nicht für Epirus, Euböa und die Dodekanes. Denn der Annahme einer totalen Verbreitung der laienspielhaften Resurrektionsszene über Südbalkan und Ostmittelmeer auf der einen Seite, steht auf der anderen Seite wiederum nur eine Hypothese gegenüber, nämlich daß Passionsspiele auch in anderen Teilen des Byzantinischen Reiches aufgeführt wurden. Beides aber bleibt unbeweisbar. Die bevorzugte Stellung Zyperns erklärt sich aus der orthodoxen Lazaruslegende<sup>162</sup>): Lazarus habe nach seiner Erweckung noch einmal dreißig Jahre gelebt. Aus Angst vor den Juden sei er mit seinen Schwestern nach Zypern geflohen und erster Bischof der Stadt Kition, dem heutigen Larnaka geworden<sup>163</sup>). Wie das Menaion, eines der liturgischen Bücher der Ostkirche, in seinen Eintragungen am 17. Oktober angibt, wurden die Reliquien des Hl. Lazarus von Kaiser Leo dem Weisen nach Byzanz überführt; am 4. Mai findet sich die Eintragung von der Einweihung der Lazaruskirche in Konstantinopel. Wie erhaltene Reden des Arethas zu diesen Anlässen zeigen, fand die Translation im Jahre 901 statt<sup>164</sup>). Wie aus Reiseberichten hervorgeht und die heute noch existierende Lazarus-

---

<sup>157</sup>) M. Carpenter, *Romanos and the mystery play of the East*. (The University of Missouri Studies 3, 1936, 21 ff.)

<sup>158</sup>) C. A. Mahr, *Relations of Passion Plays to St. Ephrem the Syrian*. (Columbus 1942, 32 ff.)

<sup>159</sup>) Der „Christos paschon“ ist als reines Lesedrama zu bezeichnen.

<sup>160</sup>) H.-G. Beck, *Geschichte der byzantinischen Volksliteratur*. München 1971, 112 f.

<sup>161</sup>) Dazu übersichtsweise G. La Piana, *The Byzantine Theatre*. *Speculum* XI (1936), 171—211.

<sup>162</sup>) J. Hackett, *History of the orthodox Church of Cyprus*. London 1901, 412 ff.

<sup>163</sup>) Mit Belegen und Kontroversdiskussion Ch. I. Papajoannu, *O Ajjios Lazaros*. (*Ekklesiastikos Kiryx* II, 1912, 268—272, 298—305, 364—371, 387—395, 427—429.)

<sup>164</sup>) R. J. H. Jenkins—B. Laourdas—C. A. Mango, *Nine orations of Arethas from Cod. marc. gr. 524*. (*Byzantinische Zeitschrift* 47, 1954, 1—40.)

kirche in Larnaka bezeugt<sup>165</sup>), lebte der Lazaruskult auf der Insel, wenn auch von mehr regionaler Bedeutung, weiter<sup>166</sup>). Ikonen oder Fresken, die den hl. Lazaros darstellen, wie die der Panagiakirche von Araku in Lagudera (Ende 12. Jahrhundert), sind fast nur auf die Großinsel lokalisiert<sup>167</sup>). Als die orthodoxe Kirche wahrnahm, daß Lazarusreliquien auch in Frankreich verehrt werden, hat sie sich vehement dagegen gewehrt<sup>168</sup>). Die Tatsache des Anspruches auf den Besitz der Reliquien und des Wahrheitsanspruches ihrer Legenden stellte um die Jahrhundertwende einen erheblichen Konfliktstoff für Ost- und Westkirche dar. Hackett versuchte die Streitmeinungen historisch zu versöhnen, indem er meinte, die Franzosen hätten die Reliquien bei der lateinischen Besetzung Konstantinopels im Anschluß an den vierten Kreuzzug 1204 geraubt und nach Frankreich gebracht<sup>169</sup>). Aber so einfach war die Sache nicht. Die Lazarusreliquien wurden schon zu Beginn des 11. Jahrhunderts in einer eigenen Wallfahrtskirche in Autun in Burgund verehrt<sup>170</sup>), und Lazarus gilt als erster Bischof von Marseilles<sup>171</sup>). Die provenzalischen Traditionen wollen wissen, daß die bethanischen Geschwister zusammen mit Maximinius und anderen nach abenteuerlicher Meerfahrt nicht in Zypern, sondern in Marseilles gelandet sind<sup>172</sup>). Die hl. Magdalena wird in Vézelay verehrt, und zwar als Lazarusschwester<sup>173</sup>), ihre Gebeine liegen in St. Maximin und St.-Marie-de-la-Mer, obwohl 899 die Magdalenegebeine, diesmal nicht als Lazarusschwester, von Ephesus nach Konstantinopel überführt wurden. — Die vorsichtige Meinung der theologischen Forschung in dieser subtilen Frage tendiert heute eher dahin, daß die beiden spektakulären Translationen der byzantinischen Kirche, die der hl. Magdalena und die des hl. Lazaros,

---

<sup>165</sup>) Ch. A. Patsidis, *O Ajjos Lazaros kai i ekklisia tu is Larnaka*. Larnaka (1961).

<sup>166</sup>) R. H. Dolley, *The historical significance of the Translation of St. Lazaros from Kypros to Byzantion*. *Byzantion* 19, 1949, 59—71.

<sup>167</sup>) Vgl. die Abb. bei Stylianu (wie Anm. 132).

<sup>168</sup>) Vgl. die detaillierte Auseinandersetzung bei Ch. I. Papajoannu (wie Anm. 163), bes. 364 ff.

<sup>169</sup>) Hackett (wie Anm. 162), 412.

<sup>170</sup>) R. H. L. Haman, *Das Lazarusgrab in Autun*. (*Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 8/9, 1936, 182—328, bes. 320 ff.)

<sup>171</sup>) P. Ch. Cahier, *Caractéristiques du Saints dans l'art populaire*. Paris 1867, 123, 621.

<sup>172</sup>) Dies berichtet auch die *Legenda aurea*.

<sup>173</sup>) Diese Identifizierung ist für den lateinischen Westen seit Gregor d. Gr. verbindlich (H. J. Keller, *Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten*. Stuttgart 1968, 361 ff.).

entwertet werden sollten und die provenzalische Legendenbildung aus Reaktion und Prestige Gründen ins Leben gerufen haben <sup>174</sup>).

Wie dem auch sei, die Legende hat direkt auf das zypriotische Lazaruslied eingewirkt, das nicht nur die Bibelgeschehnisse, sondern auch die Translation durch Leo den Weisen erwähnt <sup>175</sup>), aber in einigen Fällen sogar jene Episode bringt, die die Entstehung der Halikes (Salinen) bei Larnaka erklärt: Der Ort sei einst voll von Weinpflanzungen gewesen. Der hl. Lazarus, durstig von der Überfahrt von Jaffa, sei hier gelandet und habe sich an den Trauben erquicken wollen. Auf seine Bitte hin habe man ihm aber spöttisch geantwortet, der Weinberg sei heuer verdorrt und die Rebstöcke gäben keine Trauben. Da sprach der hl. Lazarus, daß es so sein möge, wie sie sagen, und der Ort ist bis heute eine Saline geblieben <sup>176</sup>). Diese toponomastische Verwüstungslegende muß schon im 16. Jahrhundert geläufig gewesen sein, weil sie im Itinerarium Hierosolymitanum des Bartholomaei de Saligniaco angeführt wird <sup>177</sup>).

Die lebensnahe Vorstellung und Vertrautheit mit der Volksfigur des Lazarus hat zu einer Reihe von Sprichwörtern geführt, die vor allem im mediterranen Raum gängig sind <sup>178</sup>). Der häufigste Ausspruch nimmt Bezug auf die Erweckungsworte Christi: Mit lauter Stimme rief er: Lazarus, komm heraus! <sup>179</sup>), auf die hin Lazarus völlig unerwartet erscheint. „Mit der Stimme auch der Lazarus“ wird dann in allen jenen Fällen gesagt, wenn jemand plötzlich ganz unerwartet auftaucht, von dem man soeben gesprochen hat <sup>180</sup>). Die Redewendung stammt nicht aus dem Lazaruslied, sondern nimmt auf den Bibeltext selbst Bezug. Spyridakis sieht darin ein Survival des mimischen Aufweckungsspieles, vor allem da sich die Ausbreitung der Redewendung mit der des Restdromenons ungefähr deckt: Dodekanes und Zypern <sup>181</sup>). Lazarus wurde auch aus dieser Redewendung eliminiert, und statt seiner „Esel“ gesetzt: Mit der Stimme auch der Esel <sup>182</sup>). Die Anklänge

<sup>174</sup>) Die komplexen Zusammenhänge detailliert darstellend F. Cabrol—H. Leclercq (wie Anm. 24).

<sup>175</sup>) Beispiele neuerlich bei Th. Papadopoulos, Dimodi Kypriaka asmata ex anekdoton syllogon tu XIX aionos (Zyprische Volkslieder aus inediten Sammlungen des 19. Jh.). Lefkosia 1975, 97 ff.

<sup>176</sup>) Lazaruslied in Hs 2113 FGVA 22 ff., V. 104—114, aus Ajios Mamas im Raum Lemesos.

<sup>177</sup>) B. de Saligniaco, Itinerarium Hierosolymitanum de..., Magdeburgi 1587, tom. IV, c. 3.

<sup>178</sup>) Ein Beispiel konnte auch für die Pontusgriechen eruiert werden (I. Parcharidis in Astir tu Pontu II, 1886, 411).

<sup>179</sup>) Wörtliche Übersetzung aus dem Griechischen (Joh. 11, 43).

<sup>180</sup>) G. Spyridakis (wie Anm. 147), 267 ff.

<sup>181</sup>) G. Spyridakis (wie Anm. 147), 267 ff. mit Varianten u. Nachweisen.

<sup>182</sup>) G. N. Hatzidaki, Symvoli is tas ellinikas paroimias (Beitrag zu den Griechischen Sprichwörtern). (Epistimoniki Epetiris tu Panepistimiu Athinon IX, 1913, 28 f.)



an ein deutsches Sprichwort in der gleichen Situation sind nicht zu überhören, vor allem da die plötzlich auftauchende Person nun unerwünscht ist. — Nach Lied und Legende lebt Lazarus sein zweites Leben als Niemals-Lachender (ajelastos), weil er den Hades gesehen hat. Ein „Niemals-Lachender wie Lazarus“ ist dann der sauertöpfische Eigenbrötler auf Skyros<sup>183)</sup> und Lesbos<sup>184)</sup>. „Wie Lazarus“ sagt man für jemand, der sich nach langer Zeit wieder blicken läßt<sup>185)</sup>. Von den Umzügen kommt die Redensart: „Er singt uns den Lazarus“ für Störenfriede auf Zypern<sup>186)</sup>. Auf Kreta wird der Tote in etwa 40 cm breite Leinenstreifen gewickelt, was mit dem Verb „lazarono“ bezeichnet wird<sup>187)</sup>. Dieses Verb kommt in der gleichen Bedeutung schon im byzantinischen Epos von Digenes Akritas vor<sup>188)</sup>.

Nicht ganz zufällig hat sich der Komplex der Lazaruslieder dem fragenden Zugriff bis jetzt entzogen und stellt weniger einen Schlußpunkt als ein Fragezeichen dar. Während die nationalsprachige Liedforschung eine Unmenge von Texten gehortet, z. T. auch publiziert und analysiert hat, steckt eine übergreifende Komparation noch in ihren Anfängen. Lazaruslieder gibt es in allen Balkansprachen, sogar im Türkischen<sup>189)</sup>. Das Lied, nicht als philologischer Text, sondern als Gebrauchsgut, kennt mehrere austauschbare und fixe Teile: der Eingangsgruß, der Heischespruch und der Glückwunsch sind bleibend. Im allgemeinen unterscheidet man zwei Arten: das eigentliche Lazaruslied, das die Ereignisse in Bethanien berichtet, und die panegyrischen Lieder, die auf das Haus und seine Einwohner gesungen werden. Vielfach aber ersetzen Mai- und Frühlingslieder oder Liebeslieder das Lazaruslied<sup>190)</sup>. In einem solchen bezuglosen Lied kann der Name Lazarus im Refrain ausgesprochen werden<sup>191)</sup> oder auch durch einen Ausruf am Versende<sup>192)</sup>. Aus anderen Liedern wiederum scheint deutlich zu werden, daß mit diesem Anruf vielleicht auch die Brauchträger oder die Angesungenen gemeint sind<sup>193)</sup>. Demnach scheint die Figur

<sup>183)</sup> N. Perdikas, Skyros. Athen 1943, tom. II 52, 984.

<sup>184)</sup> Istorikon lexikon tis Neas Ellinikis. Tom. I, Athen 1933, 92 f.

<sup>185)</sup> T. Papatzonis, Nea Estia. Weihnachtssonderheft 1942, 89.

<sup>186)</sup> N. G. Kyriazis, Kypriakes Paroimies (Zypriotische Sprichwörter, 1940, 408.

<sup>187)</sup> A. Chrysulakis, Ethmia ton sfakion tis Kritis. (Laografia 17, 1957/58, 383—404, bes. 401.)

<sup>188)</sup> Trapp übersetzt „mit dem Totenhemd bekleiden“. E. Trapp, Digenes Akritas. Synoptische Ausgabe der ältesten Versionen. Wien 1971 (= Wiener Byzantinische Studien VIII). Glossar S. 389.

<sup>189)</sup> Hs 2115 FGVA (Kuplia in Griechisch-Thrakien) 7.

<sup>190)</sup> Vgl. z. B. E. Stoin, Lazaruvane v c. Neguztevo, Elinpelinsko. Izvestija na Instituta zu muzika II—III, 1955, 189—209.

<sup>191)</sup> J. Zachariev (wie Anm. 46), Lied Nr. 10, 11, 12.

<sup>192)</sup> J. Zachariev (wie Anm. 46), Lied Nr. 1, 22.

<sup>193)</sup> J. Zachariev (wie Anm. 46), Lied Nr. 13, 16, 17, 19, 24, 26 usw.

des evangelischen Lazarus in den Lazarusliedern der zentralen Balkanzone nicht organisch mit dem Inhalt verbunden<sup>193a)</sup>). Die überall zum Vortrag kommenden Loblieder ändern die Liedzusammensetzung analog dem Aufbau der angesungenen Familie. Man singt auf das Haus, den Hausherrn, die Herrin, Sohn, Tochter, Kind in verschiedenen Altersstufen, den Fremden, den Bürgermeister, den Pfarrer, den Lehrer; es ist hier nicht der Ort, sich mit dieser Gattung auseinanderzusetzen, die den allgemeinen Umzugs- und Ansingeliern angehört<sup>194)</sup>. Es sei nur auf ihren Quellenwert für die Festlegung der oikotypischen Wertstrukturen verwiesen, weil sie genau beschreiben, wie man sich das Ideal der jeweiligen Rollenposition (ob Hausherr oder Kleinkind) vorstellt.

Die eigentlich religiösen Lieder des Lazarustages sind hauptsächlich in den nichtkontinentalen Regionen sowie in Epirus zu finden<sup>195)</sup>. Die Tradierung der Lieder scheint sowohl mündlich wie schriftlich geschehen zu sein. Als Vorlage kommt in den ausgearbeiteten Fällen direkt die Bibelvorlage bzw. die exegetischen Homilien und Hymnen in Frage<sup>196)</sup>. An einem Beispiel volkssprachiger Paretymologie läßt sich dies aufzeigen: die seit der biblischen Koine durchgemachte Sprachentwicklung der Griechen ist groß genug, um Mißverständnissen Raum zu bieten<sup>197)</sup>. Gerade die Lazaruslieder, schwankend zwischen Achtsilbler und politischem Vers (Fünfzehnsilbler), je nach Verfasser oder Tradierungsweg mehr schriftsprachlich oder mehr volkssprachig gehalten, überliefern offenbar auch Ausdrücke der Kirchensprache, deren Sinn den Sängern nicht mehr geläufig ist. In einem Lied aus der kleinasiatischen Küstenzone, das früher auf Flugblättern gedruckt wurde und offenbar weite Verbreitung fand<sup>198)</sup>, stieß ich auf den mir unerklärlichen Ausdruck, daß Lazarus „mit der Kerze gegürtet“ sei<sup>199)</sup>. Dazu ergab sich auch ein Beleg aus der Brauchforschung. Im Dorf Levidi in Peloponnes gehen die Kinder mit einem Lazarus um, der so aussieht: über ein Holzstück hoch auf einer Stange wird ein weißes Kleid gezogen und mit Kerzenwachs gegürtet<sup>200)</sup>. Die

<sup>193 a)</sup> P. Dinekov, *B'lgarski folklor*. Sofia 1972, 306 ff.

<sup>194)</sup> B. Siuts, *Die Ansingeliieder zu den Kalenderfesten*. Göttingen 1968.

<sup>195)</sup> Eine epirotische Lazarusliedsammlung z. B. bei Chr. Sulji, *Ta tragudia tu Lazaru*. (Ipirotika Chronika II, 1927, 187—200.)

<sup>196)</sup> Hier dürfte die These von D.-R. Moser (wie Anm. 25), die Grenze ihres Anwendungsbereiches finden.

<sup>197)</sup> S. G. Kapsomenos, *Die griechische Sprache zwischen Koine und Neugriechisch*. (Berichte zum XI. Internationalen Byzantinisten-Kongreß, München 1958, 1—39.)

<sup>198)</sup> Abgedruckt bei D. A. Petropoulos (wie Anm. 28), II 13 f.

<sup>199)</sup> V. 44: „kai me to kerisozmenos“.

<sup>200)</sup> Hs 1302 SVUA 162 f.

Suche nach einem vergleichbaren Bestattungsbrauch erübrigte sich, da das Phänomen ganz isoliert dasteht. Erst das Lesen der Johannes-Perikope im griechischen Urtext brachte die Lösung: Lazarus ist nicht in „kerf“ eingewickelt, sondern in „kerlais“; nicht in (eine) „Kerze“, sondern in die Leichentücher<sup>201)</sup>. Das Mißverständnis fand Ausdruck in Lied und Brauch.

Zu einem der Grundbestandteile der kürzeren Lieder gehört die Frage, was Lazarus denn im Hades gesehen habe, und seine Antwort: Foltern und Qualen, Marter und Pein; man solle ihm Wasser geben, damit er seine Bitterkeit wegspülen könne und ihn nicht weiter fragen. — Diese vier Tage im Hades aber brachten ihn dazu, sein ganzes zweites Leben nicht mehr zu lachen. Was er denn nun wirklich im Hades gesehen hat, das zeigen uns eindrucksvoll die Höllendarstellungen des Jüngsten Gerichts sowie mehrere apokryphe Schriften. Doch würde das hier zu weit führen.

Aus all dem Gesagten und in vielen Fällen bloß kurz Angedeuteten geht hervor, daß der Lazarusbrauch eine eminent wichtige Funktion im Jahres-, z. T. auch im Lebensablauf der Ruralbevölkerung Südosteuropas einnimmt. Auf diese hohe Ritualisierung des Kulturfeldes am Lazarustag weist auch das Phänomen der Metonymie, der Namensübertragung. Das Gleichgewicht von Objekt und Bezeichnung, wie es die Alltagsrealität kennt, kommt an diesem Tag durcheinander: nach Lazarus ist nicht nur der Tag benannt, nicht nur die Brauchträger und ihr Lied, sondern auch die Puppe oder das Idol, der Darsteller, der Lazarus verkörpert, die kleinen Gebildbrote, die Ikone und der blumengeschmückte Korb, ja sogar eine gewisse gelbe Blumenart, welche die Todesfarbe Lazari symbolisiert. Alles ist Lazarus. Diese Ausdehnung der Metonymie auf so viele Objekte und Medien — sie ist natürlich nicht überall gleich groß — indiziert eine hohe Position in der Werthierarchie der Jahresfeste. Die Position hat ihre theologische Begründung im byzantinischen Heortologion. Als den Ostersieg über das den Tod vorwegnehmende Auferstehungswunder hatte Lazarus auch die adhäsive Kraft, pagane Vorstellungsschichten anzuziehen und anzuverwandeln. Aus dieser Affinität erklärt sich auch, daß der Lazarustag einer der wichtigsten Termine des Frühjahrsbrauchtums aus den Vorstellungsschichten des Vegetationszyklus darstellt. Entscheidend für die Möglichkeit dieser Bindung war aber die Bewertung des Lazarus redivivus durch die orthodoxe Theologie: erst sie legt den Grundstein für den Doppelklang von Osterfreude und Frühlingfreude in seinem formenreichen Ausdrucksfeld zwischen idolatrischer Paganität und orthodoxer Religiosität.

---

<sup>201)</sup> Joh. 11, 44.

## Zwei neue Aufschlüsse zur Gasthaus-Archäologie in Tirol und im Lande Salzburg

Von Richard Pittioni

Der Sommer 1977 brachte zwei neue interessante Aufschlüsse zur Gasthaus-Archäologie, über die hier nur ein vorläufiger Kurzbericht gegeben werden soll.

Der eine Aufschluß liegt wieder in Jochberg bei Kitzbühel und zwar beim dortigen Gasthof Jodlbichl, Besitzer Peter Aufschneider. Dieser Gasthof liegt an der alten Straße Kitzbühel—Hechenmoos—Paß Thurn; wann er gebaut und in Betrieb genommen wurde, müßte erst durch archivalische Studien näher bestimmt werden. Aber so wie in Jochbergwald hat man auch hier das zerbrochene Geschirr und Glaszeug beim Küchenfenster in den „Äroa“ geworfen, der hier insofern sehr günstig gelegen ist, als nur etwa 2 m vom westlichen Hausrand der Steilabfall zur Jochberger Ache einsetzt. Man wird annehmen dürfen, daß die Hauptmasse des anfallenden Geschirr- und Glasabfalles über diesen Steilabfall abgerollt ist. Es hat sich aber gleich hinter der Hauswand doch noch ein Abfallhaufen gebildet, der im Laufe des August 1977, von einem Arbeiter im Auftrag des Eigentümers, abzutragen begonnen wurde. Dabei zeigten sich zahlreiche keramische Reste, die eine genaue Untersuchung des bereits freigelegten Materiales und des noch abzutragenden Abfall-Haufens notwendig machten. Es geschah dies Ende August 1977 mit größtem Erfolg, wobei als älteste Ware der Rest eines Henkeltopfes festgestellt werden konnte, auf dessen Henkel eine schöne Töpfermarke Passauer Provenienz der jüngeren Art (vgl. z. B. R. Pittioni, Passauer Schwarzhafterei in Österreich, Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Anzeiger 114, 1977, 93 ff., Abb. 7—11) angebracht ist. Man wird daher auf Grund dieses einen Stückes mit dem 16. Jh. zu rechnen haben. Den Hauptbestand stellte aber die im Jochberger Bereich mehrfach nachgewiesene Kröninger Ware (vgl. dazu Derselbe, Keramisches Fundgut aus Kitzbühel, Österr. Zeitschr. f. Volkskunde N. S. 31 (80) 1977, 213 ff.), neben der die als einheimische Erzeugnisse anzusprechende Ware mehr in den Hintergrund tritt. Die Funde befinden sich zur Zeit beim Obmann des neugegründeten Jochberger Bergbau- und Heimatmuseums, Herrn Georg Jöchel-Jochberg, und werden im Laufe

der Zeit noch weiter untersucht werden. Sie stellen einen schönen Bestand für dieses neue Museum dar und ergänzen so die bisherigen Aufsammlungen (Jochbergwald und in Jochberg selbst, wobei die im Gemüsegarten des Hauses Scherler (Eigentümer Anton Mayr) gesammelten Materialien einen gleicher Weise interessanten Einblick in den keramischen Bestand bäuerlicher Besitztümer des 16. bis 19. Jhs. vermitteln.

Den zweiten Aufschluß und das damit zusammenhängende Fundmaterial verdanke ich der freundlichen Unterstützung von Herrn Tierarzt H. Adler in Lofer, der gleichfalls umfangreiches Sammelgut mit Kröninger Geschirr besitzt. Dieser zweite Aufschluß stammt aus dem „Äroa“ des jetzigen Schlosses, der seinerzeitigen Taverne **O b e r r a i n** **i n U n k e n**, die hoch oberhalb der Saalach auf einer Terrasse steht und als Taverne eine beachtliche Rolle gespielt haben muß. In etwa halber Höhe zwischen Terrasse, also dem Schloß Oberrain, und der jetzigen Bundesstraße Unken—Lofer steht ein kleines Badhaus, neben dem im heurigen Sommer ein zweites Haus errichtet wurde. Bei dieser Gelegenheit mußte in die anstehende Terrasse hineingearbeitet werden, wobei unstratifiziert als deutlich sich ausprägendes Abfallmaterial eine beachtliche Menge an keramischem Material angeschnitten wurde. Der Aufmerksamkeit von Herrn Tierarzt H. Adler sowie der Schloßverwaltung ist die Bergung dieses Fundbestandes zu verdanken, dem eine recht beachtliche Bedeutung zukommt. Denn es handelt sich hier um das bis jetzt mir bekannt gewordene reichste Material zur Hafnerzeller Schwarzhafnerei des 14. und 15. Jhs. mit dem dafür kennzeichnenden Töpferstempel (Kreuz und darunter stehendem Querbalken), zu dem noch zwei neue (d. h. für Österreich) Stempel hinzukommen. Daneben gibt es auch noch Reste der Kröninger Ware, doch treten diese gegenüber der Hafnerzeller Keramik stark zurück. Diese stammt fast ausschließlich von hohen und mächtigen Kochtöpfen für die Versorgung der Tavernenbesucher. Das Fundgut befindet sich zur Zeit bei mir und soll im Anschluß an meine oben genannte Veröffentlichung behandelt werden, doch wird der ganze Bestand dann dem Museum Caroline-Augusteum (Salzburg) übergeben werden. Frau Dr. F. Zeisberger hat schon vor wenigen Jahren eine kurze Übersicht über historische Daten zur Geschichte dieser Taverne veröffentlicht, aus denen hervorgeht, daß sie im 15. Jh. schon bestanden hat. Dies deckt sich mit den keramischen Befunden, unter denen allerdings auch einiges Material ist, das wahrscheinlich noch in das späte 14. Jh. zurückreicht, etwa wie die Scherben von St. Martin bei Lofer (vgl. Anzeiger 114, 1977, Abb. 3/4, 4/1, 2).

# Seit wann gibt es den Osterstrauß (-baum)?

## Eine Umfrage

Von Franz J. Grieshofer

Dem aufmerksamen Beobachter wird kaum entgangen sein, daß die Schaufenster einem Rhythmus folgen, der infolge von Verkaufsinteressen den hergebrachten Ablauf immer mehr durchbricht. So beginnt die Werbung für Weihnachten bereits im Oktober und für Ostern mit Ende der Faschingszeit. Es fällt dabei auf, daß die Dekorationen weitgehend immer die gleichen Symbole verwenden. Der Adventkranz und der Weihnachtsmann werden mit Jahresbeginn von Lampions und Girlanden abgelöst, die vom Fasching künden sollen. Dieser wird wieder vom Osterhasen verdrängt. Mit Einsetzen der Fastenzeit bemerkt man aber seit einigen Jahren ein neues Symbol, den Osterstrauß oder Osterbaum, wie er auch bezeichnet wird.

Wie beim Adventkranz geht dieser öffentlichen Verwendung die private Gepflogenheit voraus, zu Ostern ein paar Palmzweige in eine Vase zu stellen und mit ausgeblasenen und verzierten Eiern zu behängen. Man ist versucht zu sagen, diese Sitte sei inzwischen allgemein geworden und doch wurde diesem Phänomen, das sich vor unseren Augen entfaltet, bisher noch keine Beachtung geschenkt.

Dieser Hinweis möchte daher ähnlich wie bei der Schweizer Aktion „Christbaum auf den Gräbern“ als Anregung verstanden werden, im eigenen Umkreis diese Erscheinung zu beobachten und festzuhalten.

Stichprobenartige Erhebungen in Wiener Geschäften ergaben, daß man den Osterbaum bereits als „alt“ empfindet, obwohl sich bei genauerer Befragung — meist auch zum Erstaunen der Befragten selbst — herausstellt, daß dem gar nicht so ist. Vielfach hat man den Beginn nicht beachtet, man hat einfach damit begonnen, von anderen übernommen, und hat nun das Gefühl, daß diese Sitte schon immer üblich gewesen sei. Niemand konnte eine präzise Angabe machen, woher er die Anregung hätte. In einem Fall kam die Antwort, daß der Osterbaum wohl aus Deutschland komme, in einem anderen Fall wurde bezeichnenderweise gesagt, daß es sich dabei um eine von den Bauern übernommene Sitte handle. Laut eigener Beobachtung findet sich der Osterbaum verstärkt erst seit 1970 in den Auslagen. Im pri-

vaten Bereich wird der Osterbaum etwa seit 1960 hergerichtet. Die Anregung dazu dürfte einerseits von Lehranstalten für Frauenberufe<sup>1)</sup> und Kindergärten, zum anderen aus Zeitschriften stammen. Das sind jedoch nur Vermutungen. Interessant ist die Tatsache, daß diese Sitte wiederum sofort kommerzialisiert wurde. Soweit es zu überblicken ist, wurden die Eier nämlich zunächst in eigenschöpferischer Betätigung ausgeblasen und verziert. Das Bedürfnis mußte nicht erst geschaffen werden, hat sich durch den Handel aber ohne Frage sehr gesteigert. Jedenfalls wurde aus dem Verkauf von Eiern für den Osterbaum ein florierendes Geschäft, hinter dem zum Teil das künstlerische Hausgewerbe, zum Teil bereits auch die Industrie steckt, der wir die verschiedenen künstlichen „Eier“ verdanken. Plastik ist eben nirgends aufzuhalten. (Auf die verschiedenen Arten und die Möglichkeiten der Verzierung soll hier nicht eingegangen werden.) Im Zuge der Vermarktung beobachtet man aber bereits ein Anwachsen des Formenschatzes. Neben oder sogar an Stelle von Eiern werden auch kleine „Henderl“, „Osterhaserl“ etc. auf die Zweige gehängt, die nicht nur von der Salweide, sondern auch von Birken oder Forsythiensträuchern genommen werden. Als Ausweitung der Sitte kann man beobachten, daß die Osterbäume in jüngster Zeit als Schmuck auch in den kirchlichen Bereich Eingang finden<sup>2)</sup>. Das vielfältige Angebot bewirkt, daß neuerdings wieder eine verstärkte Sammeltätigkeit von Eiern einsetzt. Findige Versandhäuser bieten die Eier daher in „Sets“ an und liefern dazu die entsprechende Erklärung:

„Der frühlingsfrische Osterstrauß aus grünen Zweigen, mit dem Sie nach altem Brauch daheim Ihre Lieben zum Osterfest erfreuen, wird noch schöner, wenn Sie ihn mit bunten Ostereiern behängen. Nicht nur Kinder erfreuen sich daran, wenn diese mit den Farben der ersten Frühlingsblumen wetteifern. Was Sie aber sicherlich nicht wissen, ist, daß dieser Brauch auch im fernen China geübt wird. Dort gilt das Ei als Symbol der Fruchtbarkeit, als Sinnbild des Werdens und Wachsens, an dem sich die Menschheit im Frühling erfreut...“<sup>3)</sup>

Wohl nicht nur dort. Wer sich genauer über den Bedeutungsinhalt informieren will, sei nur auf das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens verwiesen, wo man unter dem Stichwort Ei 25 verschie-

---

1) Von einer Bekannten erfuhr ich, daß sie die Anregung von der Frauenoberschule in Linz mitnahm, als 1958 anlässlich einer Maturaufgabe ein Ostertisch mit einem Osterbaum geschmückt wurde.

2) Vor ca. 5 Jahren wurde die Kellerkirche in Wien V, Margaretenstraße mit ausgeblasenen Eiern verziert, 1977 durften die Kinder selbstverfertigte Eier in die neue Wotruba-Kirche (Wien-Mauer) bringen und auf bereitgestellte Zweige hängen.

3) Katalog des Geschenk-Versandhauses Heinrich Heine, Salzburg-Hof, Kat. Ö 2/77.

dene Erscheinungsformen verzeichnet findet<sup>4)</sup>). Es darf aber nicht übersehen werden, daß hier vom vollen Ei gehandelt wird, auf den Osterbaum jedoch ausgeblasene Eier gehängt werden. Leopold Schmidt stellt die Eierschalen deshalb zu Recht an die Seite der Schneckenhäuser, die im fastnächtlichen Maskenbrauch, als Behang von Puppen und Bäumen, im Festbrauch und in Sagen eine auffallende Rolle spielen<sup>5)</sup>. Auf Grund seiner Arbeit von 1951, in der er sämtliche bekannten Belege über Schnecken- und Eierschalenbehang im Brauchtum sowohl nach der geographischen Verbreitung, nach dem Erscheinungsbild, nach der Funktion, insbesondere aber hinsichtlich der offenkundig bis in die Urgeschichte zurückreichenden geschichtlichen Dimensionen zusammenstellte und auslotete, läßt sich feststellen, daß es sich bei diesen Erscheinungen um einen Schwellenbrauch handelt, der sowohl als Zeichen des Vergehenden, etwa im Sinne des Todaustragens, als auch als Zeichen des Lebendigen, als Neubeginn zu verstehen ist. Ein der gegenwärtigen Form entsprechender Beleg findet sich in seiner Abhandlung jedoch nicht, wobei der Behang von frühlingshaften Brauchgestalten oder an ihrer Stelle von Bäumen laut kartographischer Darstellung in Österreich gänzlich fehlt. Auch der oberfränkische Brauch, die Brunnen, von denen in der Osternacht das Osterwasser geholt wird, mit Eierbäumen zu schmücken, kann der österreichischen Sitte, dem Behängen von Zweigen, die zum Schmuck in eine Vase gestellt werden, nicht gleichgesetzt werden<sup>6)</sup>. In Franken drohte der Brauch durch den Bau von Wasserleitungen übrigens zu verschwinden, weshalb sich die Pflege seiner annahm und ihn zu neuer Blüte entfaltetete.

Man wird das Schmücken von Zweigen mit ausgeblasenen Eiern im weitesten Sinn zwar als einen Schwellenbrauch bezeichnen können, da er den Übergang zum Frühling markiert. Es läßt sich jedoch dabei keine genaue Fixierung auf einen Termin, noch ein geregelter Handlungsablauf feststellen. Die Sitte, die Wohnung, den Ostertisch und neuerdings eben auch Auslagen festlich mit einem Osterbaum oder -strauch zu dekorieren, erweist sich vielmehr als „Brauch ohne Glaube“.

---

<sup>4)</sup> HDA, Berlin u. Leipzig 1929/30, Bd. II, Sp. 595 ff.

<sup>5)</sup> Leopold Schmidt, Die Schneckenmaskierung. Ein Beitrag zur Methode der volkskundlichen Maskenforschung (mit zwei Verbreitungskarten). (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bonn 1951, 2. Jg., S. 118—163.)

<sup>6)</sup> H. K u n s t m a n n, Der Osterbaum. Ein fränkischer Osterbrauch. (Schönere Heimat, München 1960, 49. Jg., S. 267—269, 1 Abb.)

E. R o t h, Lebendiges Brauchtum. Beobachtungen zu Tradition und Innovation in Oberfranken. (Schönere Heimat, München 1976, 65. Jg., S. 241, 1 Abb.)



Wir stehen hier also genau vor demselben Phänomen, das Hermann Bausinger in einem methodischen Lehrbeispiel beim Adventkranz analysierte <sup>7)</sup>. Nur fehlen uns im Falle des Osterbaumes noch die genaueren Angaben, seit wann er wirklich existiert, von wem und wo er gefunden wurde, wie er sich verbreitete und von wem und in welchen Regionen er besonders aufgenommen wurde.

Wenn Sie dazu Angaben machen können, senden Sie diese bitte an die Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde. Über die Ergebnisse werden wir laufend berichten.

---

<sup>7)</sup> H. Bausinger, Der Adventkranz. Ein methodisches Beispiel. (Württembergisches Jahrbuch f. Volkskunde 1970, Stuttgart 1971, S. 9—31.)

# Chronik der Volkskunde

## Verordnung des Bundesministers für Wissenschaft und Forschung vom 26. November 1977 über die Studienordnung für die Studienrichtung Volkskunde (Ethnologia Europaea)

Auf Grund der §§ 1 bis 9, 12, 18, 20 und 21 des Bundesgesetzes vom 30. Juni 1971, BGBl. Nr. 326, über geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Studienrichtungen in der Fassung des Bundesgesetzes BGBl. Nr. 280/1972, in Verbindung mit den Bestimmungen des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes, BGBl. Nr. 177/1966, in der Fassung des Bundesgesetzes BGBl. Nr. 458/1972 wird verordnet:

### I. Abschnitt ALLGEMEINES

#### Einrichtung

§ 1. Die Studienrichtung Volkskunde (Ethnologia Europaea), im folgenden kurz Volkskunde genannt, ist an den Geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten Wien, Graz und Innsbruck einzurichten.

#### Studienabschnitte und Studiendauer

§ 2. Das Studium der Studienrichtung Volkskunde besteht aus zwei Studienabschnitten und erfordert, einschließlich der für die Anfertigung der Diplomarbeit vorgesehenen Zeit, unbeschadet der Bestimmungen des § 5 Abs. 5 und 6 des Bundesgesetzes über geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Studienrichtungen, die Inskription von acht Semestern. Jeder Studienabschnitt umfaßt vier Semester.

### II. Abschnitt ERSTER STUDIENABSCHNITT

#### Inskription im ersten Studienabschnitt

§ 3. (1) In der Studienrichtung Volkskunde sind im ersten Studienabschnitt nach Maßgabe des Studienplanes unter Berücksichtigung der vorhandenen Lehr- und Forschungseinrichtungen insgesamt mindestens 36 bis 40 Wochenstunden aus den Pflichtfächern zu inskribieren. Die Zahl der aus den kombinierten Studien inskribierten Wochenstunden hat in jedem Semester insgesamt mindestens 15 zu betragen.

(2) Während des ersten Studienabschnittes sind aus den folgenden Pflichtfächern mindestens zu inskribieren:

Name des Faches	Zahl der Wochenstunden
a) Geschichte und Methodik der Volkskunde	12
b) Allgemeine Volkskunde Österreichs	12—16
c) Regionale Volkskunde Österreichs	10—14

(3) Der Studienplan kann vorsehen, daß Lehrveranstaltungen aus den gemäß § 6 Abs. 5 lit. a bis c genannten Fächern im Gesamtausmaß bis zu 10 Semesterwochenstunden einschließlich der in Abs. 4 genannten Lehrveranstaltungen schon im ersten Studienabschnitt inskribiert werden können.

(4) Die im § 6 Abs. 5 lit. f vorgesehenen Lehrveranstaltungen können auch im ersten Studienabschnitt inskribiert und die Vorprüfung über den Stoff dieser Lehrveranstaltungen kann auch im ersten Studienabschnitt abgelegt werden.

(5) Ordentliche Hörer der Studienrichtung Volkskunde haben aus Fächern, die an Stelle einer zweiten Studienrichtung gewählt wurden (§ 3 Abs. 2 des Bundesgesetzes über geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Studienrichtungen), nach Maßgabe der Bewilligung durch das zuständige Organ der Universität oder einer allfälligen Empfehlung im Studienplan unter Berücksichtigung der vorhandenen Lehr- und Forschungseinrichtungen im ersten Studienabschnitt insgesamt mindestens 33 Wochenstunden zu inskribieren.

#### **Zulassung zur ersten Diplomprüfung**

§ 4. Die Zulassung zum abschließenden Teil oder zur kommissionellen Ablegung der ersten Diplomprüfung setzt die Teilnahme an sechs Exkursionen in Österreich in der Dauer von insgesamt höchstens 12 bis 16 Tagen voraus.

#### **Erste Diplomprüfung**

§ 5. (1) Prüfungsfächer der ersten Diplomprüfung sind:

- a) Geschichte und Methodik der Volkskunde,
- b) Allgemeine Volkskunde Österreichs,
- c) Regionale Volkskunde Österreichs.

(2) Nicht bestandene Teilprüfungen oder Prüfungsteile von solchen dürfen nur dreimal, nicht bestandene kommissionelle Prüfungen nur zweimal wiederholt werden (§ 30 Abs. 1 des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes). Beantragt der Kandidat die kommissionelle Abnahme der ersten Diplomprüfung nach einmaliger erfolgloser Ablegung einer oder mehrerer Teilprüfungen (Prüfungsteile), so gilt die kommissionelle Prüfung als erstes Antreten; sie kann im Falle eines Mißerfolges noch zweimal wiederholt werden. Hat der Kandidat eine oder mehrere Teilprüfungen (Prüfungsteile) schon zweimal erfolglos abgelegt, so gilt die kommissionelle Prüfung als erste Wiederholung und kann noch einmal wiederholt werden. Hat der Kandidat eine oder mehrere Teilprüfungen (Prüfungsteile) schon dreimal ohne Erfolg abgelegt, so gilt die kommissionelle Prüfung als Prüfung gemäß § 30 Abs. 5 des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes und kann nicht mehr wiederholt werden. § 30 Abs. 1 zweiter bis vierter Satz des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes bleibt unberührt.

(3) Die erste Diplomprüfung ist mündlich (§ 23 Abs. 1 lit. a des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes) abzulegen. Die gesamte erste Diplomprüfung oder einzelne Prüfungsfächer (Teilprüfungen oder Prüfungsteile) sind dann schriftlich (§ 23 Abs. 1 lit. b oder lit. c des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes) oder in schriftlichen und mündlichen Teilen abzulegen, wenn das zuständige Organ der Universität feststellt, daß dies nach Eigenart des Faches und der Prüfungszwecke notwendig ist.

### **III. Abschnitt**

#### **ZWEITER STUDIENABSCHNITT**

##### **Inskription im zweiten Studienabschnitt**

§ 6. (1) Wenn die erste Diplomprüfung nicht spätestens bis zum Ende des sechsten Semesters vollständig abgelegt wurde, sind weitere Semester in den zweiten Studienabschnitt nicht einzurechnen (§ 20 Abs. 3 des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes). Bei Vorliegen wichtiger Gründe (§ 6 Abs. 5 lit. b des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes) hat jedoch das zuständige Organ der Universität die Einrechnung weiterer Semester zu bewilligen.

(2) In der Studienrichtung Volkskunde sind, sofern sie als erste Studienrichtung gewählt wurde, im zweiten Studienabschnitt nach Maßgabe des Studienplanes unter Berücksichtigung der vorhandenen Lehr- und Forschungseinrichtungen insgesamt mindestens 34 bis 38 Wochenstunden aus den im Abs. 5 lit. a bis f genannten Pflicht- und Wahlfächern zu inskribieren.

(3) In der Studienrichtung Volkskunde sind, sofern sie als zweite Studienrichtung gewählt wurde, im zweiten Studienabschnitt nach Maßgabe des Studienplanes unter Berücksichtigung der vorhandenen Lehr- und Forschungseinrichtungen insgesamt mindestens 22 bis 26 Wochenstunden aus den im Abs. 5 lit. a bis c genannten Pflichtfächern zu inskribieren.

(4) Die Zahl der aus den kombinierten Studien inskribierten Wochenstunden hat in jedem Semester insgesamt mindestens 15, im letzten einrechenbaren Semester des zweiten Studienabschnittes jedoch insgesamt mindestens 5 zu betragen.

(5) Während des zweiten Studienabschnittes sind aus den folgenden Pflicht- und Wahlfächern mindestens zu inskribieren:

Name des Faches	Zahl der Wochenstunden
a) Volkskunde des deutschen Sprachraumes	8—10
b) Vergleichende Europäische Volkskunde	8—10
c) angewandte Volkskunde	4— 8
d) sofern die Studienrichtung Volkskunde als erste Studienrichtung gewählt wurde, nach Wahl des ordentlichen Hörers zwei der unter lit. a bis c genannten Fächer, je	3
e) sofern die Studienrichtung Volkskunde als erste Studienrichtung gewählt wurde, ein Wahlfach gemäß § 6 Abs. 3 des Bundesgesetzes über geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Studienrichtungen, insbesondere Denkmalpflege, Museumskunde, ein Teilgebiet der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, oder ein Teilgebiet der Pädagogik; ausgenommen sind Fächer, die gemäß § 3 Abs. 5 und § 6 Abs. 6 gewählt wurden	4
f) Vorprüfungsfach (§ 7)	2

Lehrveranstaltungen, die gemäß § 3 Abs. 3 und 4 bereits im ersten Studienabschnitt inskribiert wurden, sind in die Pflicht- und Wahlfächer sowie in die Gesamtstundenzahl einzurechnen.

(6) Ordentliche Hörer der Studienrichtung Volkskunde haben aus Fächern, die an Stelle einer zweiten Studienrichtung gewählt wurden (§ 3 Abs. 2 des Bundesgesetzes über geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Studienrichtungen), nach Maßgabe der Bewilligung durch das zuständige Organ der Universität oder einer allfälligen Empfehlung im Studienplan unter Berücksichtigung der vorhandenen Lehr- und Forschungseinrichtungen im zweiten Studienabschnitt insgesamt mindestens 24 Wochenstunden zu inskribieren.

#### **Vorprüfung zur zweiten Diplomprüfung**

§ 7. (1) Wurde die Studienrichtung Volkskunde als erste Studienrichtung gewählt, so hat der Kandidat zur zweiten Diplomprüfung eine Vorprüfung nach Wahl über den Stoff von Lehrveranstaltungen, welche die Fachgebiete der Studienrichtung wissenstheoretisch und philosophisch vertiefen oder welche sie in historischer oder wissenschaftsgeschichtlicher oder soziologischer Weise erfassen, abzulegen.

(2) § 5 Abs. 3 ist sinngemäß anzuwenden.

## **Zulassung zur zweiten Diplomprüfung**

§ 8. Wurde die Studienrichtung Volkskunde als erste Studienrichtung gewählt, so setzt die Zulassung zur kommissionellen Ablegung des zweiten Teiles der zweiten Diplomprüfung die Teilnahme an sechs Exkursionen in der Dauer von insgesamt höchstens 12 bis 16 Tagen, davon fünf Exkursionen in Österreich und eine Exkursion ins europäische Ausland in der Dauer von höchstens 8 Tagen, voraus.

### **Zweite Diplomprüfung**

§ 9. (1) Prüfungsfächer des ersten Teiles der zweiten Diplomprüfung sind:  
a) Volkskunde des deutschen Sprachraumes,  
b) Vergleichende Europäische Volkskunde,  
c) Angewandte Volkskunde,  
d) sofern die Studienrichtung Volkskunde als erste Studienrichtung gewählt wurde, das gemäß § 6 Abs. 5 lit. e gewählte Fach.

(2) Der zweite Teil der zweiten Diplomprüfung hat zu umfassen:

a) eine Prüfung aus dem Teilgebiet des Prüfungsfaches, dem das Thema der Diplomarbeit zuzuordnen ist;

b) eine Prüfung aus einem weiteren Teilgebiet eines Prüfungsfaches nach Wahl des Kandidaten, das als ein Schwerpunkt der gewählten Studienrichtung oder, sofern das Thema der Diplomarbeit mit einem Prüfungsfach der zweiten Studienrichtung (des gewählten Studienzweiges der zweiten Studienrichtung) im Zusammenhang steht, dieser zweiten Studienrichtung (dieses Studienzweiges) anzusehen ist.

(3) Die Bestimmungen des § 5 Abs. 2 und 3 sind auf die Abhaltung des ersten Teiles der zweiten Diplomprüfung sinngemäß anzuwenden. Der zweite Teil der zweiten Diplomprüfung ist mündlich abzulegen.

## **IV. Abschnitt**

### **Übergangsbestimmungen**

§ 10. Gemäß § 45 Abs. 7 des Allgemeinen Hochschul-Studiengesetzes haben ordentliche Hörer, die vor Inkrafttreten des neuen Studienplanes ihr Studium begonnen haben, das Recht, sich durch schriftliche Erklärung zu Beginn des auf das Inkrafttreten des neuen Studienplanes folgenden Semesters diesem neuen Studienplan zu unterwerfen. In diesem Fall werden zurückgelegte Studien dieser Studienrichtung zur Gänze in die vorgeschriebene Studiendauer eingerechnet und alle abgelegten Prüfungen anerkannt. Fehlende Lehrveranstaltungen und Prüfungen sind bis zum Antreten zur kommissionellen Ablegung des ersten Teiles und zum zweiten Teil der zweiten Diplomprüfung nachzuholen.

### **Firnberg**

**Studienordnung für die Studienrichtung Volkskunde.** — Aus: Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, Jahrgang 1978, 14. Stück, ausgegeben am 30. Jänner 1978, S. 468—470.

### **Dritte Internationale Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung vom 22. bis 27. August 1977 in Cardiff/Wales**

Mehr als vierzig Teilnehmer aus insgesamt 16 Staaten nahmen vom 22. bis 27. August an der Dritten Internationalen Konferenz für Ethnologische Nahrungsforschung in Cardiff/Wales teil; Österreich war — auf Grund beson-

derer Einladung — durch Frau Dr. Anni Gamerith, Frau Dr. Maria Kundegraber und Frau Dr. Edith Hörandner vertreten. Hervorzuheben ist einerseits die starke Beteiligung aus den USA, andererseits die Teilnahme eines französischen Vertreters.

Das ursprüngliche Konferenzthema, festgelegt auf der Zweiten Internationalen Konferenz in Helsinki (siehe Bericht von A. Gamerith in ÖZV 77 (1974), 290—294), lautete: Präferenz und Tabuisierung von Speisen und Getränken. Innerhalb dieses Rahmens sollten die Vortragsthemen aus folgenden Gruppen gewählt werden:

- a) Wirkungen größerer Innovationen (z. B. Kartoffel, Mais, etc.)
- b) der Einfluß von städtischen auf ländliche Eßgewohnheiten
- c) regionale Untersuchungen spezieller Aspekte.

Folgende Themen gelangten zum Vortrag (die Reihenfolge der Konferenz wurde in der Aufzählung beibehalten):

U. Tolksdorf: Zur Frage von Entstehung und Abbau von Präferenzen und Tabus beim Essen und Trinken.

M. L. Arnett: A Preference Food: The Philadelphia Soft Pretzel.

L. J. Sass: The Preference for Sweets, Spices, and Almond Milk in Late Medieval English Cuisine.

K. Köstlin: Tabu und Präferenz. Kulturkonstrukt und Wirklichkeit.

A. Gamerith: Bevorzugte Stellung der Mehlspeisen und Feinbäckerei in österreichischen Landen.

J. M. van Winter: Canabis-Verwendung in zwei Kochbüchern des 15. Jahrhunderts.

A. M. Reinilä: The Diet of the Woman in Childbed.

C. S. Wilson: Food in a Medical System: Prescriptions and Proscriptions in Health and Illness among Malays.

E. Sergö: Die Herstellung des Heilweines im 15. Jahrhundert in Ungarn; die Rolle des Weines in der Volksnahrung und in der Volksmedizin der Gegenwart

O. Vaduva: Introduction of the Maize into the Food of the Romanian People and its Impact.

N. W. Jerome: Frozen (TV) Dinners — The Staple Emergency Meals of a Changing Modern Society.

G. Lerche: Khubz Tannur. Freshly Consumed Flat Bread in the Near East.

K. O'Danachair: Bread in Ireland.

W. Marinow: Ethnographische Charakteristik der traditionellen Weizenmehlspeisen in Bulgarien.

I. Talve: The Potato in Finnish Food Economy.

M. Räsänen: The Diffusion Channels of Urban Food Habits.

J. Anderson: The World Food Crisis, Ethnological Food Research, and Museums.

R. L. Welsh: An Interdependence of Foodways and Architecture: a Foodways Context on the American Plains.

P. Raybaut: Starting an Anthropology Handbook on Food Habits for the Knowledge of Man's Food Behaviour.

M. Kundegraber: Volkstümliche Pflanzenkost und Würzkräuter, dargestellt an Beispielen aus der Weststeiermark.

R. J. Theodoratus: Greek Immigrant Cuisine in America: Continuity and Change.

D. Yoder: The Sausage Culture of the Pennsylvania Germans.

N. A. Bringéus: The Thrive-Bit. A Study of Cultural Adaption.

J. D. A. Widdowson: Food and Traditional Verbal Modes in the Social Control of Children.

- K. Ek-Nilsson: The Social Function of Festival Food: A few Thoughts on an Investigation in the Parish of Anundsjö in Northern Sweden.
- L. Jones: Food and Meals in a Congested District: County Donegal in 1891.
- J. Katona-Apte: The Significance of Food in Religious Ideology and Behavior in Marathi Myths.
- W. W. Weaver: The First Ethnic Cookbook in the United States: An Example of Selective Acculturation in Pennsylvania — German Cookery.
- M. Dembińska: Some Symbolic Aspects of Food Products in the Light of a Polish Historical Source from the 13th Century.
- E. Hörandner stellte ihre Redezeit dem amerikanischen Psychologen P. Rozin zur Verfügung, der über seine Untersuchungen zur Entstehung von Vorlieben für bestimmte Geschmacksrichtungen (flavor-principles) sprach; sie wird ihren Vortrag (Das Kochbuch als kultur- und sozial-historisches Dokument) jedoch im geplanten Kongreßband veröffentlichen.

✱

In Cardiff kam es auch erstmals zur Wahl eines sog. „Intermediate Committee“, in das folgende Damen und Herren gewählt wurden (alphabetische Aufzählung): M. L. Arnott, USA; N. A. Bringéus, Schweden; A. Fenton, Großbritannien; E. Hörandner, Österreich; O. Vaduva, Rumänien; G. Wiegemann, BRD. Diesem Komitee obliegt die Entscheidung über den Ort und das Thema der nächsten (4.) Internationalen Konferenz. Folgende Einladungen und Vorschläge wurden ausgesprochen:

Ort/Land der nächsten Konferenz: Bulgarien (Sofia)  
 BRD  
 Österreich (Stainz)  
 Polen  
 USA (Philadelphia)

Themenvorschläge (wobei auch der Wunsch ausgesprochen wurde, daß die Konferenz mehrere Hauptthemen umfassen solle): Natural Food, Food Shortage — Poverty and Famine Food, Street Food or Snack Food, Traditional Food along with Religious Fasting, Food as a Symbol.

✱

Das Programm wurde aufgelockert und ergänzt durch Besichtigungen, Exkursionen und Empfänge: Besuch einer Molkerei (Llangadog Creamery), einer Süßwarenfabrik, die ganz Europa, auch Österreich, beliefert (Smith Kendon, Bridgend) und einer Brauerei (Crown Breweries, Pontyclun); Führung durch das Freilichtmuseum „St. Fagan's“ und Exkursionen nach West- und Südwales, sowie geselliges Beisammensein (mit traditionellen Darbietungen) in Dyffryn House (Konferenzort), Cardiff Castle und St. Fagan's.

A. Gamerith, M. Kundegraber, E. Hörandner

### Heimatismuseen im Land Salzburg

#### Flachgau:

**Arnsdorf** bei Lamprechtshausen: gegr. 1959. Die Wohnung des Komponisten von „Stille Nacht“, Franz X. Gruber, wurde in eine Museum umgewandelt mit Originalmöbeln, Handschriften, einer Kirchenkrippe und zahlreichen Gegenständen dieser Zeit.

Geöffnet: Besuch jederzeit möglich.

Anmeldung: Kustos Schulrat Josef Aigner.

**Ebenau:** gegr. 1966. Im Gebäude der alten Messingschmiede aus dem 30-jährigen Kriege sind viele Exponate vom Hammerwerk, einer ehemaligen Gewehrfabrik, Arbeitsgeräte und Wohnhaftes zu sehen.

Geöffnet: Besuch jederzeit möglich.

Anmeldung: Gemeindeamt.

Kustos: Bürgermeister Franz Höpflinger.

**Mattsee:** gegr. 1960. In einem Gewölbe der ehemaligen Burg wurden Räume eingebaut für Küche, Stube, Kammer, Trachten, Fischerei.

Geöffnet: Dienstag, Samstag 15—17 Uhr, Sonntag 10—12 Uhr.

Kustos: Hauptschuloberlehrer Rupert Felber.

**Michaelbeuern:** gegr. 1957. Im Benediktinerkloster aus dem 8. Jh. wurden alte Bauteile und der Kreuzgang zu einem beachtlichen Museum mit Ölbildern, Skulpturen, Wachsarbeiten, Hinterglasbildern, Devotionalien und einer großen Modellsammlung ausgestaltet.

Geöffnet: täglich von 15 Uhr.

Kustos: Pater Werigand Mayr.

**Mühlgrub bei Hof:** erworben 1965 vom Salzburger Museumsverein. Letztes noch bewohntes Rauchhaus im Lande Salzburg. Altform der Flachgauer Einhöfe, mit Wagenhütte, eingebautem Getreidekasten und einer Sammlung bäuerlicher Arbeitsgeräte.

Geöffnet: täglich, außer Sonntag vormittag.

**Oberndorf:** gegr. 1960. Das Oberndorfer Heimathaus hat als Hauptthema die ehemalige Salzschiffahrt und Erinnerungsstücke an die Entstehung von „Stille Nacht“. Zahlreiche Gegenstände der Handwerker, dabei Zunftkreuze, ergänzen mit vielen volkskundlichen Dingen die Ausstellung.

Kustos: Herbert Lämmermeier.

Geöffnet: Samstag und Sonntag von 13—17 Uhr.

**Obertrum:** gegr. 1975. In einer ersten Ausbaustufe werden Küchen- und Kammergüter, verschiedene Dinge der Weberei und Trachten gezeigt.

Geöffnet: vorläufig Sonntag von 14—16 Uhr.

Kustos: Ferdinand Eberherr.

**Seekirchen:** gegr. 1951. Im Amtsgebäude der Marktgemeinde befindet sich ein Heimatmuseum mit wertvollen Exponaten der Sakralkunst (mittelalterliche Kultstücke), mit besten bäuerlichen und bürgerlichen Möbeln der Handwerksgruppe, der K. u. K.-Zeit und der Geschichte.

Kustos: Friedrich Arnez.

## **Tennengan:**

**Golling:** gegr. 1971. Im alten Pfliegergerichtsschloß können die Schloßkapelle sowie Funde von Höhlenbären, Versteinerungen, Nachbildungen der Felszeichnungen, Golling in alten Ansichten usw. bewundert werden.

Geöffnet: Mittwoch bis Sonntag von 9—12 Uhr.

Kustos: Erich Urbanek.

**Hallein:** gegr. 1883. Im ehemaligen Salinenamtsgebäude befindet sich das „Keltenmuseum“ mit reichem Fundmaterial aus der Latenezeit (500—300 v. Chr.), größte Spezialsammlung dieser Art in Österreich. Dazu kommt noch das „Stille-Nacht“-Archiv, eine Sakralsammlung, Aussagewertmäßiges vom Salze und Volkskundliches aus Stadt und Umgebung.

Geöffnet: täglich von 9—11 und 13—16 Uhr.

Kustos: Dr. Ing. Ernst Penninger.



**Kuchl:** gegr. 1962. In einem Neubau der Gemeinde zeigen sich in modernster Art Funde aus der Römerzeit, Exponate der Ortsgeschichte, Beispiele der bäuerlichen und bürgerlichen Siedlungswelt, des Vereinslebens und Schriften aus alter Zeit.

Geöffnet: täglich von 15—18 Uhr.

Anmeldung: Kustos Heinrich Kitzberger.

**St. Koloman:** gegr. 1967. Zahlreiche Zeugen der Ortsgeschichte, der Tier- und Pflanzenwelt, der Kunst und der bäuerlichen Arbeit werden übersichtlich dargeboten.

Geöffnet: Besuch jederzeit möglich nach Anmeldung im Gemeindeamt.

Kustos: Prof. August Rettenbacher.

**Vigaun:** gegr. 1966. In einem alten Auszugshaus wird die Wohnkultur der „kleinen Leute“ mit reichem Inhalt geboten.

Geöffnet: Mittwoch, 19—20 Uhr.

Anmeldung: Kustos Volksschuldirektor Josef Neureiter.

### **Pongau:**

**Altenmarkt:** gegr. 1958. Im Bruderschaftshaus werden in reicher Fülle eine Küche, Kammer und Stube mit viel Interieur gezeigt. Eine mechanische Krippe, ein Sakralraum und ein Schützenzimmer ergänzen die Schau.

Geöffnet: Montag, Mittwoch, Freitag von 16—18 Uhr.

Kustos: Kaspar Fritzenwallner.

**Badgastein:** gegr. 1936. Im Hotel Austria werden in modernster Form Mineralien, Exponate der Jagd, des Brauchtums und alte Ansichten des Kurortes gezeigt.

Geöffnet: täglich von 10.30—12.00 und 15.30—18.00 Uhr.

Kustos: Franz Kuttner.

**Goldegg:** gegr. 1967. Privatsammlung von Prof. Nora Watteck. Im 12. Jh. erbauten, später als Pflegegerichtshof verwendeten mächtigen Gebäude wurden 6 Zimmer für eine großartige Sammlung verwendet: Hausrat, Arbeitsgerät, Mobilar, der Bergbau in alten Zeiten, Jagd, Brauchtum und Baderwerkzeug. Eine Sammlung bäuerlicher Ackergeräte ergänzt die Schau.

Geöffnet: Donnerstag und Samstag von 14—16 Uhr.

**Großarl:** Das Kößlergut, 1972 als Denkmalhof erklärt, zeigt sich als Kleinhäuslerkeusche des 17. Jahrhunderts mit Kobelherd und schwarzer Kuchl, Werkzeuge der Almwirtschaft, des Forstwesens und des Ackerbaues vervollständigen die Einrichtung.

Geöffnet: ganztägig.

Kustos: Förster Walter Mooslechner.

### **Lungau:**

**Bundschuh:** gegr. 1974. Als Zeugnisse eines Bergwerkes stehen noch ein Hochofen, eine Schmelzanlage und eine Verhüttung, die in nächster Zeit museal ausgebaut werden.

Kustos: Volksschuldirektor Erwin Lamprecht.

**Mauterndorf:** gegr. 1974. Die schon 1002 urkundlich erwähnte Burg wurde als Kulturstätte und Landschaftsmuseum eingerichtet. Eine Schau von Künstlern des Lungaus, ein Raum des Brauchtums, weiters der Jagd, des Waldes, der Tier- und Pflanzenwelt, der Mineralien und der Trachten bietet eine großartige Übersicht.

Geöffnet: Montag, Mittwoch, Donnerstag, Samstag von 10—12 und 15—17 Uhr.

Kustos: Wernfried Gappmayer.

**Tamsweg:** gegr. 1964. Das alte „Barbaraspital“ inmitten des Marktes zeigt erlesene Stücke der Lungauer Wohnkultur, eine Waffensammlung, eine Zinnsammlung, viele Gemälde und sakrale Kunstgegenstände. Im Hofe sind Fahrnisse und zahlreiche andere Exponate sowie Fundstücke aus römischen Ausgrabungen.

Geöffnet: täglich (außer Montag) 10—12 und 14—16 Uhr.

Kustos: OFR Dipl.-Ing. Arno Watteck.

## **Pinzgau:**

**Bramberg:** gegr. 1961. Erlesene Stücke bester Wohnkultur, Prachtstücke von Mineralien des Habachtales, eine große Sammlung von Hinterglasbildern, Masken und Handwerksstücken. Die Übersiedlung in einen alten Bauernhof „Wilhelmgut“ ist für 1978 vorgesehen.

Geöffnet: Sonntag, 10—12 Uhr.

Kustos: Oberschulrat Hans Hönigschmid.

**Hollersbach:** gegr. 1958. In zwei Räumen des Gemeindehauses zeigt dieses kleine Museum alte Möbel, Zeugnisse der 1893 abgerissenen Kirche, Votivtafeln und Mineralien des Hollersbachtals.

Geöffnet: täglich von 17 Uhr.

Kustos: Volksschuldirektor Franz Landsgesell.

**Kaprun:** gegr. 1974. In einem Blockhaus mitten im Gemeindepark werden Zeugnisse der Ortsgeschichte mit alten Ansichten, Bergsteigerutensilien, Skier, kleine Wohnungs- und Gebrauchsgegenstände sowie prähistorische Funde gezeigt.

Geöffnet: ganztägig.

Kustos: Hauptschuldirektor Wolfgang Wiesinger.

**Mittersill:** gegr. 1961. Ein alter Ansitz aus dem 12. Jh. wurde völlig restauriert und zu einem großen regionalen Museum ausgebaut. Der Felberturm beinhaltet ganze Werkstätten, Mühlen, Waffen, Sakralkunst, Mineralien, vorindustrielle Arbeitsgeräte und in einem Bauernhaus beste Beispiele der Wohnwelt, eine Lokomotive der Pinzgauer Bahn und eine Zeugstätte des Feuerwesens. Es ist die größte volkskundliche Schau des Landes.

Geöffnet: ganztägig.

Kustos: Oberschulrat Gerbert Lauth.

**Rauris:** gegr. 1937. Inmitten des Marktes sind in einem alten Gebäude in 12 Räumen eine Ausstellung vom ehemaligen Goldbergwerk, des Bergwesens, der Tier- und Vogelwelt, der Pflanzen und Mineralien, des Brauchtums und der bäuerlichen Arbeitswelt zur Schau gestellt.

Geöffnet: täglich von 10—16 Uhr.

Kustos: Volksschuldirektor Hans Viehhauser.

**Saalfelden:** gegr. 1965. Das alte Herrenschoß Ritzen aus 1650 wurde völlig saniert und birgt das köstlichste Volkskunstmuseum des Landes. Eine umfangreiche Krippensammlung, eine von Mineralien, die beste Wohnausstattung in der neuen Kulturhalle, Votivtafeln und Reliquiare sind weitere Spezialbereiche.

Geöffnet: Montag, Samstag und Sonntag von 14—16 Uhr.

Kustos: Reg.-Rat Oswald Putzer.

**Unken:** gegr. 1973. Im Denkmalhof „Kalkofengut“ ist eine echte bäuerliche Kultursammlung zu sehen mit bäuerlicher Einrichtung, dazu Zeugen der Vereinswelt, der Weberei und mehrerer Fahrzeuge.

Geöffnet: täglich, außer Sonntag, von 14.30—17.00 Uhr.

Kustos: Tierarzt Helmut Adler.

**Zell am See:** gegr. 1974. Im alten Schloß Rosenberg, jetzt Rathaus der Stadtgemeinde, sind einige Räume dem Heimatmuseum mit Zeugnissen der Trachtenwelt, des Brauchtums und der Fischerei gewidmet.

Geöffnet: Besuch nach Anmeldung bei der Stadtgemeinde möglich.

Kustos: Architekt Ferdinand Hölzl.

Ernst Büchlmann

**Bericht über das 10. Internationale Hafner-Symposion**  
(Handwerkliche Keramik aus Mittel- und Südosteuropa) in St. Justina (Osttirol)  
vom 27. August bis 4. September 1977

Zum zehnten Mal trafen sich Keramikforscher verschiedener Wissenschaften, um Material und Probleme haus- und handwerklich hergestellter Keramik zu besprechen. Neunmal war St. Justina in Osttirol der Tagungsort, 1976 Frechen bei Köln.

1. Auf Grund der Verabredung in Frechen galt ein großer Teil dieses Symposions Beiträgen und Diskussionen über einheitliche Gefäßbezeichnungen. Ein Literaturbericht zur Praxis in Archäologie, Vor- und Frühgeschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde und Völkerkunde (Veröffentlichung der Literaturliste s. u.) ließ erkennen, daß wiederholt und von verschiedener Seite das Fehlen einheitlicher Bezeichnungen beklagt wird, aber kaum brauch- und übertragbare Systeme vorliegen. Jeder Bearbeiter ist nachwievor gezwungen, seine eigenen Bezeichnungen zu entwickeln und zu erklären (meist durch Beschreibung und Zeichnung), was zu unterschiedlichen Festlegungen, mangelnder Vergleichbarkeit und letztlich Verwirrung führt. Unterschiedliche Sprachgewohnheiten, zum Teil regional begrenzte Gefäßnamen und historisch gewachsene unsystematische Terminologie erschweren eine übersichtliche und allgemein verständliche Einteilung. Voraussetzung dazu im Hinblick auf Gefäßbezeichnungen ist eine klare Trennung zwischen formaler, mundartlicher und funktioneller Bezeichnung. Die Definition der Form der Gefäßarten soll durch Messungen und Berechnungen geschehen, dargestellt in einem gleichseitigen Dreieck. Horst Klusch hat dieses Verfahren bereits vorgeschlagen in der Gedenkschrift Paul Stieber (siehe unten unter Publikationen) und konnte durch eingehende Erklärung seiner mathematischen Definition der Grundform von Gefäßen die meisten Teilnehmer des Symposions überzeugen. Zur Ergänzung und Überprüfung der bisher allein an siebenbürgischer Keramik erprobten Methode werden die anderen Teilnehmer aus ihrem Material Daten ermitteln und nach Hermannstadt senden (wir wiederholen hier diese Bitte an alle Teilnehmer), wo sie von Klusch in einer Darstellung vereinigt werden. Das Ergebnis dieses Vergleichs wie eine genaue Darstellung des Zustandekommens werden den Teilnehmern zur Stellungnahme zugesandt. Beides, ausführliche Erklärung und Kritik, sollen anschließend veröffentlicht werden (mit Literatur), um einem weiteren Kreis zur Überprüfung vorzuliegen.

2. Claus Stephani, Bukarest. Bezeichnungen von Tongefäßen in einigen rumänisch-deutschen Mundarten (Südbukowina und Maramuresch — Bevölkerungsgruppen verschiedener Herkunft — Deutsche aus der Ostslowakei und Schlesien mit charakteristischen Gefäßbezeichnungen — Einfluß der Touristen).

3. Lambert Gramann, Vilsbiburg. Materialien zur Hafnerie im Kröning (Gefäße, Einschreibbücher, Fotos, Diapositive — Hafnerhäuser — Werkstätten — Handel).

4. Horst Löbert, Göttingen. Steinzeug und Irdenware aus Duingen und Göttingen aus der frühen Neuzeit (seit dem Mittelalter Steinzeugproduktion in Duingen — bauchige Henkelflaschen, Gesichtskannen, Rohrkannen — Einflüsse

aus dem Rheinland und Mitteldeutschland, Waldenburg, — Bodenfunde und Privatsammlungen — Ausstellung 1976 — in Göttingen Ausgrabung einer Kloake — 89 Gefäße — Irdenware und Steinzeug um 1570 — Import Rheinland, Sachsen, Duingen, Dreihausen, Wanfried — Vergleich mit Verlassenschaftsinventaren).

5. Hermann Steininger, Perchtoldsdorf. Erfahrungen bei der Mitarbeit an der Babenberger Ausstellung 1976 in Stift Lilienfeld im Hinblick auf mittelalterliche Keramik (Möglichkeit zu intensiver Materialbearbeitung — enge Zusammenarbeit mit Nachbarwissenschaften — Dokumentation — Tongefäße als Reliquienbehälter, um 1230, glasiert).

6. Christa Zimmermann, München. Materialien zur Keramik der Wiedertäufer (Habaner) im DHA (langjähriges Projekt — bisher Unterstützung durch Ceramica-Stiftung — seit zwei Jahren Fortsetzung einer intensiven Materialsammlung — Namens- und Ortsregister zu den Chroniken).

7. Horst Klusch, Hermannstadt Mundartliche Bezeichnungen siebenbürgischer Keramik (Fragebogen-Aktion — Großzahl der Bezeichnungen bezieht sich auf die Verwendung — Scheibe, Scherben, Multer, Wanne als Bezeichnungen für irdene Gefäße — vergleichbare Aufnahme in anderen Gebieten erwünscht).

Außerhalb des Keramikprogramms sprach Alfred Höck über Peter Anich (1723—1766), den Tiroler Geodäten und Kartographen aus Oberperfuß bei Innsbruck, der als Kleinbauernsohn eine hervorragende Landesaufnahme Tirols durchführte und zeichnete.

**Teilnehmer:** Ingolf Bauer, München; Werner Endres, Regensburg; Lambert Grasmann, Vilsbiburg; Alfred Höck, Marburg; Horst Klusch, Hermannstadt; Horst Löbert, Göttingen; Hermann Steininger, Perchtoldsdorf; Claus Stephani, Bukarest; Christa Zimmermann, München.

**Ergebnisse:** Eine einheitliche Nomenklatur in der Keramikforschung hinsichtlich Gefäßbezeichnungen konnte soweit vorbereitet werden, daß sich die Teilnehmer auf ein Vermessungs- und Darstellungsverfahren einigten, das durch weitere Daten überprüft (siehe unter 1) und unbedingt veröffentlicht werden soll. Diese Absicht wie auch der Wunsch, die Tradition der Symposien fortzusetzen, stellt erneut und dringlich die Frage nach einer Finanzierung, nachdem die bisherigen Symposien zum größten Teil privat finanziert wurden. Ein Spendenangebot ist unbedingt erforderlich.

Die steigende Zahl der Teilnehmer wie auch die regionale Ausweitung ist der Anlaß, daß der Kreis aller Symposienteilnehmer sich in Zukunft nennt: **ARBEITSKREIS ZUR ERFORSCHUNG EUROPÄISCHER KERAMIK;** möglicherweise als eingetragener Verein. Die Gemeinnützigkeit eines solchen Vereins erlaubt die Ausstellung steuerabzugsfähiger Spendenbescheinigungen.

Die bereits früher diskutierte **Bibliographie** zur Keramik und ihrer Erforschung wird dadurch in Angriff genommen, daß die Teilnehmer aus ihren Bereichen Titel der letzten drei Jahre zusammenstellen und an Werner Endres, Josef Adler Straße 17, D-8400 Regensburg 2, schicken, der die Zusammenstellung übernimmt, die wiederum allen Teilnehmern zugänglich gemacht wird. Kommt das Unternehmen in Gang, soll es für die weiteren Jahre fortgesetzt werden.

**Publikationen** (Auswahl): Bauernkultur in Mecklenburg 3. Die Keramik (hrsg. v. Historischen Museum Schwerin, Text und Bearbeitung Ralf Wendt). Schwerin o. J. — Alfred Höck, Wittgenborner „Dibbemächer“. Zur Sozialgeschichte eines hessischen Töpferdorfes. In: Geschichtsblätter für Stadt und Kreis Gelnhausen 1972/73, S. 58—89. — Bernhard Beckmann, Der Scherbenhügel in der Siegburger Aulgasse 1. Bonn 1975. — Alte Salzburger Hafnerkunst.

Dokumentation zu den Funden im Hause Steingasse 67 in Salzburg (hrsg. v. Salzburger Aktiengesellschaft für Elektrizitätswirtschaft). Salzburg 1975. — Alfred Höck, Anlage eines Töpferofens in Michelsberg 1845. In: Schwälmer Jahrbuch 1975, S. 70 f. — Volkstümliche Keramik aus Europa. Zum Gedenken an Paul Stieber (hrsg. v. Bayerischen Nationalmuseum). München 1976 (ausführliche Anzeige in *Keramos* '76, 1977, S. 67 f.). — Keramik aus dem Mittelmeerraum. Gebrauchsgut, Bauerntöpferei, Volkskunst (Katalog der Ausstellung im Hetjens-Museum 1976). Düsseldorf 1976. — Ernst Henn, 260 Jahre Häfnerhandwerk in Breitscheid. Breitscheid 1976. — Adolf Kies, Mittelalterliche Töpfermarken. Ein Beitrag zur Terminologie und Verbreitung. In: *Unsere Heimat* 47, 1976, S. 129—149. — Richard Pittioni, Schwarzhafnerei aus dem Stift Heiligenkreuz bei Baden, NÖ. In: *Archaeologia Austriaca* 59/60, 1976, S. 175 bis 224. — György Duma und Csaba Ravasz, Graphithaltige Gefäße aus Österreichs Mittelalter, ebenda, S. 225—242. — Ernst Helmut Segschneider, Töpferöfen des Osnabrücker Landes. Konstruktion und Funktion. In: *Osnabrücker Mitteilungen* 82, 1976, S. 112—147. — Hermann Steininger, Keramik. In: 1000 Jahre Babenberger in Österreich (Katalog der Ausstellung 1976 in Stift Lilienfeld, 2. Auflage). Wien 1976, S. 222—229. — Ders., Beiträge zur hochmittelalterlichen Keramik in Niederösterreich. In: *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich* NF 42, 1976, S. 246—254. — Heinrich Gunkel, Die Töpferei zu Rossdorf. Selbstverlag Rossdorf b. Darmstadt 1976 (154 S.). — Ludwig Baron Döry-Jobaháza, Ein Scherbenfund aus dem Frankfurter Stadtgraben 1976. In: *Keramos* 75, 1977, S. 3—10. — Creußener Steinzeug (Katalog der Ausstellung der Kunstsammlungen der Veste Coburg 1977, bearbeitet von Ekkart Klinge). Coburg 1977. — 9. Internationales Hafnersymposium 1976 in Frechen. Berichte und Referate (hrsg. von der Stadt Frechen). Frechen 1977. — Werner Endres, Zur mittelalterlichen „Bügelkanne“ im Gäubodenmuseum Straubing. In: *Historischer Verein für Straubing und Umgebung. Jahresbericht 1976. Straubing 1977*, S. 129—156. — Richard Pittioni, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich. Ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jahrhunderts. In: *Mitteilungen der Kommission für Burgenforschung und Mittelalter-Archäologie* 21. Wien 1977, S. 94—142. — Waltraut Ziegler, Die Töpferei in Ummerstadt und Werner Schönweiß, Ein Katalog Ummerstadter Hafnergeschirre. In: *Weitramsdorf — Vergangenheit und Gegenwart*. O. O. 1977, S. 217—275. — Maria Piatkiewicz-Dereniowa, Die Kachelkunst der Renaissancezeit auf dem Wawel. In: *Keramos* 76, 1977, S. 15—26. — Josef Horschik, Bunzlauer Töpferarbeiten aus den mittleren Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts. In: *Keramos* 77, 1977, S. 3—16.

München, im Oktober 1977

Ingolf Bauer

#### Franz Kirnbauer †

Am 18. Jänner 1978 ist Prof. Dr. mont. Ing. Franz Kirnbauer gestorben. Der um die Bergbauvolkskunde hochverdiente Forscher, der Familie nach Wiener, ist am 19. Februar 1900 in Herzogenburg, NÖ, geboren worden, in Mödling aufgewachsen, wohin er nach vielen In- und Auslandsaufenthalten schließlich auch wieder zurückgekehrt ist. Er war gelernter, geschulter Bergmannspraktiker, der in Rumänien ebenso wie in Oberösterreich, in Eisenerz genauso wie in Freiberg in Sachsen gearbeitet hat, und dabei immer neben einer wahrhaft schöpferischen Praxis sich seinen persönlich stärksten Anliegen, der Bergbaukulturgeschichte und der Bergmannsvolkskunde widmete. Dieses Gebiet, dem er auch den Namen gegeben hat, zog ihn zunächst von der Seite des Bergmannsliedes her in seinen Bann. Schon seine erste Veröffentlichung von 1923 hieß einfach „Das deutsche Bergmannslied“, und das Thema hat ihn in Theorie und Praxis überallhin begleitet. Ob es sich um den Bergmannsgruß „Glückauf“ oder um

den Hüttenberger „Reiftanz“ handelte um Bergmannssprüche oder um Bergmanns-Weihnacht, er beobachtete rundum alle diese Erscheinungen, und schuf sich ab 1951 auch seine eigene Schriftenreihe, die „Leobener Grünen Hefte“, die schließlich anderthalb Hundert Nummern umfaßte. Dort hat er auch sein zusammenfassendes Werk „Bausteine zur Volkskunde des Bergmanns oder Bergmännisches Brauchtum“ 1958 herausgebracht, das für diese ganze Sonderforschung grundlegend bleibt.

Kirnbauer hat sich in seinem beruflich durchaus nicht leichten Leben ein fröhliches Herz bewahrt, unentwegt an Vorlesungen und Vortragsabenden, vor allem an seiner, der Montanistischen Hochschule in Leoben, weitergewirkt, und mehrere Jahre hindurch auch einen Lehrauftrag an der Universität Wien innegehabt. Zu seinem 75. Geburtstag im Jahre 1975 konnte ihm das Österreichische Museum für Volkskunde eine eigene Festschrift „Bergbauüberlieferungen und Bergbauprobleme in Österreich und seinem Umkreis“, herausgegeben von Gerhard Heilfurth und Leopold Schmidt (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. XVI) widmen. Von der eindrucksvollen Feier der Überreichung dieser Festschrift wird wohl allen Teilnehmern die begeisterte und begeisternde Ansprache Kirnbauers selbst am längsten in Erinnerung bleiben. Sein Tod im 78. Lebensjahr hat einem auch für die Volkskunde ungemein bedeutsamen Leben wohl ein Ende bereitet. Das Andenken an das fruchtbare Wirken des Schöpfers der österreichischen Bergmannsvolkskunde Franz Kirnbauer dagegen wird noch lange erhalten bleiben. Leopold Schmidt

#### **Adalbert Riedl †**

Am 5. Jänner 1978 ist Hofrat Adalbert Riedl, ehemals Direktor des Burgenländischen Landesmuseums, in Eisenstadt gestorben. Er stand im 80. Lebensjahr, da er am 28. Juli 1898 in Oberpetersdorf geboren worden war. Riedl hat sich jahrzehntelang in verdienstvollster Weise mit der burgenländischen Volkskunde beschäftigt. Seine hervorragenden Sammlungen auf vielen Gebieten sind sowohl dem Burgenländischen Landesmuseum wie dem Burgenländischen Volksliedarchiv zugutegekommen.

Auf die Bedeutung Riedls wird unsere Zeitschrift noch in einem eigenen Nachruf, der auch eine Bibliographie der Veröffentlichungen Riedls enthalten soll, einzugehen haben. Schdt.

#### **Bibliothek Anton Dörrer in Bozen**

Für die Dr. Friedrich Tessmann-Sammlung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Bozen, Haus der Kultur, Schlernstraße) konnte die Bibliothek des vor zehn Jahren verstorbenen Innsbrucker Universitätsprofessors Doktor Anton Dörrer erworben werden. Dörrers Bibliothek war infolge seiner speziellen Interessen vor allem auf den Gebieten der Volkskunde und der Literaturwissenschaft, nicht zuletzt auf seinem eigensten Gebiet der Volksschauspielforschung sehr reich. Die Tessmann-Sammlung kann als wissenschaftliche Landesbibliothek für Südtirol gelten, wodurch die Unterbringung der Bibliothek Anton Dörrer dort wohl gerechtfertigt erscheint. Schdt.

## Literatur der Volkskunde

**Günther Kapfhammer**, Brauchtum in den Alpenländern. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. 335 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf Tafeln. München 1977, Callwey Verlag. DM 58,—

Es hat dreier Auflagen von Beitz „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ bedurft, bis es bei Vertretern einer jüngeren Generation aufdämmerte, daß es sich innerhalb dieses Themenkreises und mit den gegenwärtig verfügbaren Mitteln eigentlich machen lassen müßte, ein Bildwörterbuch zu schaffen. Freilich nicht wie beim „Duden“ gleich ein ganzes Bildwörterbuch zur Volkskunde, sondern zunächst eben eines zu einem Teilgebiet, wofür sich in Bayern das „Brauchtum“ durchaus anbot. Der auch nicht gerade fernliegende Gedanke, aus den bereits vorliegenden und bekanntlich sehr wenig genützten Atlanten zur Volkskunde einmal einen Handatlas zu machen, ist anscheinend noch keinem der mehr oder weniger Beteiligten gekommen. Vielleicht aber greift jetzt jemand den Gedanken auf, als Herausgeber zumindest, wie auch Kapfhammer den Gedanken eines „Lexikalischen Führers“ doch als Herausgeber ventiliert hat. Das Buch beruht ja auf der Zusammenarbeit einer ganzen Reihe von Beiträgen, deren größtenteils schon bekannte Namen nur in einem knappen „Autorenverzeichnis“, S. 6, genannt werden, wogegen die Artikel mit Chiffren gekennzeichnet sind. Kapfhammer hat den zweifellos brauchbaren Gedanken gehabt, das „lebendige“ Brauchtum lexikalisch darstellen zu lassen, und zwar richtig durchüberlegt, als Ablehnung der allzulange eingerosteten „Deutungen“ in Richtung der „Fruchtbarkeitskulte“, der „Dämonenabwehr“, womit sich die Volkskunde im Geist des 19. Jahrhunderts durch die Religionswissenschaft im Sinn der klassischen Philologie so lange Zeit belastet hat (S. 8). Da muß auch in Kauf genommen werden, daß Erscheinungen als „Brauch“ aufgenommen sind, die eindeutig erst vor kurzem eingeführt wurden, und nicht selten eher dem folkloristisch angeregten Fremdenverkehr als dem Brauchtum im engeren Sinn angehören.

In diesem Sinn haben sich also die zahlreichen Mitarbeiter nun bemüht „lebendiges“ Brauchtum dingfest zu machen und es womöglich durch Photos dokumentarisch zu erweisen.

Aus Österreich sind die Fachvertreter Bertl Petrei, Dietmar Assmann, Franz Grieshofer, Hannelore Fielhauer-Fiegl, Hubert Moser, Sepp Walter, und aus Südtirol Bernd Dieter Insam, Hans Fink und Robert Winkler zu nennen. Der beträchtliche Anteil von Leander Petzoldt für das schwäbische Alpenvorland ist spürbar. In manchen Fällen konnten die Bearbeiter sich vorgeordneten Materials bedienen, so Kapfhammer selbst des Befragungsmaterials, das an dem von Torsten Gebhard geleiteten Institut für Volkskunde in München liegt, und Hannelore Fielhauer-Fiegl der Materialien des Österreichischen Rundfunks, die Günther Richter vom Studio Niederösterreich zusammengetragen hat. Letzterer Umstand bedingt übrigens, daß Niederösterreich in dem Band gut vertreten ist, obwohl er doch eigentlich auf die Alpenländer beschränkt sein sollte. Aber eine gewisse Ungleichmäßigkeit läßt sich bei einem solchen ersten Versuch sicherlich nicht ver-

meiden. Nur die „Unterrepräsentation“ von Salzburg fällt auf. Es ist doch kurios, wenn man „Perchten“ nachschlägt, und nur einen ganz jung eingeführten „Perchtenlauf in Kirchseeon“ (S. 214 f.) vorgeführt bekommt, und erst die beiden Bilder (S. 215) in ihrer Beschriftung erläutern müssen: „Während der Perchtenlauf in Kirchseeon eine jüngere Schöpfung ist, hat der Pongauer Brauch eine weit längere Tradition.“

Solche Stichproben verlocken dazu, den gesamten Artikelbestand kritisch zu überprüfen, was freilich in einer kurzen Buchbesprechung kaum möglich erscheint. Kapfhammer hat sich laut seinem Vorwort (S. 8) vorgenommen, die größeren Komplexe durch zusammenfassende Artikel darstellen zu lassen, denen die Einzelartikel erst folgen sollten. Das ist in einigen Fällen durchgeführt worden, in vielen anderen jedoch nicht. „Adventsingen“ aus einem beliebigen Ort ohne vorherige Schilderung des Werdens dieser Veranstaltung, ihrer Verbreitung von Salzburg aus, geht wohl nicht. Elf Einzelartikel über „Almabtriebe“ können doch kein richtiges Bild über das Brauchgeschehen an sich vermitteln. Das ganz vereinzelt erneuerte „Alphornblasen“ im Allgäu ohne vorherigen Beitrag über Instrument und Brauch in der Schweiz ist kaum sinnvoll. Bei „Anklöpfeln“ fehlt der Hinweis, daß viel später erst Artikel zum „Klößeln“ kommen werden. Über das „Bärentreiben“ in Hart bei Neunkirchen, NÖ, ohne Hinweis auf andere größere Gebiete des Bärenstrebens zu schreiben erscheint nicht zielführend. „Barbara“ beschränkt auf ein Barbaraschießen in der Schweiz nimmt neben den zahlreichen Barbarafeiern in Bergbaugebieten wunder. Ob die Artikel über das „Bauerntheater“ überhaupt hereingehören, ist wohl fraglich, und ohne zusammenfassenden Artikel geht es nicht. Aber man muß da die oberbayerischen Verhältnisse in Betracht ziehen. Irgendein Bezug zu dem bemerkenswerterweise aufgenommenen Artikel „Volksschauspiel“ (von Nina Gockereil) fehlt freilich. Ein „Blochziehen“ nur aus Fiß zu schildern, ist angesichts der bedeutenden ostalpinen Blochzieh-Literatur einfach zu wenig. Aber für die Maskenbräuche in Tirol war eben der altbewährte „Dörner“ ein willkommener Behelf. Bei anderen Artikelreihen haben sichtlich solche Wegweiser gefehlt. Manchmal spürt man auch den Drang, mit Gewalt irgendwelche schaubare Erscheinungen hereinzuziehen: „Fetzenmarkt“ in Graz, „Flohmarkt“ in München wie in Wasserburg, — es gibt so viele andere Orte heute mit den gleichen Einrichtungen, und sie haben eigentlich alle in einem Brauchtumslexikon nichts verloren. Zumindest müßten sie stark in den Hintergrund treten, und wichtigere, auch schaubare Brauchspiele deutlicher hervortreten lassen. Den hier nur für bayerische, nicht für Salzburger Orte bezeugten „Georgiritt“ etwa, bei dem man erst nach einiger Zeit bemerkt, daß er später unter „Irgnritt“ noch einmal vorkommt. Daß bei den „Leonhardifahrten“ Bayern mit dreißig Einzelartikeln im Vordergrund steht, war zu erwarten; Kapfhammer hat schließlich erst vor kurzem ein Buch über den Pferdepatron veröffentlicht. Anderes liegt ihm fern. Ein niederösterreichischer Beitrag über das „Passionsspiel“ von Kirchschatz macht schmerzlich bemerkbar, daß ein zusammenfassender Beitrag über Passionsspiele überhaupt fehlt. Aber das ist einstmals auch Arthur Haberlandt in seinem „Taschenwörterbuch“ passiert.

So ähnlich und noch viel eingehender könnte man also kritisieren, und an hunderten von Einzelfehlern, von echten Lücken, von weiten räumlichen Leerflecken usw. Wünsche für eine zweite Auflage vorbringen. Man sollte darüber nicht übersehen, daß man den Verfassern der vielen Einzelartikel für ihre meist knappen und nüchternen Beiträge Dank schuldet, daß man der Redaktion für die Beigabe der vielen Photos durchaus zu Dank verpflichtet ist, wobei die sehr vielen Aufnahmen von Erika Groth-Schmachtenberger besonders hervorgehoben seien. Auch die schönen Farbtafeln wird man begrüßen, schließlich gibt es im Fach noch gar nicht sehr viele gute Farbaufnahmen von Brauchhandlungen. Daß die Literaturnachweise manchmal sehr kurz ausgefallen sind, ist weniger erfreu-



lich. Manchmal vermißt man direkt die eigentliche Schlüsselangabe, so beispielsweise beim Schwerttanz in Traunstein die Aufzeichnung von Richard Wolfram aus Unterwössen. (Bayerischer Heimatschutz, München 1931, S. 16 ff., mit Abb.)

Aber solche Ergänzungen lassen sich bei einer Neuauflage leichter durchführen als eine Neuüberprüfung dessen, was hier nun zurecht aufgenommen wurde, und was nicht, und was vermutlich wirklich noch hineingehören würde, und in welcher Form es richtig einzugliedern wäre. Das Buch ist, das soll betont werden, für einen ersten Versuch dieser Art, durchaus verdienstlich. Ob es einen „Baedeker“ oder einen „Dehio“ für das Brauchtumsgebiet darstellt, wie der Herausgeber meint (S. 8), wird man vielleicht bezweifeln dürfen. Wenn man weiß, wieviel Arbeit etwa in einem Band „Dehio“ steckt, mag man eher skeptisch sein. Aber immerhin, der Versuch, der Ansatz wurde gewagt, und das soll bedacht und bedankt sein.

Leopold Schmidt

**Karl Haiding**, Märchen und Schwänke aus dem Burgenland. Graz 1977, Leykam-Verlag. 241 Seiten, Farbtafeln und Textbilder von Hedwig Zum Tobel. S 135,—.

Der bedeutende Volkserzählforscher Karl Haiding hat sich schon vor einem halben Jahrhundert mit dem Burgenland beschäftigt. Einige Male konnte er dann Märchenaufzeichnungen durchführen, wobei er mit seiner großen Erfahrung und Einfühlungskraft die richtigen Menschen in den Dörfern fand. Es ist auf diese Weise ein Bestand von hunderten von Aufzeichnungen entstanden, aus dem Haiding nun eine Auswahl vorlegt, in die er aber auch wichtige Stücke aufgenommen hat, die schon von Bünker, von Bothar, von Vernaleken einstmals aufgezeichnet und veröffentlicht worden waren. Bei dieser Auswahl von 35 Nummern, von denen einige noch auf Schwänke entfallen, hat Haiding anscheinend versucht, wesentliche Märchen von altertümlichem Charakter und guter Erzählform zusammenzustellen, die einen Querschnitt durch das Märchenerzählgut des Burgenlandes darstellen dürften, wie es ungefähr um 1900 lebendig gewesen sein mag. Bei Haidings Gewährsleuten hat es sich ja ebenso wie bei jenen Bünkers immer um alte Leute gehandelt, die mit ihrem ganzen Lebensstil noch tief in jene Zeit zurückreichten, als sie ganz unbekannte, unbeachtete deutsche Leute im damaligen Westungarn waren.

Dieser Rückgriff auf altertümliche Märchen bedingt, daß sehr viele dieser Aufzeichnungen zu den entsprechenden Grimm'schen Märchen stimmen. So ist 1, Der Tatzbär-Hansel eben KHM 3 und 4; 2, Der Schmied von Rawelsbach KHM 81 und 82; 3, Die drei Entenfrauen KHM 92 usw. Haiding hat das alles selbst in jahrzehntelanger Arbeit erhoben und ziemlich knapp in seinen Anmerkungen nachgewiesen. Obwohl hier also eine stattliche Textsammlung für das Burgenland vorliegt, hat Haiding aber doch sichtlich den Hauptwert auf seine Erzähler und seine Aufzeichnungstätigkeit gelegt. Ein eigenes Kapitel „Aus der Lebenswelt der Erzähler und ihrer Geschichten“ berichtet darüber. Hier läßt sich auch herauslesen, wie Haiding immer bemüht bleibt, aus der gleichzeitigen Märchenforschung Anregungen, Vergleiche und Hinweise zu gewinnen, auch wenn sich da nicht alles zu gleichmäßigen Bildern fügen will. Das Herausstellen der Männer als Erzähler geht auf manche Dinge ein, die auch aus anderen Landschaften berichtet werden. Aber daß es für die besondere Lebenszeit aller dieser Erzähler gewisse gemeinsame Anregungen gegeben hat, das kommt doch noch zu wenig heraus. Wenn Haiding nach Gaál etwa (S. 207) darauf hinweist, daß in den „Mannschaftsstuben des ungarischen Militärs“ viel erzählt wurde, und die Erzähler sich durch bestimmte Zurufe davon überzeugten, daß die Zuhörer noch wach waren, so gilt das ja durchaus nicht nur für das ungarische Militär, sondern war vermutlich bei allen stehenden Heeren vor dem

Ersten Weltkrieg üblich. Von der österreichischen Armee ist es wiederholt berichtet worden, immer mit der charakteristischen Wendung, daß der Korporal, wenn er feststellte, daß einige einzuschlafen begannen, schnell „Fleisch“ rief, worauf die Zuhörer „Bañ“ (= Bein) zu antworten hatten. Wer es nicht mehr tat, bekam eine mehr oder minder scherzhafte Strafe zu spüren. Über die dichte Tradition des Erzählens der Frauen in Spinnstuben, beim Kukuruzschälen usw. sind wir doch recht gut unterrichtet, so daß hier längst von der Allgemeinüberlieferung — seit dem Spätmittelalter auch literarisch wohlbekannt — zu den jeweiligen Einzelfällen hingewiesen werden könnte. Aber Haiding waren und sind seine Erzähler eher persönlich wichtig, und wem sie nicht ebenso bedeutsam erscheinen, der bekommt seine herbe Kritik zu lesen, vor allem in dem Schlußkapitel „Vom Sammeln und Erforschen des burgenländischen Erzählgutes“. Aber man kann auch diese Dinge eben von verschiedenen Seiten her sehen.

Wir sind jedenfalls froh, daß diese schön ausgestattete Auswahlssammlung zustande gekommen ist, deren Bedeutung vor allem für das Burgenland doch groß ist. Daß diese Arbeiten von Haiding gewürdigt werden, daß etwa seine „Märchen und Schwänke aus Oberösterreich“ (Berlin 1969) Anklang gefunden haben, zeigt sich jetzt auf eine ganz besonders bemerkenswerte Weise. Der Band ist nämlich von einem japanischen Kollegen übersetzt worden. Der schöne Band ist in einer japanischen Märchenreihe als Band 6 erschienen, und da er kein nichtjapanisches Wort enthält, kann man ihn eigentlich nur erkennen, wenn man das Bild Haidings am Schluß des Bandes, der ja wohl eigentlich der Anfang ist, aufschlägt. Zu dieser Überraschung möchten wir Haiding herzlich gratulieren.

Leopold Schmidt

**Die Oberuferer Weihnachtsspiele im Urtext.** Karl Julius Schröers Fassung von 1858 in Verbindung mit der Andauer Handschrift und dem anonymen Erstdruck von 1693. Herausgegeben von Helmut Sembdner. 184 Seiten, Titelbild. Stuttgart, Verlag Freies Geistesleben. DM 24,—.

Die Texte der in Oberufer bei Preßburg zuerst aufgefundenen Schauspiele sind wohl am öftesten von allen verwandten volkstümlichen Weihnachtsspielen veröffentlicht worden. Nach dem Büchlein „Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungern“ von Karl Julius Schröer, 1858, haben sich mindestens ein Dutzend Herausgeber daran versucht. Die meisten haben freilich für Neuaufführungen den Schröer'schen Text neuabgedruckt, manchmal etwas geglättet und spielbarer gemacht. Auch rein bibliophile Ausgaben finden sich darunter.

Der vorliegende Band, von einem befugten Germanisten gemacht, legt wieder den Schröer'schen Text vor, versucht aber, diesen Text durch den Rückgriff auf Fassungen in den Anmerkungen und in anderen Handschriften etwas originaler zu gestalten. Jeder Zugriff ist dabei genau als Textanmerkung gerechtfertigt. Diesem Haupttext ist der Text der Handschrift von Andau im Burgenland zur Seite gestellt, den Karl Horak einstmals gefunden und 1940 in seinem schönen Buch „Burgenländische Volksschauspiele“ veröffentlicht hat. Andau liegt nämlich im Burgenland, der Verweis „Andau (Niederösterreich)“, S. 83, geht vermutlich auf die Zeit zurück (1939 bis 1945), in der das nördliche Burgenland an Niederösterreich angegliedert war. Der Andauer Text ist tatsächlich in mancher Hinsicht wichtiger als der von Schröer gebrachte Oberuferer, da scheint eine barocke Schriftfassung noch stärker durch. Es ist aber nicht die gedruckte Fassung von 1693, die Johannes Bolte einstmals entdeckte und 1926 auch veröffentlichte, im Anhang zu seinem selten gewordenen Buch „Drei märkische Weihnachtsspiele“ (S. 177 ff.), wo es der Unkundige wirklich nicht suchen würde. Sembdner ist hier auf den schmalen Druck von 1693 in der Preußischen Staatsbibliothek zurückgegangen und hat ihn faksimilieren lassen, was selbstverständlich sehr zu begrüßen ist. Die ganzen Verhältnisse hat er

schließlich in einem sehr knappen Nachwort, S. 173 ff., erörtert, und eine Konkordanz der drei Texte beigegeben. Und wie so mancher vor ihm hat er auch das köstliche dreistufige Farbbild (als Titelbild) beigegeben, das einstmals unter Schröers Aufsicht 1860 entstand.

Die schöne Textausgabe ist im Stuttgarter Verlag „Freies Geistesleben“ erschienen, also einem eng mit der Anthroposophie verbundenen Unternehmen. Das ist nur dann verständlich, wenn man weiß, daß Rudolf Steiner, der Begründer der Anthroposophie, ein Schüler von Karl Julius Schröer in Wien war, und sich insbesondere für die Oberuferer Spiele so sehr interessierte, daß er sie gelegentlich auch in seinen Kreisen zur Aufführung bringen ließ. Das hat eine eigene anthroposophische Spieltradition bis zur Gegenwart ergeben. Über diese Verhältnisse kann man sich jetzt in der Arbeit von Erwin Streitfeld „Karl Julius Schröer (1825—1900). Leben und Werk“ (Güssinger Begegnung 1975. Eisenstadt 1976. S. 47 ff.) unterrichten. Im gleichen Vortragsbändchen hat sich auch Franz Probst, der vielseitige burgenländische Literaturhistoriker, über „Rudolf Steiner und die Oberuferer Spiele“ (S. 67 ff.) geäußert. Diese und weitere neuere Literatur ist übrigens von Sembdner nicht berücksichtigt, oder zumindest in seinem Nachwort doch nicht zitiert worden.

Leopold Schmidt

**Hiltraud Ast, Die Kalkbrenner am Ostrand der Alpen. Beiträge zur Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Niederösterreichs = Niederösterreichische Volkskunde, Bd. 9) Querformat, 128 Seiten, 12 Farbtafeln, mehreren Abb. im Text und 1 Karte. Gutenstein 1977, Gesellschaft der Freunde Gutensteins und Perlach-Verlag Augsburg (Joh. Walch, Im Gries 6).**

Von einem einzigen Ort aus kulturhistorische Volkskunde zu betreiben, ist sicherlich nicht leicht. Bei manchen Orten freilich lohnt es sich, und fraglos gehört Gutenstein in Niederösterreich zu diesen. Die Bergbauerngegend mit der alten adeligen Herrschaft, mit den verschiedenen der Landschaft eigenen Betrieben, mit der bedeutenden Wallfahrt, aber auch mit den Biedermeier-Villen, deren eine die letzte Heimstätte von Ferdinand Raimund war, das ergibt zusammen eben sehr viel. Dies alles und die dauernden regen Beziehungen zu Wien, sowohl in wirtschaftlicher wie in künstlerischer Hinsicht haben es mit sich gebracht, daß man aus diesem Ort heraus immer wieder Erstaunliches publizieren kann, wenn man sich eben wirklich eingehend damit beschäftigt.

Das war und ist bei dem Ehepaar Hiltraud und Wilhelm Ast der Fall, die sich seit ihrer Gründung des köstlichen kleinen Museums in der „Alten Hofmühle“ von Gutenstein immer mehr in die Probleme dieser Landschaft vertieften. Nach dem Katalog dieses Museums, das sich mit dem „Holz und dem bäuerlichen Nebengewerbe im Schneeberggebiet“ beschäftigt (1965) folgten die Studien zum alten Köhlerwesen: „Holzkohle und Eisen. Beiträge zur Volkskunde, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Raumes um Gutenstein“, die als Bd. 6 der Reihe „Niederösterreichische Volkskunde“ 1970 erscheinen konnten. Damals griffen die Verfasser Hiltraud und Wilhelm Ast und Ernst Katzer auch zuerst zu dem Mittel der Erschließung und Auswertung alter Bildzeugnisse. Die von Rupert Feuchtmüller gestaltete Biedermeier-Ausstellung in Gutenstein hatte dafür die Augen geöffnet. Als Wilhelm Ast dann starb, widmete ihm das Niederösterreichische Landesmuseum pietätvoll eine Gedächtnisausstellung „Winterarbeit der Waldbauern“, Katalog Wien 1976. Hiltraud Ast aber hatte schon begonnen, für ein zweites landschaftlich wichtiges Thema das Material zu sammeln, nämlich für die alte Kalkbrennerei. Kennern der Biedermeiermalerei war es schon längst aufgefallen, daß Maler wie Gauermann oder Waldmüller diese merkwürdigen Bauern-Kalköfen im Wienerwald gemalt hatten. Frau Ast trug nun

sorgfältig alle Zeugnisse dafür zusammen. Der Besitzer der Kalkwerke von Wopfing, Friedrich Schmid, selbst ein Sammler der alten Bildzeugnisse und technologischer Fachmann, steuerte eine Einführung über die „Chemischen Vorgänge beim Kalkbrennen“ bei. Wilhelm Ast hatte noch für die genaue Aufzeichnung „Ein alter Kalkofen in Betrieb, gezeigt am Beispiel des Brandes vom Juni 1967 im Rohrbachgraben bei Puchberg“ gesorgt, sowie „Umschau bei anderen Kalkbrennern“ gehalten. Und Hiltraud Ast behandelte nun die ihr von verschiedenen Arbeiten her bekannten Gebiete: Die kaiserlichen Kalkbrenner, die Kalkmärkte in Wien, Einzelheiten aus der Geschichte der Kalkbrennerei, die Anfänge der industriellen Kalkerzeugung, und was eben hier am Ostrand der Alpen noch zu erheben war. Sowohl Frau Ast wie Friedrich Schmid führten diese Erhebungen bis an die Gegenwart heran. Rupert Feuchtmüller aber kommentierte schließlich das sorgfältig zusammengebrachte Bildmaterial, das mit den vorzüglichen Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen hier erstmalig zusammengestellt erscheint. Neben den Bildern aus der Österreichischen Galerie, dem Historischen Museum der Stadt Wien, der Graphischen Sammlung Albertina und dem Niederösterreichischen Landesmuseum finden sich auch einige gute Stücke aus Privatbesitz.

Die intensive Arbeit an und für einen Ort, freilich einen besonders bemerkenswerten Ort im südlichen Niederösterreich hat also wieder ein schönes, wertvolles Buch ergeben, das infolge seiner ungewöhnlich sorgfältigen und geschmackvollen Ausstattung wohl geradezu als eine bibliophile Erscheinung gewertet werden muß.

Leopold Schmid t

**Ludwig von Hörmann, Hermann von von Schmid, Ludwig Steub, Karl von Seyffertitz, Ignaz Zingerle, Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg.** Illustriert von Franz Defregger, Alois Gabl, Adolf Obermüller, Franz von Pausinger, Richard Püttner, Mathias Schmid, Gottfried Seelos, Josef Wopfner u. a. Großformat 284 Seiten, Nachwort von Josef Pfennigmann, Neudruck „Bavarica Reprint“. München 1977. Süddeutscher Verlag. DM 48,—.

„Ein gutes Wort findet einen guten Ort“, sagt die Redensart, und wir beziehen uns gern darauf, da wir in dieser Zeitschrift (ÖZV XXXI/80, 1977, S. 57 f.) darauf hingewiesen haben, wie nützlich der Neudruck auch des zweiten Bandes des mächtigen Werkes „Aus deutschen Bergen“ wäre: und dieser liegt nunmehr hier schon vor. Es handelt sich also um den Tirol und Vorarlberg gewidmeten zweiten Band, auf dem Schutzkarton ist vorsichtshalber „nebst Südtirol“ aufgedruckt. Dieser zweite Band ist tatsächlich eine sehr umfassende Darstellung von ganz Tirol und dem damals auch innerstaatlich dazugehörigen Vorarlberg, und alle die guten Kenner, welche für die „Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild“ ihre Beiträge lieferten, haben sich auch hier beteiligt. Die Zeichner übrigens auch, von denen manches späterhin sehr bekannte Bild hier zum erstenmal veröffentlicht wurde. Volkskundlich sind selbstverständlich alle Kapitel wichtig, aber auf den Sonderabschnitt von Ludwig von Hörmann „Volkstypen und Trachten aus Tirol“ (S. 238 ff.) muß doch besonders hingewiesen, weil es sich eigentlich um die erste wohlillustrierte Trachtenkunde der inneren Alpenländer handelt. Als Zeitquerschnitt hat das Kapitel zusammen mit den vorzüglichen Trachtenzeichnungen von Alois Gabl nichts an Wert verloren. Das Nachwort von Pfennigmann orientiert über die geistesgeschichtliche Entdeckung der Alpen und die Verbundenheit der Bayern Ludwig Steub und Hermann von Schmid mit Tirol. Ohne Steub sind die vielen Kapitel auch dieses Werkes wirklich nicht zu denken. Die Komplettierung des zweibändigen Werkes nunmehr auch im Neudruck ist also sehr zu begrüßen.

Leopold Schmid t

**Löbl-Schreyer, Südtirol.** Fotos von Löbl-Schreyer, Vorwort, Bildlegenden und Zusammenstellung der Anthologie von Ludwig Merkle. 100 Seiten, davon 40 ganzseitige Farbbilder. München 1977, Süddeutscher Verlag. DM 29,80.

Bildbände über Tirol, zumal über Südtirol gibt es immer wieder. Man wird auch den vorliegenden mit seinen ganz vorzüglichen Farbtafeln gern begrüßen, zumal neben der Landschaft doch die bäuerliche Volkskultur in Erscheinung tritt. Das zeigen nicht nur die zahlreichen Haus- und Siedlungsbilder, sondern auch diejenigen Aufnahmen, die „Volk“ ins Bild bringen. Da gibt es also Kartenspieler im Sarntal ebenso wie Teilnehmer an Prozessionen in Kastelruth und auf dem Ritten, und Wein- und Obstbauern ebenso wie einen Grödner Bildschnitzer.

Die Reihe der Farbbilder wird von einem Text begleitet, der sich als Anthologie versteht. Eine Blütenlese aus alten und einigen jüngeren Reisebeschreibungen vor allem. Die Tiroler Landesforschung hat das Material dazu seit langem zur Verfügung gestellt, man muß da also nur zugreifen, zu den Zitaten aus Felix Faber oder aus Montaigne, aus Herder und Goethe, aus Schubert, aus Beda Weber, Staffler, Steub, Hörmann und manchen anderen. Bei Goethe stehts freilich so, daß die Tagebucheintragung sich noch auf Nordtirol bezieht, und bei dem „reisenden Gelehrten“ G. H. von Schubert (1848) möchte man sich doch an den Kopf greifen, wenn er 1822 schreibt: „Schien uns auch da, und vielleicht saß der Grobian bloß in uns, ein befremdend grobes Volk bis nach Klausen zu seyn, die Gegend gefiel uns auch nicht sonderlich, und giftige Schlangen lagen am Wege.“ Mit den Bildern haben die Texte, nicht nur dieser von dem Geologen Schubert, nichts zu tun, Bilder und Texte erläutern einander nicht. Aber vielleicht sind die Texte nur als beiläufiges Lesefutter gedacht, weil man sich einen wirklich erläuternden durchlaufenden Kommentar nicht leisten konnte oder wollte. Eine Begründung für die merkwürdige Komposition des Bandes habe ich jedenfalls nicht gefunden. Leopold Schmidt

**Walter Zitzenbacher, Die Gamslein schwarz und braun.** Alte Berichte von Gamswild und Gamsjagd. Rosenheim 1977, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. 144 Seiten, 29 Abb. alter Stiche und 4 Bildtafeln. DM 19,80.

Der Rosenheimer Verlag bemüht sich weiterhin sehr verdienstvoll um alpine Themen, um kulturhistorisch-volkskundliche Darstellungen, die vom Gemälde bis zum Vierzeiler reichen können. Von Wilhelm Leibl, dem der Verlag soeben eine schöne Monographie gewidmet hat, bis eben zum Lied von den „Gamslan schwarz und braun“. Und der Grazer Walter Zitzenbacher ist wohl gerade der richtige Autor für solche Zusammenstellungen von Wort- und Bildzeugnissen über derartige Gebiete. In diesem Fall hat er aus der reichhaltigen alten Literatur über das Jagdwild der Alpen zusammengetragen, was einigermaßen hierher gehört, was einerseits beobachtete Wirklichkeit spiegelt, andererseits Phantasiezüge aufweist, oder auch einfach falsche, manchmal vielleicht auch schwankhafte Traditionen enthält. Das gilt nicht zuletzt auch für das Gebiet der Volksmedizin und die alte Wertschätzung der „Gamskugeln“, für die Stellen von Adam von Lebenwald wie von Weichard von Valvasor herangezogen werden. Außer den Bildern aus dem Umkreis des Kaisers Maximilians hätte man sich übrigens einige Gamsendarstellungen in der Volkskunst vorstellen können. Aber vielleicht ist das weiteren ähnlichen Bänden vorbehalten, die hoffentlich auch wieder mit solchen versteckten Köstlichkeiten gewürzt sein werden wie dieses hier mit dem Zitat aus dem sonst so berühmten Johann Amos Comenius von 1682 „Die Gemse hat gar kleine Hörner: mit denen sie sich an die Steinrippen hängen.“ (S. 19). Leopold Schmidt

**Günther Kapfhammer, St. Leonhard zu Ehren. Vom Patron der Pferde, von Wundern und Verehrung, von Leonhardifahrten und Kettenkirchen.** 208 Seiten, davon 8 vierfarbig und 8 schwarzweiße Bildtafeln. Rosenheim 1977, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 25,—.

Monographien über die volkstümliche Verehrung von Heiligen sind nicht ganz selten. Ihr Gewicht, ihre geistige Bedeutung ist jeweils unterschiedlich, von großen bahnbrechenden und faktisch unüberholbaren Leistungen führt die Skala bis zu kleinen Nachlese-Unternehmungen herab.

Die Volksverehrung des hl. Leonhard hätte längst zu einer großen, vollständigen Monographie reizen können. Aber die Verhältnisse waren offensichtlich nicht so. So war man seit 50 Jahren auf das Büchlein von Johann Albert Aich, Leonhard, der große Patron des Volkes (= Kleine historische Monographien, Nr. 14) Wien 1928, angewiesen, das allerdings in seiner Art sehr gut ist und bleibt, noch dazu durch die Veröffentlichung Aichs über die eisernen Opfergaben von Pflaumloch in Württemberg als quellenkundlich nützlich ausgewiesen. Kapfhammer kennt dieses Buch anscheinend nicht, da er nur das noch kleinere Büchlein von Aich, Der heilige Leonhard (= Lebensschule der Gottesfreunde, Nr. 23) Meitingen 1936, zitiert, das allerdings eher ein frommes Andachtsbüchlein darstellt.

Ungefähr auf dem Gerüst Aichs hat Kapfhammer nun dieses Buch aufgebaut, das seinen Umfang vor allem dem oft seitenlangen Abdruck von älteren Quellenstellen, Schilderungen, auch von Mirakelbuchberichten usw. verdankt. Die freilich wirklich prächtige Schilderung der Tölzer Leonhardsfahrt von Tölz ergibt nicht weniger als 20 Seiten (103—122). Aber auch die neuere Wallfahrtsvolkskunde wird wörtlich verwendet, so alle Leonhards-Gnadenstättenschilderungen von Rudolf Kriss in dem letzten Teil des Buches, das alphabetisch „Orte besonderer Leonhardsverehrung“, nämlich in Bayern, aufzählt. Kapfhammer ist im wesentlichen dem Schema derartiger Monographien gefolgt: Kurze Beschreibung dessen, was wir vom Leben des Heiligen wissen, dann erste Ausbreitung der Leonhardsverehrung, der Wandel vom Patron der Gefangenen zum Patron der Pferde, wobei hier wie bei anderen Kapiteln eine Entscheidung über das eigentliche Problem vermieden wird. Das geht bei Leonhard dem „Eisenherren“ ebenso; worum es bei der „Vereinsung“ der Votivgaben einstmals gegangen sein muß, wird nicht berücksichtigt. Und bei den so wichtigen „Kettenkirchen“ kann sich Kapfhammer ja ganz auf die vorzügliche Arbeit von Leopold Kretzenbacher stützen (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Abh. N. F. H. 76, München 1973), wiederum, ohne die aufgeworfenen Fragen nunmehr selbständig zu beantworten. Selbst bei den vielen dankenswerterweise gebrachten Einzelheiten, Legenden und Sagen beispielsweise, vermeidet Kapfhammer eine Interpretation, läßt das Material einfach für sich stehen.

Auf diese Weise ist ein für den gewöhnlichen Leser gutes und nützlich Buch entstanden, das außerdem dank der bekannten Bilderfreudigkeit des Rosenheimer Verlages auch hübsch illustriert ist. Warum zu den „Hirten“ wie zu den „Rössern“ eigentlich Schwanthaler-Krippenfiguren verwendet wurden (S. 25 und Taf. bei S. 34), ist nicht recht klar. Durch das Aussparen der Forschungsgeschichte — schließlich hat es im 19. Jahrhundert doch beträchtliche Debatten über die eventuelle „heidnische“ Komponente im Leonhardskult gegeben — und durch das immer wieder auffallende Vermeiden von weiterführenden Interpretationen wird die Bedeutung des Buches ebenso gemindert wie durch die Begrenzung auf Altbayern, die schon auf die Zeugnisse der Leonhardsverehrung in Salzburg und Tirol nicht mehr eingeht. Zur Ortsliste wäre auch eine Karte empfehlenswert gewesen, wie zum ganzen Text ein Register. Jene Leonhards-Monographie, die man sich gewünscht hätte, ist das hübsche und an sich inhaltsreiche Buch also noch nicht.

Leopold Schmidt

**Elisabeth von Witzleben, Bemalte Glasscheiben. Volkstümliches Leben auf Kabinett- und Bierscheiben. Großformat, 218 Seiten, XXVI Farbtafeln, 330 Abb. München 1977, Verlag Georg D. W. Callwey, DM 78,—.**

Es ist schon erfreulich, wenn ein Abbildungswerk, das an sich dem Gebiet der „Angewandten Kunst“ angehört, in so hohem Maß volkscundlich verwendbar ist. Die alte Glasscheibenkunst, ein Seitenzweig der hohen Glasmalerei des Mittelalters und der Renaissance, hat eine sozusagen mehr private Seite gehabt. Wo man es sich leisten konnte, hat man die als Lichteinlaß gedachten Fenster durch kleine ziervolle Scheiben farbig verschönt, mit „Wappen“ im weitesten Sinn, wie vor allem die in reicher Fülle erhaltenen Schweizer Scheiben beweisen. Davon konnte die Volkskunde bisher kaum Kenntnis nehmen, da eben auf weiten Strecken solche teure Scheiben nie vorhanden waren. Nur in Niederdeutschland haben sich die „Fensterbierscheiben“ als großbäuerliches Eigengut erhalten, und von dort stammt auch die bisher einzige Darstellung des Gebietes, nämlich Otto L a u f f e r, Niederdeutsches Bauernleben in Glasbildern der neueren Jahrhunderte (= Hort deutscher Volkskunde, Bd. 3) Berlin und Leipzig 1936. Und nur, wenn man sich für die Entwicklung vom Stifterbild zum Motivbild interessierte, stieß man in den letzten Jahren auf das aufschlußreiche Werk von R. B e c k s m a n n, Vitrea dedicata. Berlin 1975.

Hier nun sind alle Scheiben dieser Art, die sich gegenständlich aufschlüsseln lassen, gesammelt und abgebildet, und man wird sich des reichen Schatzes freuen. Die Verfasserin bestimmt zunächst knapp Definition, Technik und Form, und wendet sich dann den Themen zu: von „Tugenden und Lastern“ bis zu den „Wildmännern“ und den Narren. Den Kabinettscheiben der Schweiz und Oberdeutschlands werden eigene Kapitel gewidmet, ebenso den niederdeutschen Bierscheiben. Blättert man den reichen schönen Bildteil durch, so wird man sich manches Thema im eigenen Interesse notieren. Da ist etwa die Welt der bäuerlichen Arbeit und ihres Gerätes: Randbeschlagener Spaten (41), Pflug (60,126, 2878), manchmal mit dem Pflugbeutel (60), dann Eggen (XXIII), Säewanne (58), Säeschurz (166), Tragkraxen (6), Bienenkörbe (277,280), Weinkarren (VII), Weinwagen (142), Käsereigeräte (89, 122), Gebäckformen (172), Grützmühle (272), und hie und da eine Spanschachtel (6). Handwerkerdarstellungen sind häufig. Man erkennt den Töpfer mit den Dreifußgrafen (20); man sieht den Kessel an der Hal hängen (22). Brauchtum im engeren Sinn wird man nicht häufig finden; etwa einmal ein Kranzschießen (266). Musik, Volksmusikinstrumente sind häufiger. Daß ein Narr auf einem Dudelsack Geige zu spielen versucht (33) ist altfranzösische Komik. Aber sonst finden wir die Drehleier (8), das Alphorn (143), den Hirten mit dem Dudelsack (150) und so manchen anderen Dudelsackspieler auch noch (190). Kinderspiel kommt gelegentlich vor, besonders Steckenpferdreiter (21,164). Zur Erzählung, zur mehr oder minder mündlich tradierten Literatur gehört manches Motiv: Äsopische Fabeln etwa (107, 114), der Tellenschuß (X), das Einhorn (X), an Schwänken wie so oft der Kampf um die Männerhose (264), und dann die fast mythisch anmutenden Motive der Wilden Männer (86, 127, 206), die Meerjungfrau (255) und das seltsame Hirschgespann (250). Für volkssprachliche Interessenten wären die etwa 25 Sprüche anzuführen, die meist nur knapp im Text erwähnt werden, und jedenfalls keine einschlägige Kommentierung erfahren haben.

Aber das ist auch fast zuviel verlangt. Man ist doch schon froh, daß ein solcher Schatz an altem Bildwerk auf diese Weise zugänglich gemacht erscheint, anständig mit Literaturnachweis und Register ausgestattet. Eine Bereicherung auch unseres Wissens also.

Leopold S c h m i d t

**Irmgard Gierl, Volkstümliche Malerei nach alten Motiven.**  
Rosenheim 1977, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. 208 Seiten, davon  
16 vierfarbige Kunstdrucktafeln, 229 Abb. mit zwei Schmuckfarben.  
DM 52,—.

Die Veröffentlichungen auf dem Gebiet „Volkskunst“ beginnen allmählich einem Janushaupt zu ähneln. Während ein Gesicht doch immer noch in die Richtung „Seriose Forschung“ schaut, blickt das andere ganz deutlich auf den „Folklorismus“ und spricht andere Käufer- und Benützerkreise an als die Forschung. Das fällt einem bei dem vorliegenden Buch der vielseitigen bayerischen Sammlerin Irmgard Gierl ein, die hier eine ziemlich bunte Sammlung von Abbildungen von Objekten aus dem Gebiet der alten funktionsgebundenen Volkskunst vorlegt, aber betont deutlich als Anregungsmaterial, als „Motive für Möbel, Schachteln, Gläser, Hafnerware, Votivbilder und Schießscheiben“. Wenn man die vielen schön abgebildeten Motive durchgeblättert hat, mag man vielleicht meinen, diese Bilder wären zunächst dagewesen, und dann hätte man daraus eben ein Buch machen müssen: Aus Tölzer Kasten und Scheibbser Schießscheiben, aus Gmundner Majoliken und Schweizer Sackdruckstempeln, — denn anders kann man sich eigentlich die Zusammenstellung doch nicht recht erklären. Einige kurze einleitende Kapitel behandeln Möbelmalerei, Schachtelmalerei, Wandfliesen (es handelt sich um die Marburger Fliesen von J. B. Keppler im dortigen Universitätsmuseum), Hafnerware und bemalte Gläser. Dazu ergänzende Angaben über alte Maltechniken: Kasein, Kleister, Eitempera. Manche knapp zusammenfassende Sätze in den Einzelabschnitten setzen in Erstaunen, manche beruhen auf Zitaten, die leider nicht aufgeschlüsselt werden, weil ein Literaturverzeichnis fehlt. Und die Motive, von denen schon im Titel die Rede ist, werden nicht etwa in einer Art von Motivverzeichnis vorgestellt — vielleicht weil sonst die bunte Mischung, in der aber doch viel fehlt, zu deutlich geworden wäre.

Man muß sich auch vom Standpunkt des in Museen arbeitenden Volkskunsthorschers das Buch schon genauer anschauen. Es ist doch so, daß vielleicht die Hälfte der gezeigten Stücke in österreichischen Museen steht, vor allem in Linz und in Innsbruck. Das bedingt selbstverständlich eine beträchtliche Einseitigkeit der Auswahl. Bayern rangiert an sich noch weiter vorn, nicht nur mit München, sondern auch mit vielen kleineren Sammlungen, wie Garmisch-Partenkirchen oder Zwiesel, Berchtesgaden oder Wunsiedel. Ausgriffe nach Bern wie nach Marburg bringen eine etwas ungleichmäßige Ergänzung: Hätte man, wenn man sich sonst schon so sehr auf das bayerisch-oberösterreichische Kerngebiet stützt, statt der schweizerischen Sackdruckmodel nicht solche aus dem Innviertel nehmen sollen? Im Heimatmuseum von Obernberg am Inn hängt eine überaus stattliche Anzahl solcher bedruckter Mehlsäcke, um nur ein Beispiel zu erwähnen.

Es ist nicht leicht, solchen buchtechnisch durchaus schön gemachten Auswahlbänden gerecht zu werden. Manchmal wird man sich aber doch fragen dürfen, ob man einen derartigen Aufwand nicht gelegentlich auch für ein seriöseres Buch spendieren könnte.

Leopold Schmid

**Torsten Gebhard, Alte Bauernhäuser.** Von den Halligen bis zu den Alpen. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1977, 195 S. mit 338 einfarbigen und 10 vierfarbigen Abbildungen.

An das Buch sind zwei Maßstäbe anzulegen. Es zerfällt nämlich in einen Bild- und in einen Textteil, für den der Verlag den hervorragenden Fachmann Torsten Gebhard gewinnen konnte. Die ihm übertragene Aufgabe war dabei sicher nicht leicht. Einerseits mußte die gewaltige Formfülle an ländlicher Archi-



tektur innerhalb eines so ausgedehnten Territoriums von der Ostsee bis zum Alpenhauptkamm auf knappstem Raum bewältigt werden, zum anderen sollte das Buch einen breiten Interessentenkreis ansprechen, der sowohl den Fachmann wie auch den romantischen Zeitgenossen erfaßt. Der Autor fragt sich daher selbst, welcher Weg einzuschlagen sei, um die Vielfalt durch eine vernünftige Konzentration auf das Wesentliche für den Außenstehenden überschaubar zu machen, ohne dabei einer Simplifizierung anheim zu fallen, die verdecken könnte, daß das Bauernhaus das Produkt eines ungemein komplexen und selbst für den Fachmann zum Teil noch nicht bis in alle Einzelheiten erforschten Prozesses darstellt. Gebhard erweist sich aber bei der Behandlung dieser Materie als hervorragender Pädagoge. Indem er nämlich selbst über diese Schwierigkeiten reflektiert, führt er den Leser in die Problematik der Bauernhausforschung ein. Er öffnet ihm gewissermaßen einen Blick in die Werkstatt des Hausforschers, nicht ohne darauf hinzuweisen, daß für die Volkskunde die Bauernhausforschung nur ein Teilbereich innerhalb des Komplexes Bauen und Wohnen darstellt. Ebenso klar ist für Gebhard, daß unter dem Begriff Bauernhaus die Funktionseinheit von Wohnen und Wirtschaften mit ihrer jeweiligen baulichen Ausformung zu subsumieren sei. Trotz dieser Klarstellung ist man freilich irritiert, da der Autor für sein nun bereits in 2. Auflage erschienenes Werk über Bayern den Ausdruck Bauernhof verwendet und man die Diskussion über diese Begriffsbestimmung als beendet ansehen durfte. Aber die Terminologie bildet in der Bauforschung ein eigens und schwieriges Kapitel, weshalb Gebhard in seiner Einführung besonders darauf hinweist. Im vorliegenden Fall löst er das Problem dadurch, daß er neben einem ausführlichen Anmerkungsteil, in den auch ein kurzer Abriss über die Geschichte der deutschen Hausforschung verpackt ist, die verschiedenen Ausdrücke in einem lexikalischen Anhang erläutert. Er leistet damit einen Beitrag zum internationalen Verständnis und schafft für die Terminiologiediskussion eine nützliche Grundlage. Weiters wird in der Einführung auf die mannigfaltigen, die bauliche Ausgestaltung bestimmenden Faktoren hingewiesen, wobei auf die Wirksamkeit von Initiativpersonen ebensowenig vergessen wird, wie auf die von Behörden erlassenen Baubestimmungen. Erst aus solchen vielfach historischen Zusammenhängen läßt sich der Grenzverlauf von Gebütelandschaften verstehen. Zu ihrer Erfassung bedient sich der Autor der ganzheitlichen Betrachtungsweise. Er führt jedoch an, daß je nach Wissenschaftszweig auch andere Aspekte, insbesondere jene der Gefügeforschung, im Vordergrund stehen könnten.

Für die Darstellung der einzelnen Typen hält Gebhard an der üblichen Dreiteilung fest, da die Hofformen im wesentlichen der geographischen und sprachlichen Gliederung folgen. So dominiert in Norddeutschland das Hallenhaus, in Mitteldeutschland das Ernhaus, Oberdeutschland zeigt sich hingegen stärker in verschiedene Haus- und Hofformen aufgesplittert. Da die Dominanz auf den Hofformen liegt, wird die natürliche Gliederung hin und wieder durchbrochen. Aus diesem Grund widmet der Autor dem alpenländischen Bereich ein gesondertes Kapitel, um damit die engen Beziehungen zu schweizerischen und österreichischen Bauformen aufzuzeigen. So etwa die Verwandtschaft des Aargauer Strohhauses mit den Heidenhäusern des Schwarzwaldes. (Dieser Hinweis auf S. 125 und die Abb. 135 fehlen übrigens im Register.) Den Beziehungen zwischen Bayern und Österreich widmet Gebhard einen eingehenderen Exkurs. Er macht durch den Hinweis auf ehemalige Vorarlberger und Tiroler Hoheitsrechte im Allgäu verständlich, weshalb hier verwandte Formen des Bregenzerwald-Hauses und Spuren von Paarhöfen zu finden sind. Außerdem weist der als Prototyp bekannte Bauernhof Bayerns ins nordtirolische Unterinntal, von wo er sich nach dem Norden ausgebreitet hat. Die Bauformen Berchtesgadens deuten wiederum auf Beziehungen zum Salzburger Pinzgau. In einem abschließenden Ka-

pitel über „Wege zur Erhaltung“ kommt noch der Konservator und Denkmalschützer zu Wort, in dem auch der Stellenwert der musealen Bemühungen aufgezeigt wird. Gebhards „besinnlich betrachtende Reise“ durch die ländliche Baulandschaft Deutschlands und der angrenzenden Alpenländer, in die er immer auch historische Schilderungen einfließen läßt, entpuppt sich als ein gedrängter, dem letzten wissenschaftlichen Erkenntnisstand entsprechender Überblick über die Gehöfteformen. Davon zeugt das umfangreiche Literaturverzeichnis, das sogar durch einen Nachtrag auf den aktuellen Stand gebracht wurde. Aus österreichischer Sicht vermißt man zwar Namen wie Dachler, Bünker, Eigl, Kriechbaum und Klaar, doch hat der Autor selbst aus seinem umfangreichen Werkverzeichnis nur äußerst bescheiden zitiert. Ganz am Rande sei hier auf einen Druckfehler aufmerksam gemacht, der aus Gerambs Rauchstube eine Badstube machte. (In der Fußnote wird Geramb richtig zitiert.) Sosehr man der Leistung Torsten Gebhards Anerkennung zollen kann, muß man bei der Gestaltung des Bildteiles Vorbehalte anmelden. Die Bilder sind zwar wunderschön und werden viele Buchkäufer anlocken, sie stehen jedoch in keinem direkten Bezug zum Text, der wegen seiner Gedrängtheit äußerste Konzentration erfordert. Hier helfen die an den Rand gerückten und offensichtlich vom Autor ausgewählten Pläne und Zeichnungen schon wesentlich mehr. Auch die als Vorsatz doch eher zum Schmuck degradierte Übersichtskarte über die Haus- und Hofformen, die man sich wegen ihrer Anschaulichkeit gerne ungeteilt wünschte, müßte noch stärker auf den Text bezogen werden. Für eine Neuauflage wären in dieser Richtung jedenfalls Verbesserungen denkbar. Dessen ungeachtet würde man sich aber wünschen, wenn die instruktive Einführung in die Bauernhaus(hof)forschung samt Anmerkungsteil, Erläuterungsapparat und Literaturverzeichnis in die neue Reihe der Studienhefte zur allgemeinen und regionalen Volkskunde („Ethnologia Bavarica“) aufgenommen werden könnte.

Franz Grieshofer

#### **Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Bad-Württemberg 1974—1977.**

Herausgegeben von Irmgard Hampp und Peter Assion. Großoktav, 312 Seiten, mit 37 Abb. auf Tafeln. Stuttgart 1977, Verlag Müller & Gräff.

Die Reihe der „Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg“, die vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg herausgegeben wird, legt als ihren 3. Band nunmehr wieder einen jahrbuchartigen Band mit Aufsätzen, Berichten und Buchbesprechungen vor. Einen reichen, bemerkenswerten Band, aus dem einige derzeit in Südwestdeutschland besonders gepflegte Forschungen sogleich ersichtlich werden. Die Erforschung der Volksfeste kommt hier ebenso zur Geltung wie die Fastnachtforschung, die zur Zeit besonders in den Städten durchgeführt wird. Dazu gehören also die Beiträge von Günther Löhr für Mannheim und von Ernst Schneider für Karlsruhe. Zu den Festen im Stil des 19. Jahrhunderts gehören die „Historischen Festzüge“ von Peter Assion, zu den in der Gegenwart durchgeführten, vielleicht nicht sehr langlebigen großstädtischen Festen die „Stuttgarter Stadtteilstädte“ von Heinz Schmitt. Dann gibt es Beiträge aus der Praxis der lokalen Intensiv-Forschung, wenn etwa Angelika Bischof-Luithlen über ihre Arbeiten an den Archiven des Landkreises Reutlingen berichtet, oder Norbert Ohler über „Pfarrbücher als Quelle für den Historiker“, und zwar am Beispiel der Pfarrbücher von Hochdorf im Breisgau. Eine besondere Gruppe bilden die Studien zu den einst nach Württemberg eingewanderten Waldensern, zum Teil wieder aus alten Inventaren erarbeitet. Historische Volkskunde wird auch in der ausführlichen Arbeit von Ernst-Dietrich Güting über „Michael Beheims Gedichte gegen den Aberglauben und seine lateinische Vorlage“ betrieben. Beheim, der solange am Wiener Hof gelebt hat, ist für uns selbstverständlich besonders

interessant. Als Quelle Beheims weist Güting die handschriftlich erhaltene Schrift „De divinacionibus“ aus dem 14. Jahrhundert nach, die „aus dem österreichischen Kloster Alderspach“ (S. 212) stammen soll. Aber das schöne Zisterzienserkloster Aldersbach liegt doch nach wie vor im Landkreis Vilshofen in Niederbayern, und deshalb sind nach der Aufhebung 1803 die Handschriften in die Bayerische Staatsbibliothek gewandert, auch jene „De divinacionibus“, die schon der großartige Schmeller gekannt und benützt hat. Bei der Aldersbacher Handschrift handelt es sich, wie Güting weiter ausführt, eigentlich um eine Bearbeitung des heute so bezeichneten „Passauer Anonymus“. Die internen Verbindungen dieser spätmittelalterlichen Aberglaubenslisten sind sehr bemerkenswert und hier verständlich ausgebreitet. Man liest dazu mit Vorteil die Untersuchung von Alexander Patschovsky, Der Passauer Anonymus. Ein Sammelwerk über Ketzer, Juden, Antichristen aus der Mitte des 13. Jahrhunderts (= Schriften der Monumenta Germaniae Historica, 22) Stuttgart 1968, ein Buch, das auch für die Erzählforschung heranzuziehen wäre.

Von weiteren kleineren Arbeiten ist besonders der „Bibliographische Abriß zur bildlichen Darstellung von Sprichwörtern und Redensarten“ von dem Sprichwort-Spezialisten Wolfgang Mieder zu nennen, sowie die Nachrufe auf Wilhelm Heiske (Brednich), Otto Basler (Röhrich) und Hans Jänichen (Quarthal und Schöck). Der umfangreiche Besprechungsteil muß ausdrücklich genannt werden, da sich zahlreiche umfangreiche, manchmal auch sehr kritische Besprechungen darin finden, die einen sehr guten Überblick vor allem über die Veröffentlichungen zur Volkskunde in Südwestdeutschland in den letzten Jahren bieten. Diese schlicht „Forschungen und Berichte“ genannten Jahrbücher beginnen das publizistische Rückgrat der Volkskunde in Baden-Württemberg zu werden.

Leopold Schmidt

**Gertrud Stetter, Altbayerisches Leben auf Wening-Stichen.**  
132 Seiten, mit 303 zum Teil doppelseitigen Abb. von Ausschnitten aus Wening-Stichen. Rosenheim 1977, Rosenheimer Verlagsanstalt Alfred Förg. DM 29,80.

Ein Buch, das sich sehen lassen kann: Michael Wening, der altbayerische Bildtopograph des frühen 17. Jahrhunderts hat auf seinen zahlreichen Darstellungen von bayerischen Stiften, Märkten, Dörfern, Hofmarken usw. wie alle Topographen seiner Zeit auch „Volk“ dargestellt. Meist nur als kleine Randfigürchen, neben den viel stattlicheren Bauernhäusern, Mühlen, Taubenschlägen, Wegkapellen usw., aber immerhin erkennbar. Gertrud Stetter hat die Ausschnitte aus den Wening-Stichen, welche solche bemerkenswerten Einzelheiten zeigen, ausgewählt, gruppenweise angeordnet, und durch einen laufenden Text erläutert.

Das gar nicht kleine Material ist nach einigen zusammenfassenden Stoffgesichtspunkten angeordnet: Zunächst das Wasser, mit den Brücken und Brunnen; dann das Verkehrswesen, mit Schiffszügen wie Kopflastträgerinnen; weiters die Behausung, von der Siedlungsform bis zu Tür und Tor, Eingang und Umfriedung; weiters das Adelige Leben, wo auch der Höfische Zeitvertreib, die Jagd, ferner die Zielspiele und sonstige Formen der Geselligkeit zu finden sind; dann der Werktag, von der Hauswirtschaft und der warmen Stube bis zu Maibaum und Dorflinde, Wirtshaus und Zeitmaß; und schließlich Glaube und Frömmigkeit, von den Kirchen und Kapellen über die Bildstöcke und Wegkreuze bis zu den Wallfahrten. Das ergibt einen ganz beachtlichen Querschnitt, der unsere allgemeine Kenntnis des altbayerischen Volkslebens entschieden erweitert. Manches wird in diesen Bildchen gezeigt, was allgemeiner Meinung nach immer schon dagewesen sein muß. Anderes wieder tritt offenbar in jenen Jahrzehnten erst auf, läßt sich noch als Einfuhrgut der adeligen Oberschicht erkennen. Dem Scheibenschießen etwa stellt sich das Schießen auf den Vogel auf der Stange

gegenüber, das doch wohl erst mit den am Niederrhein herrschenden Wittelsbachern von den Niederlanden nach Bayern gekommen sein dürfte.

Viele der im Bild gezeigten Erscheinungen werden in einem flüssig geschriebenen kenntnisreichen Text erläutert, nicht zuletzt aus zeitgenössischen Reisebeschreibungen und sonstigen Barockquellen. Da die Bildausschnitte selbst weder numeriert, noch betitelt sind, muß man in den Text schauen, der aber seinerseits auch wieder keine Quellenangaben gibt. Bedauerlicherweise ist auch die offenbar umfangreiche Literatur, aus der die Autorin geschöpft hat, in keinem Literaturverzeichnis namhaft gemacht, geschweige denn in Anmerkungen im einzelnen aufgeführt. Das ist ausgesprochen schade. Irgendeine Form der Herkunftsangabe der jeweiligen Kenntnis hätte sich doch finden lassen sollen. Ein schön gemachtes und gut geschriebenes Buch also, das nur den Fachmann, der die Dinge eben belegt haben will, nicht recht befriedigen kann.

Leopold Schmidt

**Wingolf Lehnemann, Irdentöpferei in Westfalen. 17. bis 20. Jahrhundert.** (= Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Bd. 24) 256 Seiten, 10 Karten und 41 Zeichnungen im Text, 115 Abb. auf Tafeln. 1 Karte als Beilage. Münster 1978, Verlag Aschendorff. DM 39,—.

Eine Untersuchung des alten Gebrauchsgeschirrs in Westfalen war längst ausständig. Die bemerkenswerten Schmuckschüsseln aus Ochtrup und aus Stadthorn waren wohl bekannt, aber die Geschichte der Töpfer, die sie in der Neuzeit hergestellt hatten, lag doch im Dunkeln. Diese überaus sorgfältig gearbeitete Dissertation, bei Günter Wiegelmann in Münster geschrieben, stützt sich auf das viele Material, das die so intensiv tätige westfälische Volkskunde seit langem in ihrem Archiv gespeichert hat, wie auf alle weiteren zugänglichen Quellen einschließlich der Museumsbestände. Das Gebiet ist einigermaßen überschaubar, weil verhältnismäßig arm an Töpfern: Während man in Bayern in alter Zeit einen Töpfer für 2000 Einwohner rechnete, so in Westfalen und auch sonst in Nordwestdeutschland einen Töpfer erst auf 6000 Einwohner. Dennoch müssen diese Töpfer in vier Jahrhunderten hunderttausende von Tellern, Krügen, Schüsseln, Tabakstöpfen usw. gemacht haben, von denen sich nur ein winziger Tausendsatz erhalten hat. Das alles wird von Lehnemann genau, methodisch klug aufgliedert dargestellt, von der Entwicklung des Töpferhandwerks über die Verbreitung der Töpferorte in Westfalen zu den Voraussetzungen der Töpferei materieller und sozialer Art, bis zum Vertrieb durch die Topfhändler (Wanderhändler) und zur Produktion und den Namen, der Form und den Funktionen der Töpferzeugnisse. Jede Einzelheit wird durch eine frische Strichzeichnung erläutert, und der wesentliche Bestand mit den guten Photos im Anhang vorgeführt. Ein ausführliches Verzeichnis der Töpferorte in Westfalen wie ein gutes Register schlüsseln die Gesamtarbeit in erfreulichster Weise auf.

Leopold Schmidt

**Niedersächsische Sagen IV a.** Nach der Textauswahl von Will-Erich Peuckert † herausgegeben von Günther Petschel (= Denkmäler deutscher Volksdichtung, Bd. 6/IV a). Göttingen, 1977, Verlag Otto Schwarz & Co., 408 Seiten. DM 37,80.

Von den vielen Unternehmungen, die Peuckert nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen hat, ist so manche steckengeblieben. Dazu gehört bedauerlicherweise das „Handwörterbuch der Sage“, dazu aber auch diese „Denkmäler deutscher Volksdichtung“, die offenbar eine große Neudruckserie alter Sagenveröffentlichungen werden sollten. Für Niedersachsen, in dessen geistiger Hauptstadt Göttingen Peuckert ja Professor war, hat er immerhin vier Bände herausbringen

können. Mit seinem Tod 1969 schien das Unternehmen beendet, jedoch freilich nicht abgeschlossen. Peuckerts Nachfolger Kurt Ranke hat sich bemüht, die Serie fortsetzen zu lassen, seine Schüler Petschel und Rehmann haben sich darum angenommen, und nun liegt der Bd. IV a tatsächlich vor, den also Günter Petsche betreut hat. Es handelt sich um die Kapitel XXXV bis XLII des Gesamtwerkes und befaßt die verschiedensten mythischen Wesen, von den Drachen über die Kobolde zu den Bergwerksgeistern, den Walen und Venedigern bis zu den Wald- und Wasserwesen und dem Teufel, der schließlich noch in besonderer als betrogener und dummer Teufel vorgestellt wird. Die alten Sammlungen enthalten sehr viel Material dazu, das hier gewissenhaft aufgearbeitet und angeordnet ist. Petschel hat die umfangreiche Sammlung (es sind des Gesamtwerkes Nummern 2971 bis 3350) genau mit Herkunftsnachweisen und Vergleichsstellen kommentiert, übrigens, was in einigen Fällen sehr notwendig war, auch Worterklärungen und kurze Übersetzungen beigegeben.

Damit ist das wichtige Sammelwerk also nach so vielen Jahren doch wieder einen Schritt weiter gediehen, und man kann Teil V erwarten, der von Rehmann herausgegeben wird, und schließlich die Teile VI und VI a, die auch den so notwendigen Registerband bringen werden. Leopold Schmidt

**Heinrich Riebeling, Steinkreuze und Kreuzsteine in Hessen.**  
Ein topographisches Handbuch zur rechtlichen Volkskunde. Dossenheim/Heidelberg 1977, Werner Noltmeyer Verlag. 255 S., zahlr. Abb., Facsimilia, Skizzen und Tabellen.

Der vielen österreichischen Bildstockfreunden auch persönlich wohlbekannte Verfasser hat mit dem zu besprechenden Opus eine jener regionalen Monographien geliefert, die man in der einschlägigen Literatur nicht mehr missen möchte. Vor uns liegt ein fürwahr mit der sprichwörtlichen „deutschen Gründlichkeit“ gearbeitetes Werk, das wir nicht anstehen als beispielhaft für ähnliche Forschungen zu bezeichnen. Vermißt der (in der Einführung unter den erhofften Benützern zwar nicht genannte) Volkskundler anderweitig oftmals die Berücksichtigung seiner speziellen, ergänzenden und damit gerade in der Flurdenkmalforschung entscheidenden Kriterien, so bleibt hier diesbezüglich eigentlich kein Wunsch offen; es erscheint vielmehr alles erfaßt zu sein, was sich eben noch erfassen ließ: die mit einer originellen Montage belegten Flurnamen ebenso wie die für uns so wertvollen Sagen und Überlieferungen mit ihren Varianten. So ist denn auch das Motiv der Feindlichen Brüder mit einer Menge neuen Materials vertreten, um wenigstens eines zu nennen; von sonstigen volkskundlich relevanten Notizen sei das Tragen von Steinkreuzfragmenten als Amulett erwähnt. Zum Problem der „Roten Kreuze“ kann vielleicht die Bemerkung über die rote Bemalung von Steinkreuzen weiterhelfen. Daß die Rechtsvolkskunde voll zum Zuge kommt, sagt ja schon der Untertitel. Und ganz im Sinne der Gegenwartsvolkskunde sowie meiner Forderungen im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung sind neuere und neueste Stücke ebenfalls in die Bearbeitung einbezogen. Sogar die sattsam bekannte Anglo- beziehungsweise Amerikanomanie der Jetztzeit hat ihren Niederschlag in der Steinkreuzforschung gefunden: ein mit dem Motiv der Leichenrast des hl. Bonifatius verknüpftes Stück steht in der Nähe eines 1964 erbauten Aussiedlerhofes mit dem „schiach-schönen“ Namen „Bonifatius Ranch“ . . .

Der Freund urkundlicher Quellen kommt ebenso auf seine Rechnung wie jener von tabellarisch-statistischen Aufstellungen. Die Übersicht über Entwicklung und Organisation der deutschen Steinkreuzforschung rundet die Arbeit ebenso ab wie die vorbildlichen Literaturangaben und die nach mehreren Gesichtspunkten gegliederten Stichwortverzeichnisse. Daß Anregungen für Nomenklatur und Inventarisierung eingearbeitet sind, braucht kaum erwähnt zu werden.

Sehr wichtig ist der Hinweis auf allfällige Einordnung von Giebelkreuzen in den Kreis der Flurdenkmäler, die durch sekundäre Verwendung ohne weiteres denkbar ist, jedoch auch jener auf Standortveränderungen sowie die Beziehungen zu alten Straßen und Wegen.

Im Bildteil sind leider nur „die interessantesten jener Flurdenkmäler aufgeführt, die sich in Art, Form und Bearbeitungsmerkmalen von den schlichten, inschriftlosen abheben“; dieses „Manko“ ist angesichts des großen Reichtums an derartigen Monumenten weder dem Autor noch dem Verlag anzulasten, erscheint aber dennoch gerade jenem Interessenten, der nicht in Hessen zuhause ist, bedauerlich. Bedauerlich (um auf die Sprache zu kommen) ist auch die Anwendung des „um eine Nummer zu großen Ausdruckes“ (Hans Weigel) „Thematik“, wo „Thema“ völlig genügend wäre, sowie der adversative Mißbrauch von „während“ — aber — „usus tyrannus“ — dieser Abusus ist heute gang und gäbe — wir kennen es ja auch. Mit dieser kleinen Beckmesserei soll aber dem Gesamteindruck kein Abbruch getan werden: nehmt Alles nur in Allem — der Verfasser hat uns einen schätzbaren Beitrag zur Flurdenkmalforschung geliefert, der jedem Interessenten nur wärmsten empfohlen werden kann.

Emil Schneeweis

**Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde.** Herausgegeben von H. L. Cox. 22. Jahrgang. 1. Halbband. Wohnen. Zusammengestellt und redigiert von Max Matter. 152 Seiten, mit mehreren Abb. im Text und auf Tafeln. Bonn 1977, Ferd. Dümmlers Verlag. DM 16,—.

Nach einer Pause von vier Jahren liegt nunmehr wieder ein Band, wenn auch nur ein Halbband, des „Rheinischen Jahrbuches für Volkskunde“ vor, das einst von Karl Meisen gegründet, später von Matthias Zender fortgeführt wurde. Damals war das „Rheinische“ daran immer vorhanden, und auch die „Volkskunde“. Heute wird man das landschaftliche Element erst suchen müssen, und von Volkskunde im geläufigen Sinn ist nicht viel zu merken. Der Großteil der Artikel gehört nämlich jenem Zwischenbereich zwischen Soziologie und Demoskopie an, das als bundesdeutsche Mode eine zeitlang offenbar großen Eindruck auf die Studenten, und nicht nur diese, gemacht haben muß. Daraus ergeben sich Artikel wie „Wohnung und Wohnen“ von Margret Tränkle als ein „Abriß über wohnsoziologische Fragestellungen“. Daraus auch „Das Haus als Mittel zur Repräsentation“ von Walfried Pohl. Ein Versuch, diese Dinge in der Wirklichkeit des Lebens auf dem Lande zu erfassen, stellt die Studentengemeinschaftsarbeit „Bauen und Wohnen“ in einer Bauarbeitergemeinde“ (nämlich Langenfeld) von Jürgen Herrguth, Max Matter, Friedrich Münch, Walfried Pohl, Edeltraud Schomisch und Peter Thiel dar. Einem zeitgebundenen Phänomen ist der Artikel „Zur Wohnsituation auf einem Dauercampingplatz“ von Michael Faber gewidmet. Ausführliche „Bemerkungen zur musealen Dokumentation bäuerlicher Wohnformen vor der Industrialisierung“ hat Gottfried Korff in einem Beitrag „Wohnalltag in der Eifel“ geboten. Von dieser „musealen Dokumentation“ ist allerdings sehr wenig die Rede, sehr viel dagegen von den älteren und jüngeren Reisenden-Beobachtungen über die Eifel, aus den verschiedensten Quellen (Gesundheitsberichten usw.) ergänzt und daher sehr inhaltsreich. Berichte von Soldaten, die im letzten Weltkrieg die Eifel sehr intensiv kennenlernen mußten, sind übrigens nicht dabei. Sie hätten sich vermutlich meist an das alte Schema der Eifel-Beschimpfungen angegliedert. Was das Museum (hier: Kommern) betrifft, so verlaufen die Hinweise ungefähr im Sinn der sehr menschlichen Überlegungen des Dänen Peter Michelsen über „Die Darstellung des Wohnens in einem Freilichtmuseum“ (Vortrag Hannover 1971). Ein Gegenstück dazu bietet der vorzügliche, exakt gearbeitete Beitrag des Göttinger Museumsdirektors Hans-Georg Schmeling

„Beispiele zum Wohnen und Arbeiten in drei Bergarbeiterdörfern des Oberwesterwaldes um 1900“. Nur bei ihm merkt man auch, daß ein wirklicher Museumsfachmann an der Arbeit war.

Moden gehen vorüber, auch in der Wissenschaft. Das wird wohl auch für Bonn und das jetzige Rheinische Jahrbuch für Volkskunde gelten.

Leopold Schmidt

**Lexikon des Mittelalters.** 5 Bände plus Registerband. I. Band, 1. Lieferung: Aachen — Ägypten. 112 Seiten. München 1977, Artemis Verlag. DM 18,—.

Wer unser Fach kulturhistorisch betrachtet, hat ununterbrochen mit den historischen Disziplinen zu tun. Und während er die Einzelforschungen kaum überblicken kann, wird er immer wieder Zusammenfassungen und Lexika benötigen. Für das Mittelalter hat bisher ein wirklich großes Lexikon gefehlt. Ein Werk, das dem Pauly-Wissowa, der großen selbstgeschaffenen Hilfe der klassischen Philologen, an die Seite gestellt werden kann, das hat sich trotz der immensen Einzelforschungen für das Mittelalter bisher nicht erstellen lassen. Nun ist es einmal geplant, wird von bekannten Fachvertretern getragen, und, wie aus den Ankündigungen hervorgeht, ist ein Vertreter der Volkskunde auch darunter: Wolfgang Brückner.

Sicherlich wird man beim Lesen der ersten Stichwortliste noch manches, ja vielleicht sogar vieles vermissen. Aber es können sich ja wohl noch weitere Mitarbeiter einschalten, und Brückner als Vertreter der Volkskunde in der Redaktion dieses Lexikons wird gewiß dafür sorgen, daß berechtigte Anträge berücksichtigt werden. Von Österreich aus gesehen, ist darauf hinzuweisen, daß die Österreichische Akademie der Wissenschaften ein eigenes Institut für mittelalterliche Realienkunde unterhält, das sicherlich für viele Artikel wird herangezogen werden müssen. Da ist ein nahes Grenzgebiet der Volkskunde auch schon erreicht. Weitere werden gewiß noch folgen.

Die erste Lieferung, die nunmehr vorliegt, läßt einstweilen keine Schlüsse darauf zu, was hier für uns wirklich nützlich sein wird. Selbstverständlich gibt es einen allgemeinen Artikel „Aberglaube“, und der volkskundliche Teil davon wurde von Dieter Harmening bearbeitet. Es gibt ferner einen Artikel „Ackergeräte“, bearbeitet von K.-R. Schultz-Klincken. „Adam“ ist in verschiedenen Einzelstichworten behandelt, „Advent“ hat nur einen kurzen Artikel, weil er noch nicht sehr bedeutend gewesen sein soll. Dann wären noch einzelne Heiligen-Artikel zu erwähnen, etwa über Aegydius, über Agatha und über Agnes, und an allen hat selbstverständlich Matthias Zender zumindest Anteil. Nun sind das freilich Artikel, die ähnlich auch im Lexikon für Theologie und Kirche zu finden sind, das wir nach wie vor als ein vorzügliches Hilfsmittel schätzen. Für das „Lexikon des Mittelalters“ wird anderes und mehr zu leisten sein, damit die Artikel die spezielle Bedeutung der Erscheinungen in jenem merkwürdigen Jahrtausend herausarbeiten.

Im Interesse des Faches wird man diesem neuen Lexikon also einen guten, raschen Fortschritt wünschen.

Leopold Schmidt

**Martin Löpelmann,** *Erinn. Keltische Sagen aus Irland*, herausgegeben und übersetzt. 528 Seiten. Köln 1977, Eugen Diederichs Verlag. DM 36,—.

Dieses Buch ist schon einmal, 1944, erschienen, und zwar bei Rudolf M. Rohrer in Brünn-München-Wien. Durch das Kriegsende bedingt ist offenbar der gesamte Bestand des vornehm ausgestatteten, auf gutem Papier gedruckten Bandes sehr verbilligt verkauft worden. Nunmehr hat der Eugen Diederichs Verlag, dem das Buch ja fachlich sehr nahe liegen muß, einen Neudruck veranstaltet, bei dem

nun nur der Untertitel nicht wie früher „Alte irische Märchen und Geschichten“, sondern eben „Keltische Sagen aus Irland“ heißt. Und Ulf Diederichs hat eine kurzgefaßte Erläuterung des Werdeganges des merkwürdigen Buches gegeben, aus der hervorgeht, daß jener deutsche Student, der 1913 diese irischen Überlieferungen aufgezeichnet bzw. übersetzt hat, eben doch Löpelmann selbst war. Seine Wiedergabe der irischen Heldensagen, und um solche handelt es sich doch, ist auf diese Weise nicht nur erhalten geblieben, sondern wird auch einer neuen Generation übermittelt, die sich nicht zuletzt der ausführlichen Anmerkungen gern bedienen wird. Ein neues Literaturverzeichnis ist dem Neudruck beigegeben.

Leopold Schmidt

**Inge Diederichs** (Hg.), *Als die Bäume in den Himmel wuchsen. Märchen der Völker.* Illustriert von Tilman Michalski. 320 Seiten, mit 56 Ill. Köln, 1977, Eugen Diederichs Verlag. DM 25,—.

Kein wissenschaftliches Buch, sondern eine für Kinder bestimmte Auswahl aus den vielen Bänden der „Märchen der Weltliteratur“. Eine schöne Auswahl, die möglichst gleichmäßig alle Völker berücksichtigen will, und daher deutsche und französische Märchen fast gar nicht bringt. In die großen beiläufigen Gruppen wie „Geschichte von Erde, Wasser und Wind“ oder „Als die Tiere noch sprechen konnten“ oder auch „Von Helden und Abenteuern“ sind meist gut erzählte, motivlich überschaubare Märchen aufgenommen, so daß sich der immer wieder erstaunliche Reichtum des alten Erzählbestandes gut spiegelt. Für märchenlesende Kinder werden Gruppen wie „Warum das Nilpferd im Wasser lebt“ oder „Lügen, daß sich die Balken biegen“ sicherlich sehr anziehend sein. Nur wenige Geschichten sind keine Märchen, wie das ja in jeder Märchensammlung gelegentlich vorkommt. So handelt es sich bei der aus Südtirol stammenden Wassermann-Geschichte (S. 93 f.) um eine Sage, bei der aus Israel stammenden Geschichte vom Bündel, das jeder Mensch mitbekommt (S. 42) um ein Exempel, und die Geschichte, wie die Zigeuner die Geige bekommen haben, mit Saiten aus den Haaren der Fee Matuya (S. 90 f.) ist eine Art Ursprungslegende, falls sie überhaupt Anspruch auf Echtheit haben sollte.

Aber das Buch dient ja, wie gesagt nicht der Forschung, sondern ist als lesbares, schön ausgestattetes Märchenbuch gedacht, und als solches durchaus bemerkenswert.

Leopold Schmidt

**Inga Arnö** und **Gunnel Hazelius Berg**, *Folk Costumes of Sweden — a living tradition.* Photographys by Carl Lindhe. Translation by W. E. Ottercrans. Västerås, ICA bokförlag. 240 Seiten, mit zahlreichen, durchwegs farbigen Abbildungen.

**Heide Nixdorff**, *Europäische Volkstrachten. I. Tschechoslowakei* (= Veröffentlichungen des Museums für Völkerkunde Berlin, Neue Folge, Bd. 33, Abteilung Europa I). Berlin 1977, Museum für Völkerkunde. 334 Seiten, mit XXXII Farbtafeln, 123 Fig. und 266 Abb.

Trachtenforschung wird heute wohl am ehesten noch von den Museen aus betrieben. Die beiden schönen Bände, die beinahe zugleich erschienen sind, stellen gute Beispiele für die derzeitigen Möglichkeiten der Aufarbeitung und Darbietung von Beständen dar, im ersten Fall von Beständen des Nordischen Museums in Stockholm, im zweiten Fall von Beständen des Berliner Museums für Völkerkunde, das mit seinen etwa 15.000 Objekten der Abteilung Europa einen sehr beachtlichen Rang im Bereich der Vergleichssammlungen einnimmt.

Die beiden Damen Berg haben die vorzügliche schwedische Trachtenforschung um einen schönen, anschaulichen Band weitergefördert. Der Hauptteil des Buches behandelt die Trachten in den einzelnen schwedischen Land-



schaften, mit textlicher und bildlicher Vorführung der Bestände der einzelnen Ortschaften, von denen das Museum Trachten besitzt. Vorangestellt ist eine fünfteilige Einleitung, welche den Weg der Tracht vom Hauswerk bis zur Industrialisierung beschreibt, auf die funktionelle Bedeutung der Trachten in der agrarischen Gesellschaft hinweist, die Einflüsse von Staat und Kirche darzt, schließlich auch den gewissen Anteil der Aristokratie am Trachtentragen aufweist, und endlich das „zweite Dasein“ der Trachten in der Gegenwart schildert, einschließlich des Anteles der Maler (Anders Zorn, Ankarcrona) daran. Die landschaftliche Darstellung geht vom Süden (Schonen) nach dem Norden vor, bringt neben den an lebenden Menschen aufgenommenen Trachten auch historische Darstellungen. Ein Schlußabschnitt behandelt das Tragen der Trachten, die Trachtenschniderei und die Fürsorge für die Trachten in bäuerlichen Haushalten. Das Nordische Museum hat für alle diese Fragen in langen Jahrzehnten Material, nicht zuletzt Bildmaterial gespeichert, und seine Bibliothek enthält auch die viele Trachtenliteratur, von der eine ausführliche Bibliographie Zeugnis ablegt.

Das Buch von Heide Nixdorff geht von etwas anderen Voraussetzungen aus. Vor allem handelt es sich nicht um die Trachten ihrer Heimat, sondern eben um die im Berliner Völkerkundemuseum verwahrten Trachten aus Böhmen, Mähren und der Slowakei. Es ist erstaunlich und erfreulich, daß in Berlin so viele Stücke aus den verschiedensten Orten der heutigen Tschechoslowakei vorhanden sind: „Nunmehr stellt unsere Sammlung zu diesem Thema wohl die umfangreichste nach der des Wiener Volkskundemuseums außerhalb der Tschechoslowakei dar“ (S. 7). Leider ist die Sammlung unseres Museums nicht so gründlich aufgearbeitet, und auch nur in Teilen veröffentlicht, so daß es nicht leicht ist, richtig zu vergleichen. Aber dieses Buch, ein großer, wohl durchdachter Katalog, könnte jedenfalls ein Anreiz dafür sein, das in Wien vorhandene Material gelegentlich auch einmal in ähnlicher Form zu präsentieren.

Das Buch bringt zunächst eine kurze Einführung über die „charakteristischen Merkmale der tschechoslowakischen Trachten“, erarbeitet dann die Grundlagen für „Trachtenstoffe, Trachtenverarbeitung, Trachtenpflege“, mit besonderer Berücksichtigung der „Stoffbildungstechniken“ und „Stoffverzierungstechniken“, und bringt schließlich den eigentlichen Katalogteil. Dieser gliedert sich wieder in die umfangreichen Farbtafeln, in die Beschreibung der Trachten nach Regionen, welche eigentlich den Begleittext zu den Schwarz-Weiß-Abbildungen darstellt. Für „Böhmen“ werden fünf Sammelgebiete namhaft gemacht, für Mähren acht, für die Slowakei ebenfalls acht. Das alles ist so praktisch wie nur möglich angelegt, man kann sich bei jedem Stück sehr rasch und genau orientieren. Eine Spezialität stellen die sehr genauen textilkundlichen Angaben dar, die offenbar weitgehend auf die Vorarbeiten von Eva Küster (S. 8) zurückgehen. Die Verfasserin hat sich übrigens nicht auf die alten Sammlungsbestände beschränkt, sondern hat die tschechoslowakischen Trachtengebiete auch in der Gegenwart besucht, was nicht zuletzt durch zahlreiche Photos von Veranstaltungen in der Mährischen Slowakei usw. bezeugt erscheint.

Bei einer so gediegenen und reichen Dokumentation fällt es schwer, auf Einzelheiten einzugehen. Hier also nur einige knappe Hinweise und Anfragen. Frau Nixdorff betont das West-Ost-Gefälle, das Schwinden der „westlichen“ Trachtelemente „je weiter man nach Osten kommt“ (S. 10 f.). Aber das muß man doch etwas historisch deutlicher fassen: Böhmen und Mähren gehörten eben zum „Westen“ nämlich zu Österreich, und die Slowakei zum „Osten“, sie war doch das alte Oberungarn. Die Trachten stammen durchwegs aus Zeiten, in welchen diese historischen Zuordnungen Geltung hatten. Die Eigengesetzlichkeiten mancher Grenzlandschaften wie etwa der „Mährischen Slowakei“ müssen doch auch historisch gesehen, und in Verbindung mit den weitwandernden Hirtengruppen überdacht werden. Die alte Zeit hat die überscharfen Grenzen

der Gegenwart durchaus nicht gekannt, vor allem nicht im Rahmen der Donaumonarchie, wo auch noch für „Walachen“ in der „Mährischen Walachei“ Platz war, und umgekehrt selbstverständlich die vielen deutschen Einsiedlungen ihr besonderes Leben führten. Das führt übrigens gleich zur nächsten Frage: S. 12 wird eigens betont „Bis auf vereinzelte Ausnahmen hielt sich die slawische Landbevölkerung von Stilelementen deutscher Volkstrachten frei“. Kann man das angesichts der starren Hauben (Abb. 40 ff.) so sagen? Und was heißt hier „deutsche Einflüsse“: Sollte man sich nicht angesichts der vielen seidenen Schultertücher (Farbtafel I—II) und der gemusterten Seidenbänder (Farbtafel III—IV) nicht zunächst fragen, wieviele davon in den Seidenzeugwebereien in Wien-Schottenfeld entstanden sind? Die Fragen ließen sich an den verschiedensten Stellen wieder stellen, und manche andere wohl auch.

Aber schließlich sind derartige genaue Kataloge dazu da, das durch sie erschlossene Material weiter zu überdenken. Daher unser Dank für diese Arbeit.

Leopold Schmidt

**Kurt Pahlen**, Die schönsten Weihnachtslieder aus der ganzen Welt. 110 Lieder in Originalsprache und Übersetzung mit Begleitung von Gitarre, Akkordeon oder Klavier. 144 Seiten mit Noten. Zürich 1977, Schweizer Verlagshaus AG. DM 19,80.

Ein schönes Buch für den Praktiker, nicht etwa ein wissenschaftliches Werk. Der bekannte Musikfachmann Kurt Pahlen hat hier eine staatliche Anzahl von erprobten, musikalisch besonders anziehenden Weihnachtsliedern zusammengestellt, mit großer Gerechtigkeit, aber doch mit entsprechender Berücksichtigung des deutschsprachigen Weihnachtsliedes und seiner lateinischen Vorgänger. Man sucht kaum ein bekanntes Lied umsonst, findet dafür manches weniger bekannte einbezogen.

Für den eventuellen wissenschaftlichen Benützer ist anzumerken, daß die Herkunftsangaben bei jedem Lied leider sehr knapp gehalten sind, und nur in seltenen Fällen eine kurze Anmerkung wenigstens eine zusätzliche Erläuterung bringt. Freilich ist derartiges bei Notenausgaben eben wenig üblich, aber schließlich wüßte man doch gern, woher sagen wir die katalonischen oder die flämischen Lieder genommen sind, oder auch die schwedischen, die tschechischen — die Namhaftmachung der Sprachen bezeugt schon, daß es sich um ein vielseitiges Buch handelt, um eine Auswahl, die man an sich gern zur Kenntnis nimmt, und die sich sicherlich auch der Aufmerksamkeit der Volksliedpflege erfreuen wird.

Leopold Schmidt

**Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger Ges. m. b. H., Wien I  
Wien 1978**

# Das erste Grazer Kochbuch und die Entwicklung der österreichischen Küche

## Vorstellung des ersten gedruckten Grazer Kochbuches von 1686 und zusammenfassender Vergleich zu Kochbüchern von heute

Von Herta Neunteufl

Die Bedeutung von Kochbüchern zur Entschlüsselung vergangener Epochen wird in zunehmendem Maße anerkannt. Bis vor kurzem registrierte die Fachliteratur<sup>1)</sup> als erstes gedrucktes österreichisches Kochbuch das sogenannte *Granatapfelkochbuch* von 1697. Der „Freiwillig aufgesprungene Granatapfel des christlichen Samaritans . . .“ ist ein populärwissenschaftliches Sammelwerk von Arzneirezepten, das Eleonora Maria Rosalia, Fürstin von Eggenberg, geborene Fürstin von und zu Liechtenstein, „zusammengetragen“ hat und das erstmalig 1695 bei Voigt in Wien „in Druck fertiget“ wurde. Im Jahre 1697 wurde ihm eine Kochrezeptsammlung in der Form eines Kochbuches beigegeben. Sein anonym er Autor wird als „Hochadelige Persohn“ bezeichnet.

Die Verfasserin der vorliegenden Studie wies jedoch in *biblos, Das erste gedruckte Grazer Kochbuch*<sup>2)</sup>, sowie in ihrem Buch *Kochkunst im Barock*<sup>3)</sup> nach, daß ein in Graz 1686 — also dreizehn Jahre vorher — erschienen es, anonym es Kochbuch eine zum Teil wortwörtliche, ja kapitelweise übernommene Quelle für das Granatapfelkochbuch darstellt. Von diesem ersten gedruckten Grazer Kochbuch sind drei Auflagen (1686, 1688, 1696) bekannt. Die letzte Auflage, inhaltlich völlig gleich, besaß jedoch

---

1) Eufemia v. Kudriaffsky: Die historische Küche. Wien 1880. Hansen, Hans Jürgen: Kunstgeschichte des Backwerks. Hamburg 1968. Wiswe, Hans: Kulturgeschichte der Kochkunst, München 1970. Maier-Bruck, Franz: Das große Sacher-Kochbuch. München 1975.

2) Neunteufl, Herta: Das erste gedruckte Grazer Kochbuch (biblos, österr. Zeitschrift f. Buch- und Bibliothekswesen, Jg. 23, 1974, H. 3, S. 285 bis 297).

3) Neunteufl, Herta: Kochkunst im Barock, Aus der Welt der steir. Küche um 1686, Graz Leykam 1976.

einen erweiterten Titel: Ein nutzbares Koch- und Artzney-Buch / worinnen Von allerhand Confect / und anderen Speysen / wie auch von unterschiedlichen Artzney-Sachen wie solche zu machen / zum dritten mahl in Truck verfertigt. Gedruckt und verlegt zu Grätz / bey denen Widmanstetterischen Erben. Anno 1696.

Nach dem augenblicklichen Stand der Forschung weist sich dieses 1. Grazer Kochbuch auch als das 1. gedruckte österreichische aus und verdient daher besondere Beachtung.

Die historische Entwicklung der deutschen Kochbuchliteratur, die für das erste Grazer Kochbuch von kausaler Bedeutung ist, wurde in „biblos“ und „Kochkunst im Barock“ behandelt, sie sei an dieser Stelle nur zusammenfassend gestreift. Von Ausschlag war neben der mündlichen Überlieferung von Mutter auf Tochter, vom Koch auf den Berufsnachwuchs, das Wirken der Hausväterliteratur (für Österreich Hoberg<sup>4)</sup>), Kochbuchautoren, die zugleich Ärzte waren (wie Walter Ryff<sup>5)</sup>), und solche von internationaler Erfahrung (wie Marx Rumpolt<sup>6)</sup>). Durch die Heirats- und Machtpolitik der Habsburger sowie des hohen Adels kam es zum Austausch von Kocherfahrungen über den heimischen Bereich hinaus durch mitgebrachte Köche (Eleonora Maria Rosalia kam von der böhmischen Linie der Liechtensteiner). Der nachhaltende Einfluß italienischer Renaissancekultur war über das Kunstgeschehen hinaus auch in der Kochkunst signifikant. Der über Venedig gehende Gewürz- und Südfrüchtehandel fand im südlich gelegenen Graz eine günstige Zwischenstation, die billigeres Experimentieren erlaubte als anderswo. Als fortschrittlicher Unterschied zur Kochbuchliteratur der Renaissance (etwa Rumpolt) kann die bereits erfolgte Messung mit amtlichen Gewichten der Ingredienzien gelten.

Kochbücher stellten damals keinen Kochlehrgang dar, eher eine Erinnerungshilfe und Neuanregungen für den Ausübenden. Sie zeigen wie auch heute keinen getreuen Spiegel der Kochgewohnheiten, sondern sie wollen Ausgefallenes, Neues, auch Fremdes darbieten. Aus Nebenbemerkungen und Vergleichsbildern läßt sich jedoch ableiten, was damals tatsächlich gekocht und damit weit verbreitet war.

So finden sich im Grazer Kochbuch wiederholt Konsistenzvergleiche mit Koch, Kindskoch, Straubenteig und Mandelteig, die

---

<sup>4)</sup> Wolf Helmhart von Hohberg (1612—1688), Geographica Curiosa, Nürnberg 1682.

<sup>5)</sup> Walter Ryff, New Kochbuch / Für die Krancken, Frankfurt a. M., 1584.

<sup>6)</sup> Marx Rumpolt, Ein new Kochbuch, Frankfurt a. M., 1581.

als bekannt vorausgesetzt nicht beschrieben werden. Obwohl Kochanleitungen für Gemüse nicht gegeben werden, ist sein Vorhandensein im Speisezettel in vergleichenden Anweisungen: schneids wie Kraut . . . wie Ruben und aus Garnierungsanleitungen ablesbar.

Die ganzheitliche Lebenssicht von Antike, Mittelalter und früher Neuzeit faßte sowohl die Kochkunst wie die Arzneikunst als etwas Untrennbares, aufeinander Abgestimmtes, Verzahntes auf. Die beobachtende Empirik erschloß Kenntnisse und initiierte Gewohnheiten, die heute durch Wissenschaft und Forschung untermauert werden. So wird in diesem Kochbuch stets und dringend Reinlichkeit gefordert — eine vermutlich damals sehr notwendige Forderung —, werden Vitaminträger den Speisen zugesetzt sowie auch Kräuter und Gewürze, die arzneilichen Wert besitzen. Die derbe Barockküche wurde durch eine süß-säuerliche Geschmackskomponente und kräftige Würzungen verträglicher gemacht. Obwohl man nichts von Bakterien und Trichinen wußte, wurde das leicht verderbliche Schweinefleisch gemieden — es scheinen nur Rezepte für Geräuchertes auf — ebenso das Fleisch der schlammwühlenden Enten, deren Eier Paratyphusüberträger sein können. Auch die Milch, damals von Tuberkelbazillen bedroht, galt als „ungesund“<sup>7)</sup>. In diesem Kochbuch wurde jedoch eine Methode verbreitet, nach der die Milch am Rande des Herdfeuers nicht wallend längere Zeit, mindestens eine viertel Stunde in gleichmäßiger Temperatur gehalten wurde, was dem Vorgang des Pasteurisierens sehr nahe kommt und ausschließt, daß durch Kochen Vitamine zerstört werden.

Man kannte seit der Antike die Technik der **Konservierung** von **Fleisch**, **Fisch** sowie die **Käseerzeugung**. In diesem Kochbuch wird dieses in mündlicher Überlieferung weitergetragene Wissen in der modischen barocken Geschmacksnote gesondert dokumentiert. In der Hausväterliteratur<sup>8)</sup> fanden sich diese Anleitungen schon früher. Als wesentliches Merkmal der Barockküche kann die Vorliebe zum Experimentieren angesehen werden.

Das Mandelgebäck zeigt deutlich eine konstante Weiterentwicklung von Experimentierstufen unter Zugabe weiterer Ingredienzien. Die Barockkost zeigt jedoch noch keine optimale Ausnützung. Mürbteigkleingebäck im Sinne unserer Kekse ist ihr fremd.

---

7) „Ein Koch- und Artzney-Buch, Grätz 1686“, S. 129.

8) Wolf H. Hohberg a. a. O. — Johann Coler, *Oeconomia ruralis et domestica*, Mainz 1665.

### Experimentierstufen von Mandelgebäck

1. Mandeln + Zucker				getrocknet
2. Mandeln + Zucker + Wasser				Pasterial-Letzelt (6)
3. Mandeln + Zucker + Wasser + Citr. Schal.				geröstet/Geröste Mandel (9)
4. Mandeln + Zucker + Wasser + cand. Frücht. + Gewürze				gebacken/Hobelschaiten (4)
				getrocknet
				Magenstrützel (1)
5. Mandeln + Zucker — — + Citr. Oran. Sch. + Gewür. + Eiklar				geback.
6. Mandeln + Zucker + Wasser — — + Gewür. + Eiklar + Mehl				Stiffel' Letzelt (5)
7. Mandeln + Zucker — — — — + Gewür. + ganze Ei + Mehl				Mandel-Le. (3)
8. Mandeln + Zucker — — — — + Gewür. + ganze Ei + Dot. + Mehl				Muscacin (2)
9. Mandeln + Zucker — — — — + Citr. Sch. + Gewür. + ganze Ei + Dot. + Mehl				Zimmet. Br. (5)
				Baurn Krapfen (7)

## Experimentierstufen des Schmalzgebäcks

Neben der barocken Freude für Substantiöses dürfte die relativ rasche, einfache Garungsart, die das komplizierte, uneinsehbare Hantieren im schwerfälligen Backofen umging, zu ihrer Beliebtheit beigetragen haben.

Backteige:

1. Brandteig mit Wasser (Brand-Küchl), mit Milch (Spritz-Krapfen), mit Rahm (Rahm-Krapfen)
2. Straubenteig (Krauste Weichsel)
3. Weinteig (Zuckersträubel)
4. Mandelteig (Mandelkrapfen).

## Tortenrezepte

Die Tortenrezepte enthalten vorwiegend Mandeln, Butter (zerlaufen, zerstoßen, vermischt), Zucker, große Eiermengen, kein Mehl, Gewürze und Zitronen. Eine ähnliche Bereitung besitzt das Mandelkoch. Es ist daher anzunehmen, daß sich die Mandeltorten aus dem Mandelkoch ableiten. Der heute übliche Mandelmürbteig war nicht bekannt. Es könnte sein, daß die Mehlmenge bewußt geheimgehalten wurde, doch könnte es sich auch um Prestigerezepte handeln, die nur das Teuerste, nicht aber Mehl enthielten. Duftige Schneemandelmassen mit Dotterabtrieb kannte man nicht. Die barocken Mandeltorten stellen keine Augenweide dar, auch belasten sie den Magen stark, sie erweisen sich als Vorstufen der Linzer Torte. (Erstmalig erwähnt bei Conrad Hagger 1719 im Salzburger Kochbuch.)

Das Grazer Kochbuch zeichnet häufig das Bestreben ab, nur das Teuerste und Beste zu verwenden. So wird stets Zucker und nur einmal der damals viel billigere heimische Honig verwendet, immer nur Mandeln und nicht Haselnüsse und Nüsse und teure Fischarten.

Im gesamten weist das Grazer Kochbuch eine gute Auswahl wohlschmeckender Gerichte in leicht faßlicher Formulierung auf. Ihr Kommentar erfolgte in „Kochkunst im Barock“ und sei daher an dieser Stelle übergangen.

## Vorausgreifender Vergleich zu Kochbüchern von heute

Bei der Gegenüberstellung fällt auf, daß die Rezepte nicht durchnummeriert sind, eine Erleichterung, die bereits das Granatapfelkochbuch einige Jahre später aufzuweisen hat. Thematisch ist bemerkenswert, daß relativ wenig Rezepte für Fleischspeisen geboten werden. Noch auffälliger ist das Fehlen von Rezepten für die Zubereitung für



Schweinefrischfleisch. Auch liegen keine Anleitungen für die Zubereitung von Gemüsen, Salaten, Beilagen und Hausmannskost vor. Hingegen überrascht der breite Raum, der der Konfekterzeugung vorbehalten bleibt. Ungewöhnlich ist auch, daß mehr Fischgerichte als Fleischgerichte aufscheinen. Der Bereitung von Köchen und Milchspeisen ist jedoch eine breite Auswahl eingeräumt. Krebsgerichte, ein Schildkrötenrezept, jedoch keine Anleitung für Schneckenbereitung liegen vor. Der Bevorratung und Konservierung von Fleisch, Geflügel und Fisch sind Rezepte gewidmet, eines steht für die Käseherstellung bereit. Etliche Rezepte können wegen der Unvollständigkeit der Angaben nur von einer Fachkraft erfolgreich realisiert werden.

Der Vorzug kostspieliger eingeführter Waren im Gegensatz zu leichter verfügbaren heimischen Ingredienzien ist bemerkenswert. Gewürze werden im überreichen Maße verwendet. Der Stil der Rezepte ist unterschiedlich, die Sprache leicht dialektgefärbt.

### **Die Sonderstellung des ersten Rezeptes**

Nicht von ungefähr betitelt sich das erste Rezept „Magen-Strützl“: Dieses starkgewürzte Konfekt weist nämlich thematisch auf die allgegenwärtige Krankheitsangst der Zeit und das folgende Arzneibuch hin. Im steirischen Sprachgebrauch könnte „Magen“ — wie es auch an einer Stelle des Arzneibuches geschieht — „Mohn“ bedeuten. Hier ist dies jedoch nicht anzunehmen, denn ein Mohnstriezel ohne Mohn wäre wohl widersinnig. Wahrscheinlich diente dieser Magenstriezel, der, wie die Forschung nachweist, in Grazer Apotheken gehandelt wurde<sup>9)</sup>, als eine Art von Appetitanreger und Magentröster, ja wegen seiner Mandelbeimischung als nüchternhaltende Unterlage vor Trinkfreuden. An diesem Rezept ist die Feststellung der Forschung<sup>10)</sup> ablesbar, daß sich das Apothekerwesen ursprünglich aus dem Konditorgewerbe, richtiger Kanditenerzeuger und Lebzeltergewerbe entwickelte. In Zucker — ursprünglich Honig — eingekochte Gewürze, Früchte, Kräuter und Kanditen waren gleicherweise Apotheker- und Konditorware.

Der ganzheitlichen Sicht des Mittelalters und der frühen Neuzeit entsprach es, gewisse Speisen als Arzneien und umgekehrt einzusetzen. So findet sich gleicherweise im Kochbuch wie im angehängten Arzneibuch die Herstellung einer „Hetschebetschen-Salsen“ (Hagebuttenmarmelade). Auch gab es Pflastermassen, die wie Gemüse zubereitet, und Klystiere, die wie nahrhafte Getränke aus Milch, Eiern und Honig

---

<sup>9)</sup> Schnideritsch, Robert: Geschichte der Pharmazie in Steiermark, Graz 1927, S. 85.

<sup>10)</sup> Schelenz, Hermann: Geschichte der Pharmazie, Berlin 1904, S. 347.

zusammengemischt wurden. Hühnersuppen wurden als stärkende Arzneien für Wöchnerinnen verordnet, von kühlenden Obstsäften und stärkenden Breien ganz zu schweigen.

Selbst der Wortschatz verrät die ursprüngliche Abkunft der Apotheke vom Küchenherd. Das gleiche Wort „einnehmen“ gilt für Mahlzeiten wie Medikamente, der Terminus „Rezept“ bezieht sich sowohl auf Kochgut wie auf Arznei.

Von diesem ersten Rezept dürfte zusätzlich eine Art von Werbewirkung ausgegangen sein. Konnte doch seit Erscheinen dieses Buches ein bisher geheimgehaltenes Apothekerrezept wesentlich billiger in der häuslichen Küche realisiert werden. Der soziale Aspekt des „Koch- und Arznei-Buches“, das sich über die herrschende Schicht von Adel und Geistlichkeit hinaus an ein breiter werdendes bürgerliches Forum wandte, klingt immer wieder durch. Obwohl er im Titel nicht hervorgehoben wird, wie dies bei etlichen Kochbüchern dieser Epoche geschah<sup>11)</sup>, wenden sich doch etliche sehr sparsame, wenn nicht ärmliche Rezepte an den Leser.

Auch die Form des ersten Rezeptes ist bemerkenswert. Die Eingangspartikel „nimme“ weist auf die Tradition alter deutscher gedruckter Kochbücher hin.

Die unüberhörbare, singsangartige Reimfolge:

„1 Quintl Muscatblühe / 1 Quintl Nägelein /

dise Stuck müssen alle gleich vund gleich geschnitten seyn /”

aber dürfte wesentlich weiter zurückreichen. Sie mag als Überbleibsel eines längeren Reimrezeptes gewertet werden. Wie sämtliche Überlieferungen vor der Unterstützung durch Schrift und Druck in der leichter als Prosa einprägsamen Reimform weitergegeben wurden, so dürfte dies auch für Rezepte gegolten haben. Zumindest der Beginn eines Kochbuches war gelegentlich in Reimen verfaßt, wie etwa in dem Werk „Von allerley Kochen von Maister Hannsen des von Wirtenberg Koch . . .”<sup>12)</sup>. Daß eine lange, über Jahrhunderte reichende Reimüberlieferung in der Thematik des Kochens möglich ist, beweist der Vorreim zu diesem Kochbuch von 1460 „Wer ein gut Mus will haben . . .”, der heute noch als Kinderreim in Österreich allgemein bekannt ist.

Selbst dem kleinen sprachlichen Unterschied, daß im ersten Rezept die hochdeutsche Deminutivform „Nägelein“ angewendet wird und nicht, wie sonst üblich in diesem Kochbuch, „Nägl“ (Gewürznelken), kommt Bedeutung zu. Wahrscheinlich wurde dieses Rezept einer bereits gedruckten Quelle entnommen und nicht einer mundartlich gefärbten Handschrift.

---

<sup>11)</sup> Granatapfelkochbuch; Coler a. a. O.: Einleitung zum dritten Buch.

<sup>12)</sup> Handschrift 1460, Univ.-Bibl. Basel (Wiswe S. 27)

Schließlich ist dieses erste Rezept auch vom kulinarischen Standpunkt bedeutsam. Wie ein Leitmotiv in einer Ouvertüre verrät sich der im Kochbuch immer wieder angeschlagene Geschmacksakkord einer süß-säuerlichen, starkgewürzten Mischung. Diese Würzkomponente von Zitrone, Zucker, Zimt und Nelke, Ingwer oder Muskat begleitet in verschiedener Dosierung fast sämtliche Rezepte, gleichgültig, ob es sich um Mehl- oder Fleischspeisen handelt. Sie ist eine barocke Lieblingswürze. Der leichte Bittergeschmack wird durch Beigabe von Mandeln erreicht. Auch sie finden nicht nur in süßen Mehlspeisen und Gebäck Verwendung, sondern auch in Fleisch- und Fischgerichten sowie Suppen. Die Mandel ist das Lieblingsfüllsel der Barockkost.

## **Ingredienzien**

### **Z u c k e r**

Die Vorliebe für Zucker in diesem Buche ist keine süße Laune des Kochbuchautors, sondern eine zeitbedingte Gepflogenheit, die bereits in der Renaissance stark verbreitet war. Hieronymus Bosch sagt in seiner „Teutschen Speiskammer“<sup>13)</sup> 1550: „Heutzutag müssen alle Speiß, Trachten und Gedränk, in der Kuchen mit Zucker gesalzen und abbereit werden . . . und man kann kein Speis mit Zucker verderben.“ Auch das Kochbuch der Philippine Welserin gibt Zucker außer zu „Dortten, Kuchen, Basttetten, Stryble (Sträublein)“ usw. noch zu Fleisch, Geflügel und Fisch u. ä.<sup>14)</sup> Diese Zuckersucht der Zeit prangern die Behörden an, während Fischart über die „Zuckeristen und verzuckerten Honigmäuler“ wettet. Dem gegenüber gibt sich das frühbarocke Grazer Kochbuch ohnedies eher zurückhaltend: „soviel, daß süß wird“, „nach Gedunken“, „so viel Zucker, so süß ihrs haben wollt“ u. ä. Zucker wird durchaus nicht mehr allen Speisen beigegeben, wohl wird stets die Säure des Essigs durch Zuckerbeigabe oder Rosenessig gebrochen. Als weiterer Fortschritt zum Renaissancekochbuch werden bei Kleingebäck Gewichtsangaben für Zucker geboten.

Besonderer Wert wird auf die Qualität des Zuckers gelegt: „des allerschönsten Zuckers“ (30), „dreymahl gefäht“ (24), „frischen clarificirten Z.“ (19). Daß damals „Zuckerhuet“ (46) „zu kleinen Stücklein (ge)schlagen . . . im Mörser gestoßen . . . gefäht“ (gesiebt) wurde, läßt sich aus den verschiedenen Rezepturen eindeutig herausuchen. Diese Aufbereitung des Zuckers wird zudem durch einen Stich in Hohbergs „Georgica Curiosa“ 1682 trefflich illustriert.

---

<sup>13)</sup> Straßburg 1550. Kudriaffsky, 275 ff., zit. O. v. Lippmann, Geschichte des Zuckers, Berlin 1929, II., S. 456.

<sup>14)</sup> d. v. Lippmann, Gesch. d. Z., S. 457.

Doch was bedeutet „Cononey-Zucker“, der in unserem Kochbuch mit drei verschiedenen Schreibungen innerhalb dreier nachfolgender Seiten erwähnt wird? „Cononei-Zucker (18, 20), Cononey-Z. (20), weiß Cononi-Mehl (21) scheint eine Art von bereits handelfertigem Staubzucker gewesen zu sein. Er wird als „weiß“ und „schön“, einmal als „weichen Zucker“ (21), dann jedoch widersprechend als „deß härtesten und besten Cononey-Zucker“ beschrieben. Weder die Hausväterliteratur der beiläufigen Zeitgenossen Hohberg und Coler geben darüber Auskunft noch die entsprechende Renaissanceliteratur von Rumpolt, Tabernaemontanus und Carrichter, auch nicht die einschlägige gastronomische Literatur der Gegenwart<sup>15)</sup>.

Die Deutung liegt nahe, daß es sich über eine mundartlich gefärbte Verballhornung hinaus um einen Lesefehler des Druckers beim Entziffern der Handschrift handelte. Vom „schönem weißen Canari-Zucker“<sup>16)</sup>, vom „Colonien-Zucker“, der von den „Canarien-Inseln“ bzw. den Kolonien kam, dürfte der Widmanstetterische Drucker noch nichts gehört haben. Von „Canonen“ wohl schon, wo doch in Graz das prallstgefüllte Zeughaus stand — es steht heute noch — und der Türkenschlachtenlärm zu hören war.

Nun soll den Drucker keine pedantische Vorhaltung treffen, doch gerade dieses menschliche Versehen würde die Annahme bestätigen, daß das köstlichste Rezept dieses Buches, „Zucker-Pinat“, keiner bereits gedruckten Quelle entstammt. Wiederum ist eine Verballhornung zu beobachten von „Penid-Zucker, Saccharum penidium“, gedrehter Zucker. Tabernaemontanus<sup>17)</sup> beschreibt seine Herstellung nüchtern, wissenschaftlich, präzise. Wie lebendig und packend ist hingegen die Fachprosa dieses ersten Grazer Kochbuches!

Penid-Zucker war ein sehr beliebtes Konfekt, unausschöpflich in der Formgestaltung und damit Krönung aller spektakulären Schauessen. Albrecht Dürer erwähnte ihn in seinen Reisetagebüchern<sup>18)</sup>.

## Fleisch

„Nimme von einem Rind ein gutes Schwaiff-Stück“ (65).

Eine Vorliebe für Schweine besaß das damalige Graz in keiner Weise. Allerdings waren auch noch keine unterstützenden Voraus-

---

<sup>15)</sup> Euphemia v. Kudriaffsky, Die historische Küche. Wien 1880. Hans Wiswe, Kulturgeschichte der Kochkunst, München 1970. Hans Jürgen Hansen, Kunstgeschichte des Backwerks, Oldenburg 1968. O. v. Lippmann, Geschichte des Zuckers, 1929. Ann. Tizia Leitch, Das süße Wien, Wien 1964.

<sup>16)</sup> O. v. Lippmann, Gesch. d. Z., S. 470, 7.

<sup>17)</sup> Frankfurt 1588, I, 708 ff., Basel 1731, I, 577 ff.

<sup>18)</sup> Dürers Briefe und Tagebücher. ed. Thausing 80, 108, 111—113, 117 (Wien 1872).

setzungen gegeben, Schweine im großen zu mästen<sup>19)</sup>. Nun ließe sich das Fehlen diesbezüglicher Rezepte damit erklären, daß damals der Bauer und sein Geschmack nicht richtungsweisend für eine anspruchsvolle Oberschicht bzw. eine aufstiegsbestrebte Mittelschicht empfunden wurde. Doch dürfte die Abneigung vor Schweinen tiefer gelegen sein. Als fäulnis- und verderbenbringend, als gesundheitsschädlich mißtraute ihnen bereits die mittelalterliche Naturwissenschaftlerin Hildegard von Bingen<sup>20)</sup>. Im anschließenden „Arzneibuch“ wurde dieser Schweinefleischachtung auch in zwei Rezepten Ausdruck gegeben (S. 129, S. 131). Daß dieses Mißtrauen vor unreinen Tieren damals speziell in der Steiermark groß war, beweist Popelka<sup>21)</sup>, der berichtet, daß in diesen Jahren der Verkauf von Schweinefleisch während der Sommermonate wegen der Pestgefahr verboten war. Eine schaurige Bestätigung steirischer Eßgewohnheiten bringt Seebacher-Mesaritsch<sup>22)</sup> in Protokollen steirischer Hexenprozesse. „Heten miteinander Hiner, Und Rindtfleisch, wie auch Khraut gößen, doch Khein Wordt Von Zauberey geröth.“

Nur zur Räucherware aus Schweinefleisch hatte man Zutrauen. Unter die Ächtung der Schlammwühler fielen auch Enten und Gänse in diesem Kochbuch, während Äser wie Rind, Schafe, Wild und auch Landgeflügel sich in der Rezeptur hoher Wertschätzung erfreuten.

## G e m ü s e

„. . . zu dieser Speis gehört guter Kehl / weiß Kraut / Seller / Winter-Salat / Zwiffel und Knoblauch / Pastanati / weiße Ruben / Scher-Ruben / Kesten und Zissern . . .“

Mit dieser Aufzählung von Gemüsen im Gericht „Spanische Ohly“ dürften nebst Petersil und Erbsen die damals gebräuchlichsten Sorten eingeschlossen gewesen sein. Gemüserezepte an sich wurden im Kochbuch keine geboten, da „zu Mus Zerkochtes“ Gemüse dem

---

<sup>19)</sup> Siehe Anni G a m e r i t h, „Speise und Trank im Südoststeirischen Bauernland“, Diss., Graz 1961, S. 88. Kartoffel usw. Über Schweinemast in der Steiermark: Ausstellungskatalog „Der steirische Bauer“, S. 339, 341, Nr. 1290, Nr. 1291. „Das Bauerntum i. d. Stmk.“, s. Bd. 7 Hist. Verein Graz 1963, S. 87 (späte Forcierung der Schweinemast).

<sup>20)</sup> H. v. B., Verfasserin einer Heilkunde und Naturheilkunde (1098—1179) mißtraute dem Schweinefleisch, weil es von unreinen Tieren käme. Siehe Wiswe, S. 69.

<sup>21)</sup> Fritz P o p e l k a, „Die Lebensmittelpreise und Löhne in Graz vom 19. Jh.“, S. 190 (vgl. Anm. 26).

<sup>22)</sup> Alfred S e e b a c h e r - M e s a r i t s c h, Hexen-Report, Leykam, Graz, S. 92.

Alltagskochplan angehörte. Bereits Carrichter<sup>23)</sup> vermeldet in seiner „Speiskammer der Teutschen“ (178), daß arme Leut’ „froh werden, daß sie Schmalz, Speck oder Unschlitt zu ihrem G e m ü s und tägliche Kost bekommen. Viel des gemeinen Volkes müssen an ungeschmalzenen R ü b e n und K r a u t sich sättigen lassen“. Obwohl Bohnen im anschließenden Artzney-Buch Verwendung finden, werden sie in diesem Kochbuch nicht eingesetzt. Ungefähr gleichzeitig stellte Hohberg<sup>24)</sup> seltene Gemüsesorten wie Spargel, Kohlrüben, Karfiol, Sprossenkohl, Gurken, Kürbisse, Tomaten<sup>25)</sup> mit ihren Aufzuchtanleitungen vor. Davon ist im Grätzer Kochbuch von 1686 nicht einmal nebenbei oder in Andeutungen etwas zu merken. Doch bereits in der „Granatapfel“-Auflage von 1699 scheinen Spargel und Fisolen auf. Hiemit weist sich dieses Kochbuch wiederum als Vertreter älterer deutscher Kochgewohnheiten aus.

### F i s c h e

erfreuten sich im Barock großer Wertschätzung, wie man an der großen Anzahl der Fischrezepte ablesen kann. Popelka berichtet<sup>26)</sup>, daß schon damals die große Nachfrage nicht erfüllt werden konnte und besonders Hechte aus Ungarn, Böhmen und Kärnten bezogen wurden. Namentlich in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts beherrschten die ungarischen Fische, vorwiegend eingesalzen, den Markt. Sälblinge wie Forellen wurden aus der Obersteiermark kommend, lebend in Bottichen feilgeboten. Die „Plateysen“ kamen über Prag, Freistadt, Linz, Wien auf den Grazer Ägidy-Markt. Daß der Biber damals in der Steiermark noch nicht ausgestorben war, deutet das Rezept „Ein Biber-Schweiff zu kochen“ an.

### F e t t

Dieses wurde in reichlichem Maße verwendet. Es schien als Sättigungsfaktor und Energiequelle sehr beliebt gewesen zu sein. Darüber hinaus mochte die relativ bequeme Art der Garung, Backgut

---

<sup>23)</sup> Bartholomaeus Carrichter, Kräuterbüchlein, darinnen die zu täglichem Brauch dienende, in Teutschland wachsende Kräuter nach der Eigenschaft des himmlischen Zodiaci oder Tierkreises beschrieben... beigelegt „Speiskammer der Teutschen“, a. O. 1670.

<sup>24)</sup> Wolfgang Helmhart Freiherr v. Hohberg. Niederösterreich. 1612—1688 Nürnberg. Geographica Curiosa. Aufl. 1682, 1687, 1695, 1701, 1715, 1749.

<sup>25)</sup> Coler, Buch VI, S. 159, beschreibt Aufzucht der „Paradeisäpfel“, Rembertus Dodonaeus, Cruydt-Boeck, Leyden 1608 f. beschreibt „Gulden Appel“.

<sup>26)</sup> Fritz Popelka, „Die Lebensmittelpreise und Löhne in Graz vom 16. Jahrhundert bis zum 18. Jahrhundert“, in: Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte XXIII, Bd. H. 2, Stuttgart 1930.

aus heißem Fett herauszubacken (10. Rez.), zur Beliebtheit beigetragen zu haben. Am häufigsten wird „Schmalz“ verwendet. Aus einer Formulierung auf S. 77 ist zu entnehmen, daß man darunter Butterschmalz verstand.

Dies würde auch damit übereinstimmen, daß die Steiermark seit je als Land mit bedeutender Rinderzucht galt und heute noch im ländlichen Bereich der Obersteiermark unter Schmalz Butterschmalz verstanden wird. Daß bei der Fleisch- und Pastetenbereitung Tierfette<sup>27)</sup> eingesetzt wurden, zeugt von geringeren Qualitätsansprüchen der Barockkost. Speck (von Schweinen) wurde ungesalzen, gesalzen, gewürzt, geräuchert und „gedörft“ (luftgeselcht), wie auch heute noch, verwendet. Öl wurde nur bei zwei Rezepten für Edelfische und einer Vorratsanleitung erwähnt. Dabei dürfte es sich um Olivenöl gehandelt haben — im anschließenden Arzneibuch wurde dieses als „Baumöl“ bezeichnet — und nicht um Leinöl<sup>28)</sup>, der ältesten in der Steiermark verwendeten Öllart.

## N ä h r m i t t e l

„Krafftmehl auff ein Papier strähen . . .“ (24)

An Nahrungsmitteln wurde hauptsächlich Mehl gebraucht, und zwar unter den verschiedensten Bezeichnungen: Während bei Suppen das Mehl keine Spezialbezeichnung führte, wurde bei Mehlspeisen „schönes Mehl“, „Mund-Mehl“, „Krafft-Mehl“, „gestoßene Stärck“, „Semmelmehl“, „Umberthumb“ (Paniermehl) und „Bachmel“ (schwarzes Mehl) verlangt. Selbst Halbfertiges wurde in die Rezeptur einbezogen wie „schön weißen Semmel-Taig“, „Rocken-Taig“, „Taigblätl“ und „Französisches Taigblätl“.

Brot und Semmeln<sup>29)</sup> setzte man in jeder Form und Qualität fast allen Speisen zu.

Grieß scheint nicht in der Rezeptur auf, doch bestätigen Vergleichsbilder (Grießkoch) seine selbstverständliche Verwendung. Ebenso läßt die Erwähnung der „Schmaltzknödel“<sup>30)</sup> (76) auf Alltagsbekanntschaft mit diesem Hausgericht schließen. Reis wird in diesem Kochbuch nur in Süßspeisen gebraucht und nicht als Beilage und

---

<sup>27)</sup> Tierfette: „Kälberne Faisten, Rinderne F., Capaun F., Schaff F., Niernfaisten, March, geselcht Bauchfleisch“.

<sup>28)</sup> Leinöl siehe Ausstellungskat. „Der steirische Bauer“, Beitrag Anni G a m e r i t h, S. 346, Nr. 1323.

<sup>29)</sup> „Semmel-Schmollen, geribene Semmel, Semmelbröckel, Semmel-Schnitten, Rockes Brod, Rockenes Brod, Haußbrod, steinhartes Brod, Weizene Kleyen, gebäte Schnitten“ u. ä.

<sup>30)</sup> Knödel bereits bei R u m p o l t XXXIII.

Füllsel, wie schon bei Rumpolt<sup>31)</sup>. Auch Nudel<sup>32)</sup> und Strudel<sup>33)</sup> scheinen nicht auf, was die schon öfters betonte Linie dieses Kochbuches, nur Anspruchvolles und nicht Alltägliches zu bieten, bestätigt. Kartoffel<sup>34)</sup> und Mais waren damals nur als botanische Raritäten und nicht als Volksnahrungsmittel bekannt.

## Eier

An Eiern wird nicht gespart, denn sie werden über den Geschmacks- und Sättigungswert hinaus auch noch als Treibmittel eingesetzt! Unter „Vöglen“ und ein andermal „Vöglein“ dürfte man wohl die Dotter verstanden haben. Üblich wurden sie als „Totter“ bezeichnet. Zu Schaum geschlagenes Eiweiß wird seltener verwendet. Den Geheimnissen der Duftigkeit von Mandeltorten, Aufläufen, Rührteigen und Soufflés war man noch nicht auf die Spur gekommen, wie auch der Terminus „Schnee“ nur einmal aufscheint. Eierspeisen wurden keine serviert. Da sie bereits bei Rumpolt geboten werden und insbesondere in der bürgerlichen Biedermeierküche von Bedeutung sind, hatten sie gewiß auch in der Barockzeit ihren selbstverständlichen Platz in der Hausmannskost. In der Mehlspeisbereitung kommen auf 1 Pfund Mehl durchschnittlich 6 Eier.

## Gewürze (65)

Die Gewürzquantitäten historischer Kochbücher erscheinen beträchtlich. Doch die letzte Entscheidung verblieb beim Koch und seinem Herren: „... die rechte Räß“ (Würzgeruch), „Zimmet / der muß zimblich vil sein“, „Muskatnuß so vil man will“. Die sündteuren Gewürze dürften wohl über ihren Geschmackswert hinaus auch dem Ansehen gedient haben. Wer sie sich leisten konnte, wollte davon merken und auch bemerkt werden. Wie das anschließende „Arznei-Buch“ beweist, hielt man Gewürze für wirksame Heilmittel, ganz besonders in Pestzeiten<sup>35)</sup>. Auch über ihre konservierenden Eigen-

---

<sup>31)</sup> Reis bei Rumpolt auch als Zuspeise in Rindfleischbrühe gekocht, CLII, 167, 168.

<sup>32)</sup> Nudeln bei Rumpolt CLII, 156.

<sup>33)</sup> Strudel im Granatapfel, 1699, S. 28, Nr. 150.

<sup>34)</sup> Kartoffel „Papa Amerikanum“ aus „Historia Planetarum universalis“ v. Johannes Bauhinus, Leyden 1650 f.

<sup>35)</sup> Beispielsweise S. 209: „Safferan“; Granatapfel 1696, S. 23/45: Nägel, Imber, langen Pfeffer, Fenichl, Muscatnuß, Zimet“, S. 46/6: „Lorbeer, Cubeben (langer Pfeffer), Zimetrinde, Muscatblüte“, S. 112/11: Ambra, Bisam. Zusammenhang zwischen Rückgang der Pest und Gewürzhandel vgl. Wiswe S. 66. Ausländische Gewürze wurden pauschal als Pfeffer bezeichnet, daher „Pfeffersäcke“ abschätzig für reiche Gewürzhändler.



schaften wußte man Bescheid. Zusätzlich hatten sie den Lagerungsgeschmack zu überdecken.

Über alles liebte diese Zeit den Duft von Zimt, Nelken und Muskat<sup>36)</sup>, den süß-säuerlichen Geschmacksakkord und die süße Bitternis der Mandel. Diese Duftnote beherrschte nicht nur Mehlspeisen, sondern auch Fleischspeisen. Zusätzlich wurde bei diesen noch mit Salz, Pfeffer, Ingwer, Safran<sup>37)</sup> abgestimmt. An mediterranen Würzen<sup>38)</sup> verwendete dieses Kochbuch Lorbeerblätter, „Rosmarin“, „Capra“ (Kapern), „Pfefferkräutl oder Hertenfreund“ (Basilikum), an heimischen Würzen<sup>39)</sup> „Zwiffel“, „Petersil“, „Salbeiblätter“ (Salbei), „Mayran“, „Krien“ (Kren, Meerrettich); an Wildwürzen<sup>40)</sup> „Kronaweden“ (Wacholderbeeren) „Kim“ (Kümmel), „Schnittlich“, „Kundel-Kraut“ (wilder Thymian). „Knoblauch“<sup>41)</sup> wird nur ein einziges Mal, bei einem spanischen Rezept eingesetzt. Rosenwasser und Rosenessig, Apfelbeigaben verleihen eine liebliche Note, zusätzliche Zuckerprisen brechen die Säure von Essig, Zitronen und unreifen Früchten.

In der Anwendung der Gewürze spannt sich ein kultureller Bogen zwischen Orient und Okzident, zwischen Antike und Neuzeit. Gewürze gemahnen an den Einfluß der Kreuzzüge und lassen das Erbe aus der Antike nicht vergessen. Diese Verspannungen steigern sich im Gewürzhandel der Renaissance, der so reich und mächtig machte, daß Kaiser in die Abhängigkeit<sup>42)</sup> der „Pfeffersäcke“ gerieten.

Die Würzeinheiten sind nicht starr, doch am häufigsten präsentieren sie sich bei Leckereien im Verhältnis: 1 Pfund Zucker, 1 Pfund Mehl zu 2 Loth Zimt, 1 Loth Muskatnuß. Wie im Kapitel Gewichte<sup>43)</sup> angedeutet wird, dürfte die nach dem Kochbuch anzunehmende, uns

---

<sup>36)</sup> *Nuces moschatae*, seit der Antike genütztes, zur Zeit des Kochbuches sehr kostbares tropisches Gewürz. Vgl. Warburg, Die Mußkatnuß, ihre Geschichte, Botanik, Kultur. Leipzig, 1897.

<sup>37)</sup> Narben von *Crocus sativus*, seit der Antike als Gewürz-, Arznei- und Färbemittel verwendet. Vgl. Kronfeld, Geschichte des Safrans. Wien, 1892.

<sup>38)</sup> Im mediterranen Raum seit der Antike genutzte, wildwachsende Gewürzpflanzen.

<sup>39)</sup> Seit dem Mittelalter in heimischen Gärten gezogene würzige Pflanzen.

<sup>40)</sup> Im heimischen Raum ohne Kulturanleitung wachsende Würze spendende Pflanzen.

<sup>41)</sup> *Allium sativum*, wegen des intensiven Geruches des Knoblauchs unterschiedliche Wertschätzung bei einzelnen Völkern, bei Nord- und Niederdeutschen unbeliebt. Vgl. Wiswe S. 115.

<sup>42)</sup> Kaiser Maximilian I. war den Fuggern mit 70.000 Goldgulden und 170.000 Dukaten in Wechselln verschuldet. Die Fugger unterstützten auch Karl V. bei seiner Wahl und später mit bedeutenden Summen. Vgl. Stauber, Das Haus Fugger, Augsburg 1900.

<sup>43)</sup> Neunteufl, Kochkunst im Barock, S. 83 ff.

unerträglich scheinende, intensive Würzung gar nicht stattgefunden haben. Dabei fände auch die Redewendung „ins rechte Loth zu setzen“ eine Erklärung.

Der Einfluß Amerikas ist an der barocken Duftnote noch nicht erkennbar. Vanille, Rum, Schokolade<sup>44)</sup>, Tee und Kaffee, die die spätere österreichische Küche mit ihren Düften umschmeichelten, waren diesem Kochbuch unbekannt.

## S a l z

Während man ansonsten kräftige Würzungen liebte, hatte man vor dem Versalzen wie schon Rumpolt, einen Heidenrespekt. „Wohlgesalzten“ (64) bieten sich die Speisen an, doch über die Quantitäten wird weder gewichts- noch augenmäßig etwas ausgesagt. Das dafür heute übliche Wort, die berühmte „Prise“ scheint noch nie auf. Auch konnte kein System der Salzbeigaben festgestellt werden, da etliche Fleischspeisen, sowie Germ- und Brandteige kein Salz aufweisen, die es doch bitter nötig haben. Wahrscheinlich wurde Salz als etwas so Selbstverständliches empfunden, daß es keiner Erwähnung wert schien. In der Steiermark, wo es seit der Hallstattkultur im eigenen Lande gewonnen werden konnte, mochte es keine auffällige Bedeutung gehabt haben. Auch dürften indirekte Salzgaben durch aufgegossene Suppe und gesalzene Butter oder Speck verwendet worden sein. Einmal wurde ausdrücklich „ungesalzene“ Butter erwähnt.

## O b s t

„Man soll die allerschönsten Kitten nehmen, so nicht roth und mailig sind“ (29).

Obst wurde wesentlich öfter als Gemüse eingesetzt. Bei der Auswahl zeichnet sich wiederum die Vorliebe für die süßsauerliche Geschmackskomponente ab. Während Kirschen gar nie genannt werden, finden Weichseln in allen nur möglichen Bereitungsformen Verwendung. Desgleichen bevorzugte man unreife Orangen und Zitronen vor reifen Früchten. Den „schmächeren“ (geschmackvolleren) Quitten scheint die verfassende Person besonders zugetan gewesen zu sein. Doch hatte die Vorliebe für Quitten eine speziell österreichische Hoftradition. Kaiser Maximilian führte in seinem 5. Gedenkbuch (1509 bis 1513) unter anderen für Lieferungen von Wien an den Hof an. „Küten Latwerg, eingemacht Küten“<sup>45)</sup>. Birnen und „Zwespen“ (Zwetschken)

---

<sup>44)</sup> Mischung aus Kakaobohnenmasse und Zucker. Den Gebrauch fanden die Spanier bei den Mexikanern. Vgl. Soldan, Die Schokoladefabrikation, Wien, 2. Aufl., 1907.

<sup>45)</sup> Kaiser Maximilian's Hand- und Gebrauchsbücher als Geschichtsquellen, Dissertation v. Elisabeth Hirtl, 1971, Univ.-Bibl. Graz.

werden je einmal verwendet, auch Marillen und Himbeeren. Während im angehängten Arzneibuch Pfirsichkerne und -blätter eingesetzt werden, scheint Pfirsich als Obst nicht auf. Die heute nicht mehr verwendete Pikantierung durch eingesalzene Zitronen kommt jedoch vor.

Die säuerlichen „Ribesbeerl“, „Agraß“ (Stachelbeeren), „Wein-schärling“ (Berberitzen), „unzeitige Weinbeer“ unterstreichen die damalige Vorliebe für Sauerliches, das in der oft übersüßten, fetthaltigen Barockkost einen gesunden Ausgleich schuf.

### Treibmittel<sup>46)</sup>

Außer „Gärben, Biergärben“ (Germ, Hefe) wurden keine Treibmittel eingesetzt. Diese kam damals nicht wie heute gepreßt sondern flüssig in den Handel als Nebenprodukt der Biererzeugung. Obwohl im anschließenden „Arznei-Buch“ Hirschhornsalz aufscheint, wurde es dem Backwerk, beispielsweise dem einzigen Honig- und Gewürzgebäck nicht beigegeben.

### Geliermittel

Tragant wurde für Zuckerglasuren über „Kräuter- und Blümelwerck“ verwendet. Gummi Tragacantha, aus dem Stamme mehrerer Arten von Astragalus ausschwitzendes Gummi, war bereits im Altertum bekannt, ebenso den späten Griechen und den Arabern des frühen Mittelalters. In Deutschland wurde er seit dem 12. Jahrhundert zu Arzneiformen benutzt. „Hausenblater“ (Hausenblase) wird im Rezept „Rummel-Sultz“ (Hecht in Aspik) gewaschen, kleingeschnitten, in Wein geweicht und gekocht. Die Blase des Hausen (Acipenser Huso), ahd. huso, mhd. huse, Störart, liefert die feinsten, aber kostspieligsten Gelees.

## Sprach- und kulturhistorische Entwicklung von Ingredienzien und Speisenamen

### A

**Anneiß (49):** Anis, m. griech. anison, lat. anisum, frz. anis, mhd. anis, enis n., Schriftform über Luther. K. G. 23.

**Agriß (59), Agraß (79), Agraßbeerl (100):** Stachelbeeren, **unzeitige Weinbeeren (100)**, f., ribes grossularia, gedieh im germ. Wohngebiet als wildwachsender Busch, in Pflege genommen wurde sie von den

---

<sup>46)</sup> Beim Backen Stoffe, die man einem Teig beimengt, um ihm die gewünschte Lockerkeit zu geben, z. B. Sauerteig, Hefe, Hirschhornsalz, Natron, Backpulver (Natriumbikarbonat).

Mönchen (Klosterbeere). Kräuselbeere Quellwort f. mlat. *grossularia*, frz. *groseille*, *groschlen* in Lothringen, *Kruselbeere*, *grusele* im Elsaß, *chruselen* in der Schweiz. In Österr. *Agres*, *Agrasl* zu mlat. *agresta*, mhd. *agraz* ‚Obstbrühe‘, ‚Brühe aus unreifen Weinbeeren‘. K. G. 735, Smola 61, Rumpolt: *Grosselbeersaft*, *Agrastbeer*, H. W. 183, Kranz-mayer 113 f., Bertsch 150.

**Arbes (100):** Erbse, f., *pisum sativum*, ahd. *araweiz*, mhd. *arweiz*, a. sächs. *er(iw)it*, urverwandt mit lat. *ervum* (Hülsenfrucht), bair. österr. *arbes*, ist den Südgermanen in vorgeschichtlicher Zeit vom Süden her bekannt geworden. K. G. 170. Rumpolt: *Erbsbrüh*, *Hornung* 22b4, H. W. 190.

**Allebatritten** siehe Ohly, *Ollea*.

## B u. P

**Pastanati (65):** *Pastinak*, f., *Pastinaca sativa*, zur Römerzeit aus den Mittelmeerländern eingeführt. Karl der Große *Capitula re* empfiehlt *pastinacas* zum Anbau. K. G. 534.

**Pasterial-Letzelt (6):** m., Marzipanartige Leckerei, Gran.-Apf. 1741 *Pastorial-Letzelt*. Vielleicht Konfekt aus Pastorenhaushalt, Lübek war Zentrum der Marzipanerzeugung, od. vielleicht Zusammenhang mit mlat. *pasta* ‚Teig‘, weil Mandeln und Zucker dabei zu teigartiger Paste zerstoßen wurde. Neunteufl, K. G. 0, Hepp-Wiswe 0, U. K. 0, Rump. 0.

**Basteten (2), Pasteten (91), Pastetel (92):** *Pastete* f., zu griech. *passein* ‚streuen‘, spätlat. *pasta* ‚Teig‘ *pastata*, in Teig gehüllte Fleischspeise, spätmhd. *pasted-ete*. KM, K. G. 534, H. W. 192 f.

**Bätzl (2), Pätzl (6):** Kleingebäck, Demin. von *batzen*, vb. ‚klebrig sein‘ aus älter + *backezen* zusammengezogen, dazu frühhd. *Batzen* m. ‚Klumpen‘, dickes Stück, seit 1495 Münze in Salzburg. K. G. 56, *Hornung* 36b6.

**Perchtrumb (54):** *Bertram* m. Pflanze *anacyclus* off. Name wird über griech. *Pyrethron*, lat. *pyrethrum* entlehnt und an den altd. Männernamen *Bertram* angeglichen, ahd., mhd. *berhtram*, frühhd. *berchtram*. K. G. 68.

**Pfefferl (90):** Pfefferbrühe, Sauce, n. Demin. (Sprichwt. *H a s e* im *P f e f f e r*). Hepp-Wiswe 194 f., KM: *Pfefferlein*, K. G. 0.

**Binädl (81):** *Panade* n. Demin. frz., it. *panada* zu lat. *panis* ‚Brot‘ (Weißbrotbrei). D. Rump: *Panada*, Hepp-W. 0, K. G. 0, U. K.: *Banadel*, *Banatel* ‚verkochte Semmelsuppe‘ 47.

**Pißcotten (8):** *Biskotte* f. aus lat. *biscotum* ‚zweimal gebackenes Brot‘, mhd. *pisicot* beim *T a n n h ä u s e r* 1260. K. G. 79.

**Pistatzi (7, 76) Pistatzen (73):** Pistazie f., aus pers. pistah ‚Frucht der Pistazie‘ im 16. Jh. zu uns gelangt. K. G. 552.

**Plateisen (114):** Schollenart, Pleuronectus platessa f. Ausonius (4. Jh.) nennt sie platessa. K. G. 554, Rump: Plateissen oder Halbfisch, Abdg.

**Plätl (Krebsen)blat (77), Blat (31), Blat (53, 97), Blätl (92), Dorten-Blätl (93), Taigblätl (94):** Kleines Teigblatt aus Mürbteig od. Pasteteiteig n., Demin. Platte aus Vulgärlat. plattus, platta, späthd. platta, blatta, mhd. platte, blatte. K. G. 554.

**Pomerantschen (9):** Früchte des Orangenbaumes, lat. pomum aurantium f. im 15. Jh. entlehnt aus lat. pomerancia. Hepp-W. 193, K. G.

**Pretzl (24):** Gebäck in Gestalt verschlungener Arme, Brezel f., zu lat. brachium ‚Arm‘ Klosterlat. + brachitum, Gebäck, Demin. brachiatellum, ahd. brezitella, bricella, mhd. breze(l) ab 1411. K. G. 99, H. W. 197.

**Pugatschen (49):** Gebäck, slaw. pogača, Kuchen, Fladen, Weißgebäck.

**Bügl hinderes (61):** Fleisch vom Schenkel kleiner Tiere m., U. K.: 1) was hochd.; 2) Bug- oder Schenkelstück von Geflügel; 3) Metzgersprache vorderes Viertel des Ochsen, 127, K. G.: zu biegen; Bug, ahd. buog, mhd. bucc, oberes Gelenk an Arm u. Bein, vorderer Oberschenkel bei Tieren, 1945/84, 1963/109.

## C

**Capra (105):** in Essig eingemachte Blüte des Kapernstrauches, caparis spinosa, Kaper f., gelangte über griech. u. lat. caparis vor Ende des 15. Jh. zu uns. K. G. 348, Rumpolt: Capern.

**Carbanada (61):** Rippenstück, Karbonade f. lat., it. carbonata ‚auf Kohlen geröstetes Fleisch‘ zu lat. carbo ‚Kohle‘, frz. carbonade. K. G. 351, Rump. Karwenada.

**Citronen (1), Citeroni (31), Zitronen (5):** Die Frucht heißt nach ihrem Duft gr. ‚Zedernapfel‘, lat. citrus gilt als Entstellung aus cedrus ‚Zeder‘, dazu ital. citrone, gleichbedeutend mit Limone. K. G. 889, Zedler Bd. XVII, S. 12, Limonenapfel, Limonium malum, runder als Zitrone u. dünnere Schale.

**Lemoni (15):** s. o.

**Confect (16), Convect (7):** Bereitetes aus Zuckerwerk mlat. K. G. 0, Hepp-W. S. 144, Rump.: Confect, Confect.

**Cononei = Zucker (18), Cononey = Z. (20), Cononi = Mehl (21):** nirgends Erklärung gefunden. Im Kb. beschrieben: clarificirter

Z. deß härtesten und besten, schön C. Z., weiß C. M. oder sonst weichen Zucker. Vielleicht Lesefehler beim Druck der Handschrift aus Canari-Zucker, Lippmann erwähnt S. 452: „Canarien-Zucker“ (von den Kanarischen Inseln) u. „Colonien-Zucker aus den Westindischen Kolonien. Auch mögl. Vergleichsbild mit Staubsand, der zwischen die in Körben aufbewahrten Kanonenkugeln gestreut wurde. (Neunteufl)

## D

**Dorten (52 ff.):** Torte, f. zu lat. tortus, Part. von torquere ‚drehen‘ gehört, mlat. torta, ‚gewundenes Gebäck‘, auf deutschem Boden seit 1418. K. G. 785.

**Eiterl, Krebseneiterl (77):** Küchensprache ‚von lebendigen Krebsen das gelbe Eingeweide‘, das Gelb von Krebsen (93), wahrscheinlich bildhaft Ei und Euter. Mischung von rohem Ei heißt auch in späteren österr. Kochbüchern Eiterl (Neunteufl). K. G. 0, H. W. 0, U. K. 0.

## F

**Faisch (58):** Blut verendeten Wildes U. K. 218, Schmeller I 773 f.

**Faisten (63):** organisches Fett, f. zu ahd. feizzit, anord. feitr, mhd. feiz(e)t, feist. L u t h e r : fett und feist. K. G. 190.

**Ferchen (110):** Forellen, f. (Trutta fario L), Reisinger S. 13 (169), Nr. 8, zu ahd. forhana, asächs. furnia, mhd. forh(e), foren mit obd. Demin. -le, aus forele wurde Forelle, ohne l-Suffix bleiben bair. österr. förchen. K. G. 212.

**Feurwitzl (36):** Bezeichnung für kleine Mehlspeise, Demin. n. K. G. 0, H. W. 0, E. 0, U. K. erwähnt Wutzelnudeln (39), Schmeller 1064 u. a. Bed. kleine Lebzelten bei H a n s S a c h s 1612.

**Fudermäßl (19):** altes Hohlmaß nach Auböck S. 216: 0,96073 Liter.

## G

**Gauffel (28), Gauffen (27), Gaufe:** hohle Hand f., zu anord. gaupn, gapa ‚offenstehend‘, ags. geap, ahd. goufana, mhd. goufen. K. G. Gran.-Apf. 1741: Gauffel = beide Hände voll.

**Gefehrter Rübl (36):** Aussehensvergleich für eine Mehlspeise. Gran.-Apf. 1741 erklärt im Register über die unbekanntenen österreichischen Wörter: Gfätta-Rübl = kleine Rüben von scharfem Geschmack, der Name kommt vom Ort Fatta bei Regensburg. Neunteufl vermutet, daß dies eine unrichtige volksetymologische Erklärung ist. Sie hält Lesefehler der Handschrift bei der Drucklegung für wahrscheinlicher:

f für langes s, e für c, womit sich gescherte Rübl, Scherrübl = auf dem Hobel geschabte Rübel ergeben. Schmeller II, 453, Scherrübel.

**Gerb (55):** f. Fleisch des Ochsen vom Hals bis unter die Schulter, Metzgersprache Gärbe, Gärb, U. K. 267, in OÖ heute noch Metzgersprache Garb. N.

**Gerben (49), Biergärben (46):** f., Hefe. K. G. 0, H.-W. 0, U. K. S. 283 keine Ableitung, E. 0, Kretschmer 106, Neunteufl vermutet Zusammenhang mit vb. gerben, ahd. garawen, ags. gearwian ‚bereiten machen‘. Das Leder wird beim Gerben geknetet, vielleicht analog zum Bereitmachen des Teiges.

**Geschärb, Gescharb (71):** Zerschnittenes, n. z. B. Mandelgeschärb zu ahd. scarbon, verwandt mhd. scherbe. K. G. 643.

**Golatschen (46), Gollatschen (48):** runde Kuchen, m., aus slaw. kolač, gebildet von kolo ‚Rad‘, rundes Brot u. ä. Eichler 66, tschech., poln., slov., kroat. kolač.

## H

**Hammen (64):** Hinterschenkel, Schinken, m. K. G. 0, U. K. 325, mhd. hamme, Lexer 80.

**Häpel (14), Häuptl (90, 111)** Häuptel (Zwiebel) m., n., zu ahd. houbit, mhd. houbet, houbt, in allen Mundarten außer Siebenbürgen (heft) durch Kopf verdrängt, nur in Kohl-, Kraut-, Salat- u. ä erhalten. K. G. 293, Kretschmer 1969/305.

**Hausen (115):** Fisch Acipenser huso, Hausen, Huchen m., Störart, die unseren Vorfahren an der Donau bekannt wurde, zu ahd. huso, mhd. huse(n). K. G. 294, Reisinger 13 (169), Nr. 6.

**Hausenblater (13):** Hausenblase, f., feinste Art Gelatine zu bereiten, erw. im Kochbuch Küchenmeisterei.

**Hobelschaiten (4):** Mandelgebäck. U. K., Rumpolt: Hobelschnitten, K. G. 0.

**Holippen (24):** Hohlhippen, gebogenes Gebäck, f., U. K. 639, zu mhd. heppe, haepe, hape, Sichelmesser, L u t h e r, K. G. 309, Rumpolt Hohlhippen.

**Hetschetschen (33):** bair. österr. für Hagebutte, f., Hohberg: Hiefenbutze, Württemberg: Hagebutzen, engl. hedge = Hag, Heckenpötzlein, Heckenpotzen (A d e l u n g). K. G. S. 280, f. Kretschmer 1969/225 f., Schmeller 1872/1192: u. a. tschech. šipek, Smola 64, Hornung 8 a, 38 a, 41; K. 20.

**Hertzenfreund (99):** volkstüml. für Basilikum, ‚Marzell‘ so man Pfefferkräutl nennt (90).

## I

**Imber (56):** Ingwer m., ist wie Krokus, Narde, Zimt indischen Ursprunges über altindische und spätgriechische Formen entsteht afrz. gingebre, das seit dem 11. Jh. als ahd. gingiber(o), mhd. ingeber, ingewer bei uns aufscheint. K. G. 326.

**Ingeweid (116):** Eingeweide, n., ein altes Jägerwort, ursprünglich das Gekröse des erlegten Wildes, das der Meute zum Fraß vorgeworfen wird, dazu weidwund, ins E. getroffen, zu frühnhd. ingeweide. K. G. 1948/126.

## J

**Julep (31):** süßer, dicker Saft, m., zu arab. dschulab, mlat. iulapus, frz., engl. julep. K. G. 1948/270.

**Jungfrau-Brätl (58):** Fleisch längs des Rückgrates, Metzgersprache, Gran.-Apf. 1741. U. K. 370 Rippenfleisch junger Schweine mit Speck umwickelt, K. G. 0.

## K

**Kapaun (57), Kapauner (73):** verschnittener Masthahn. Den Hahn zur Mast zu verschneiden, haben die Deutschen nach der Zeit der hd. Lautverschiebung (600) von Romanen gelernt. Lat. capo ‚verschnittener Hahn‘, aus frz. chapon wird kurz nach 1200 mhd, mnd. chapon. K. G. 438.

**Kastrau (63):** Hammel, m., aus ital. castrone ‚kastriertes Schaf‘ wird mhd. um 1400 kastrun entlehnt. In frühnhd. Zeit verbreitet sich das Wort über fast den ganzen Südraum von Schaffhausen bis Kärnten, heute ist es wesentl. auf Tirol beschränkt. K. G. 356, Kretschmer 1918/228 f., Hornung 18b4 u. w. U. K. 380.

**Kehl (65):** Kohl, m., ahd. kol(i), mhd. kol(e), koel(e), in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten übernommen aus gleichbedeutend lat. caulis, m. Unsere meisten Gemüse- und Obstarten sind mit der röm. Koch- und Gartenkunst in Deutschland eingeführt worden. K. G. 1948/316.

**Kesten (65, 101), Kösten (59):** Edelkastanie, Frucht, f., nach armen. Kask(en) ‚Kastanien(baum)‘, nach Stadt am Schwarzen Meer benannt, gr., lat. castanea, castinea, ahd. kestin(e)a, mhd. kesten, f. K. G. 1948/289.

**Kim (88):** Kümmel, m., die vorderasiatische Pflanze heißt assyr. kamunu ‚Läusekraut‘, arab. kamun, hebr. kammon. Aus dem sem. Grundwort über gr., lat. cuminum zu ahd. kumin, mhd. chumin, alem. chümi. L u t h e r hat die ostmd. Form Kümmel in Nhd. eingeführt. K. G. 1948/335.



**Kitten (29):** Quitten, f., unter Anlehnung an die kretische Stadt Kydonia, gr., lat. cydonium, ahd. chutina, mhd. kütten, schwäb., bair. kütten. K. G. 575.

**Knödel in Schmaltzknödel (76):** Knödel, Kloß, m., Demin. zu mhd. knode, knote ‚natürlicher oder künstlicher Knoten‘, Lexer 111, mhd. knöde ‚Frucht-knoten‘, Kloß. K. G. 383 f., Kretschmer 1918/291 ff., 1969/292 ff.: Schweiz Knöpfli und Chnödli, Chnötl.

**Koch (74 ff.):** Gekochtes, besonders Brei, Mus, n. zu Koch m., Kochen, ahd. choh, asächs., nnl. kok, mhd. koch. Vor der hochdeutschen Lautverschiebung, spätestens im 4. Jh. (etwa gleichzeitig mit Kohl, Küche, Kümmel u. ä. einer südlichen Koch- und Gartenkunst entlehnt) aus vulgärlateinisch coco, ital. cuoco, frz. queue. K. G. 1948/315, Kretschmer 173, Schmeller I, 1220, H. W. 198, M. H e l m b r e c h t 12: Kocher.

**Kockholky (49):** vorläufig ungeklärt, wahrscheinlich polnisch.

**Krien (104):** Kren, südostdeutsch für Meerrettich, m., für cochlearia armoracia bieten Theophrast und Plinius den Namen c(h)erain aus einer unbekanntenen Sprache, aus der aslav. Chrenu (lit. krienas, cech. chren) stammen mag. Aus dem slav. ist spätahd., mhd. kren(e) entlehnt, das namentlich in Österreich sowie Teilen von Bayern fortlebt. K. G. 1948/328, Schmeller S. 1371, E. 67: Krien bel. 1591 (Bapst, Hausbuch 95) aus slaw. Chren. Konrad von Megenb u r g (1309—1371) „merretich und anderswa kren“.

**Kranaweten (88), Kronawetbeer (116), Kranawetstauden (64):** Wacholder, Juniperus f., ahd. kranawitu ‚Kranichholz‘ ist ein Name des Wacholders. Von seinen Beeren lebt die Wacholderdrossel und heißt darum seit dem 13. Jh. kranawitevogel. Siehe Krähe, Kranich. Wortbildung beruht idg. auf dem Vogelschrei. K. G. 1948/325, Schmeller 1371, Hornung 8 a: Kranawite, U. K. 48. D. 365.

**Krapffen (44):** Krapfen, Gebäck, m., ahd. chrapho, mhd. krapfe, md. krape. Dasselbe Wort wie ‚Haken, gebogene Klaue, Krallen‘ nasalisiert in ahd. krampho m. ‚Eisenhaken‘. K. G. 400, H. W. 199 ff. (K M), Schmeller I, 1379.

## L

**Latwergi (26), Latwerg (75):** Latwerge f., durch Einkochen dicker Saft. Mit Arzt, Büchse, Lakritze usw. ein Wort der mittelalterlichen Heilkunde, das vom Griech. ausgeht, eleikton ‚Arznei, die man im Mund zergehen läßt‘, unter Anlehnung an lat. electus ‚erlesen‘, spätlat. electuarium, mhd. electuarje, mit Verlust des unbetonten Anlautes mhd. latwerje, latwerge, vergl. ital. lattovaro. K. G. 425, H. W. 211 (K M).

**Letzelt 3, 5 ff.):** Lebzelt, Lebkuchen, m. Der erste Teil des Wortes bedeutet (nach Ewb. 426) von Volksetymologien abgesehen (lecken, leben) dasselbe wie der zweite (kuchen bzw. zelten) ‚flaches Backwerk‘, Fladen, und Leb zu Laib + kloiba = in der Pfanne gebackenes Brot, D. Wb. IV, 467. Heyne bringt L. mit lat. libum ‚Fladen‘ in Verb. (Klosterbäckereien). K. G. 428, H. W. 212 (K M): leckuchen u. viele Originalzitate.

**Lungen-Braten (88), Rindern Lung (56), Lungen-Braten-Pasteten (88):** Fleisch längs des Rückgrates, Metzgersprache, Gran.-Apf. 1741. K. G. 0, U. K. 0, H. W. 0.

**Lup (117):** Lab n., ahd. kasiluppa, mhd. kaeseluppe, Grundbed. ‚scharfer Saft‘. Verwandtschaft mit got. lubla, ags. lyb, ahd. luppi ‚tödlicher Saft‘, anord. lyf ‚Arznei‘. Der vierte Magen des Rindes heißt Labmagen, weil er die Milch gerinnen läßt und entspr. bei der Käsebereitung verwendet wird. K. G. 1948/339, 1963/415.

## M

**Maurachen (67):** Morcheln, f., Pilzart Morchella esculenta, nach ihrer Ähnlichkeit mit der Möhre benannt. Das Wort lebt in der oberdeutschen Mundart fort. K. G. 487, H. W. 213, Gran.-Apf. 1741: Pfifferlinge, Rump.: Maurachen, Schmeller 1638: ahd. morhila, mhd. morchel, moraha, morhela; Kretschmer S. 373.

**Musquetirer-Brot (8):** stark gewürzte Bäckerei, n., M. = mlat., frz. ‚Soldat zu Fuß‘, urspr. musca ‚Fliege‘, mlat. muschet(t)a ‚Wurfgeschloß‘, mosqueta ‚spanische Luntensflinte‘, bei uns zuerst 1575 bei F i s c h a r t. K. G. 495. N. vermutet verball. von Muskataten.

## N

**Nates (87):** spanische Milch, f., ungeklärt. K. G. 0, H. W. 0, U. K. 0, Schmeller 0, Rump. 0. Neunteufl vermutet verballhornten Zusammenhang mit ‚Manscho blanco auf Spanisch‘, bereitet aus Reismehl, Rahm oder süßer Milch, bzw. ‚spansk Hwijt-Maat‘ ‚spanische weiße Speise‘, erwähnt in ‚Adelig Öffning‘ 1690 des Schweden A k e R a l a m b. Nates ist eine langsam gekochte, gedickte, gezuckerte Milch.

## O

**Oblat (4):** Oblate, f., mlat. oblata (hostia) ‚dargebrachtes Abendmahlsbrot‘, ahd., mhd. oblat(e), seit dem 13. Jh. die Bedeutung ‚feines Backwerk‘. K. G. 518. Im Grätzer Kb. 1686 ‚Backunterlage für feines Backwerk‘. (K M), H. W. 214 f.

**Ohly (64, Allebatritten (Pasteten) (100), Ollea (63):** verballhornt für „olla potrida“, ‚fauler Topf‘, spanisches Nationalgericht mit vielen Zutaten. Wiswe S. 24, Rump.: Hollopotrida, Gran.-Apf. 1699/66: Alla potrida, Abraham a Santa Clara: Alapatrida, S. 251.

**Oxengäm (66):** Ochsengamen, m., ahd. ohco, ags. oxa, ahd. guomo, mhd. goume, im Ablaut damit ahd. u. mhd. goume. K. G. 236.

## R

**Rechschlegel (71):** Rehkeule, Rehschlägel, m., ahd. asächs. re(ho), mhd. re(ch), ahd. slegil, mhd. slegel ‚Werkzeug zum Schlagen, Keule, Flegel, Hammer‘, in Süddeutschland auch in der abgeleiteten Bedeutung ‚Hinterschmel der Schlachttiere‘. K. G. 566, Gran.-Apf. 1741: Schlegel: Hinterviertel.

**Ribes-Beerl (23), Ribesl (32), Ribesbeerl (71):** f., in Österreich Ribisel (lat. Ribes rubrum) für Johannisbeeren. K. G. 333, Kretschmer 1918/243, Bertsch 148, Gran.-Apf. 1741: Ribesbörl.

**Rumelsultz (13):** Fisch in Aspik, Fischsulze, f., Form noch nicht geklärt: K. G. 0, U. K. 0, H. W. 0, E. 0, Hornung 0. Bereits Rumpolt ist die Bedeutung nicht klar. In der Formulierung „Ein Rumbel zu machen von einem Hecht“ bedeutet Rumbel eine Zubereitung, an anderer Stelle bezeichnet er „Rumbel“ als einen in Deutschland selten vorkommenden Fisch. CIX, 32. Neunteufl vermutet Zusammenhang mit spätmhd. rumelen, rumeln ‚lärmen, rasseln, d u r c h e i n a n d e r w e r f e n‘, vgl. Rommelzoo nl. Mischmasch, Schmeller 99 nl. Rammelspot, weil bei der Sülze viele Bestandteile zusammen in einem Topf gekocht werden.

**Rutten (108):** Aalrutte, der Fisch *Lota vulgaris*, f., nach Reisinger a. a. O., S. 19, Rumpolt: Rutten (mit Abbildung). K. G. 0, U. K. 0, H. W. 0, Gran.-Apf. 1741: Aal Raupen, Ruppen, Art Fische.

## S

**Sälbling (110):** der Fisch *Salmo salvelinus*, Lachs in bair. Lautformen -lbl-, am Bodensee -lml-, einjähriger Lachs. K. G. 620, Rump.: Sälmling mit Abbildung. Reisinger S. 13 (169).

**Saltzen (13), Salsen (28):** f., gesulztes Fruchtmus. K. G. 764, Schmeller 3279: eingekochter Saft, mhd. salse, salsa, ital. salsa, I w e i n.

**Scher-Ruben (65):** Geschabte Rüben, f., ahd. ruoba, ruoppa, daneben ahd. raba, mhd. rabe, vorgeschichtlicher Bezug zu lat. rapa, rapum, aslav. repa, lit. rope, ahd., asächs., ags. sceran ‚scheren‘. Grundbedeutung zerschneiden, zerhauen, mhd. schern, engl. shearn. K. G. 644.

**Scheiden (109):** der Fisch Schied, Rapfen, *Aspius rapax*. Reisinger 17, Rumpolt: Schied CXV, Schaiden (mit Abbildung) XCIX r.

**Spenfärl (90), Spanfärl (57):** Spanferkel, n., Demin. zu mhd. spenvarch, ahd. spenfarach ‚noch saugendes Ferkel‘. K. G. 719.

**Springerl (4):** eine seit etwa 1650 bekannte, in Baden, Bayern, Elsaß, Hessen, Österreich, Schwaben und der Schweiz verbreitete Gebildbackware. pl-, n., (Hahn) Namenerklärungsalternativen: 1. vom Model, 2. vom Teig und Bereitung. 1. Model stellte ursprünglich ein springendes Tier dar: Hase heißt schwäb. dial. „Springerle“ (Meier, schwäb.); springende Stute im Stuttgarter Stadtwappen (Wieland Schmid); Reitergestalten, seit der Renaissance als Lebkuchenmodel häufig (Walther). Hahn weist Version 2. als wahrscheinlicher nach, weil durch den Teig und die Bereitungsart ein Springen und Hochgehen der Oberfläche auftritt. Das Springerlrezept dieses Kochbuches ist das älteste, bisher bekannte gedruckte Rezept. Die fundierteste Untersuchung über Springerl mit Backstudien und 134 Literaturhinweisen stammt von Fritz Hahn.

**Strauben (38), Sträubel (42):** aus Fett herausgebackene Mehlspeise, f., bair., österr., aleman., mhd. strube, striubelin, Demin. H. W. S. 218, vgl. mhd. strup(b), asächs. struf, nl. stroef ‚rauh, emporstehend‘. K. G. 756, Lexer II 1251 (K M).

**Strützl (1), Stritzl (35):** längliches Gebäck, Demin. zu mhd. strutz, m., 1. Form (z. B. Butter), 2. Gebäck (österr. We i h s t ü m e r), Abgaben: Paurnhaus: laib Brodt, kleines Heisel: Stritzel. Ins Slov. entlehnt struca. Grimm 1957, Bd. X, 3. Abt., Spalte 1612 f. K. G. 0, H. W. 0, E. 0, U. K. 585. Burgstaller, Brauchtumsgebäcke u. Weihnachtsspeisen, a. a. O., S. 20.

## T

**Topffen (86), Topffen-Milch (85), Krebs-Töpfel (93), Töpfel (48), Ayr-Töpfel (54):** Topfen, Quark, m., mhd. topfe (seit 1291), ein bair.-österr. Wort, dessen Grenzen Kretschmer 1918, S. 562, bestimmt. In Schwaben und der Schweiz auch toppen, doppe, Topf(en)-käse. K. G. 783, Gran.-Apf. 1741: Molken, geronnene Milch = Topfen.

**Torte,** siehe Dorten.

## U

**Umberthump (22):** U. K. 0, K. G. 0, H. W. 0, Hornung 0, Neunteufl vermutet Paniermehl oder feinen Streuzucker, worin das Kochgut rundherum = umberthumb getaucht wird.

## W

**Waffen-Krapfen (43):** Waffeln, f., altes nl. Fest- und Fastengebäck, das von Nordwesten zu uns gelangt ist. Seit 1587 Mainz in hd. Texten. Fläm. wafer, mengl. wafur, engl. wafer, waffle; Verwandtschaft mit Wabe, weben. K. G. 832.

**Weckl (50):** längliches Gebäck, Demin. zu Weck, Wecken ‚keilförmiges Gebäck‘, ahd. wecki (älter weggi), asächs. weggi, mhd., mnl. wegge ‚Keil, Weizenbrötchen‘, ags. wegga, anord. veggr ‚Keil‘. K. G. 844, Verbreitung der heute Weck benannten Gebäcksarten s. Kretschmer 1918, 152 ff.

**Weinschärfling (71), Weinscherling (32):** Berberis vulgaris, Sauerdorn. U. K. 627, Smola S. 32, Schmeller S. 447 auch Kreuzdorn, vgl. mit Scharthen, scharley (scaraleia), Scharln ‚Schoten‘, Wein-, wahrscheinlich wegen der traubenartigen Früchte, vielleicht Zusammenhang mit ahd. scerra, scar, mhd. scherren ‚kratzen, schaben‘ wegen der Dornen (Vermutung Neunteufl).

## Z

**Zissern (65):** f. pl. Zisser, Zieser, Kichererbse, lat. cicer, spätahd. cisa, mhd. ziser, H. W. 224, Schmeller II 1157; K. G. 298.

Erklärung der Abkürzungen d. Sprach- und kulturhist. Entwicklung von Ingredienzien u. Speisennamen, Wörterbuch u. Literatur

Auböck, Josef: Handlexikon über Münzen, Raum- und Gewichts-Maße, Wien 1894.

Benecke, Georg Friedrich: Mittelhochdeutsches Wörterbuch Leipzig 1854 bis 1861.

Duden, Der große, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter, 14. Aufl., Mannheim 1958, abgekürzt: D.

Eichler, Ernst: Etymologisches Wörterbuch der slawischen Elemente im Ostmitteldeutschen, Bautzen 1965, abgekürzt: E.

Granat-Appfel, Des Christlichen Samaritans, Oder aus Christlicher Liebe des Nächsten eröffnete Geheimnuß . . . 12. Aufl., Wien 1741.

Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, herausgegeben v. d. Akademie der Wissenschaften, Leipzig—Berlin 1857—1961.

Hahn, Fritz: 300 Jahre Springerle, in: Jahrbuch f. d. Badner Land, 1970, S. 140 ff.

Hepp, Eva: Die Fachsprache der mittelalterlichen Küche, in Kulturgeschichte der Kochkunst v. Hans Wiswe, München 1970, abgekürzt Hepp-Wiswe oder H. W.

Hornung, Maria: Mundartkunde Osttirols in Österr. Akademie der Wissenschaften zur Österreichisch-Bairischen Dialektkunde, Graz—Wien—Köln 1964, abgekürzt: Hornung.

Kluge, Friedrich, Götze, Alfred: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1948 u. 1963, abgekürzt: K. G.

Kranzmayer, Eberhard: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich in Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 1970.

- Kretschmer, Paul: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, Göttingen 1918 und 1969.
- Küchenmeisterei, gedruckt v. Peter Wagner um 1490 zu Nürnberg, erläutert v. Hans Wegener, Leipzig 1939, abgekürzt: K. M.
- Lexner, Mathias, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 19. Aufl., Leipzig 1937 ff.
- Marzell, Heinrich: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen, Leipzig 1937, abgekürzt: M.
- Reisinger, Erich: Veränderungen i. d. Tierwelt im Grazer Raum innerhalb d. letzten 60 Jahre, in: Mitt. d. Abt. Zoologie am Landesmuseum Joanneum, Jg. 1, H. 1, Graz 1972.
- Rumpolt, Marx: Ein new Koch-Buch, Frankfurt a. M., 1581, abgekürzt: Rump.
- Schmeller, Johann Andreas: Bayrisches Wörterbuch, München 1872—77.
- Schwarz, Ernst: Sudetendeutscher Wortatlas I—III, München 1954.
- Smola, Gertrude: Volkstümliche Pflanzennamen der Steiermark, in: Mitt. d. Abt. Zoologie u. Botanik am Landesmuseum Joanneum, Graz 1957/58, H. 7/8.
- Unger, Theodor: Steirischer Wortschatz, bearb. v. Ferdinand Knull, Graz 1903, abgekürzt: U. K.

### Historische Repräsentanz altösterreichischer Speisen

Wie die folgenden Tabellen zeigen, wurden die häufigen Lieblingsspeisen allmählich über Vorstufen und Varianten entwickelt und erst im Laufe der Zeit benannt. Bei der Fülle der Kochbücher kann die chronologische Namensnennung nur eine ungefähre bleiben. In der Zusammenfassung wird erläutert, welche Speisen in jeder Epoche zum Höhepunkt kamen und seither unverändert nachgekocht wurden. Österreich als Land der Mitte und der Vermittlung nahm zur heimischen Kost stets bereitwillig Nachbarliches und Fremdes auf und wandelte es zu Neuem.

#### Fleischspeisen

Namen der Speisen heute	Grätzer Kochbuch 1686	Granatapfel Kochbuch 1699	andere Kochbücher (vermutlich erste Nennung)
Altwiener Suppentopf			vollinhaltlich gleich „Wienerisches Kochbuch“ 1783, S. 136/258 <sup>1)</sup>
Wiener Tellerfleisch	verfeinerte Variante „Rindfleisch auf Englisch“ (65)	übernommen	„Tellerfleisch“, Prato 1881, S. 159

<sup>1)</sup> Zu Altwiener Suppentopf: „Hüner mit geschnittene Nudeln“ (Hühner in Rindsuppe gekocht, zerteilt, mit Suppe und gekochten Nudeln angerichtet).

Namen der Speisen heute	Grätzer Kochbuch 1686	Granatapfel Kochbuch 1699	andere Kochbücher vermutlich erste Nennung)
Wiener Schnitzel			vollinhaltlich gleich, Rettig (Prag 1843), S. 92/37 <sup>2)</sup> ; „Wiener Schnitzel“, Prato 1909, S. 216
Backhendl	Vorstufe (58) <sup>3)</sup> „Bachene Hühner und Dauben“	übernommen	„Gebackene Hühner“, Linzer Kochbuch 1837, S. 144/622
Faschierter Braten	„Rindern Lung“ (56) <sup>4)</sup>		„Fasch. Lungenbraten“, B. Prangner (Köszeg 1903), S. 48
Gefüllte Kalbsbrust	billige Variante (57) „junge Schafmäg!“	übernommen	„Gefüllte kälb. Br.“, Wienerisches bewährtes Kb. 1785, S. 26/54
Beuschel		„Süpp! von Kalbslungen“ <sup>5)</sup> S. 5/25	„Beuschel“, A. Neidinger, Wien 1810, S. 135
Gulasch	Vorstufe (55) <sup>6)</sup> namenloses Rezept		„Ungarisches Kolaschfleisch“, A. Dorn, Wiener Kochbuch 1827; „Golasch“, Linzer Kochbuch 1837, S. 140/607
Steirisches Wurzelfleisch	Vorstufe (64) „Spanische Ohly“ <sup>?</sup>	übernommen	„Steir. Schöpsernes“, B. Prangner (Köszeg 1903), S. 80
Geselchter Schinken	„Wie man den Hammen selcht“ (64)	übernommen	
Wiener Würstchen („Frankfurter“)	Vorstufe (56) „Kälberne Würst!“	übernommen	
Krainer Würstel	Variante (62) „Rauch-Würst“	übernommen	„Krainer Würste“, Rokitsansky 1903, S. 552
Forelle blau	„Ferchen schön blau abzusieden“ (110)	übernommen	

<sup>2)</sup> Benannt: gebackene Schnitz.

<sup>3)</sup> Bachene Hühner: über Nacht in Wasser legen, mit Essig besprengen, in Mehl drehen, in Schmalz backen.

<sup>4)</sup> „Rindern Lung“: Faschierter Braten in Form eines Lungenbratens mit Beigabe von in Milch geweichter Semmel, Eiern, Zwiebel, gehackte Petersilie, Fleischsuppe, etwas Ingwer.

<sup>5)</sup> Kalbslungen klein gehackt, Wein, Zucker, gebähtes Brot.

<sup>6)</sup> Rindfleisch in Stücke schneiden, salzen, in Essig beizen, am Rost braten, mit Wasser, Essig, ein wenig Bier vergießen. Zwiebel nudelig schneiden, in Schmalz rösten, miteinander dünsten lassen, danach pfeffern.

## Mehlspeisen

Name der Speisen heute	Grätzer Kochbuch 1686	Granatapfel Kochbuch 1699	andere Kochbücher (vermutlich erste Nennung)
Apfelstrudel		Milchrahm-strudel 7), S. 28/150	„Aepfel-Strudel“, Linzer Kochbuch 1837, S. 224/940 8)
Tirolerstrudel	Vorstufe „Marben Taig“		„Tiroler Strudel“, Rokitansky 1903, S. 333
Gugelhupf	Vorstufe (45) 9) „Fauler Hannß“ (1. Teil)	Kugel-Hopf 10), S. 56/293	„Gugelhopf“, Wienerisches bewährtes Kb. 1785, Nr. 443
Salzburger Nockerl	Vorläufer-Variante 11)	ebenso	„Salzburger Nockerl“, Prato 1881, S. 322
Traunkirchner Torte	Vorstufe (50) 12) „Marben Taig“	ähnl. mürben Taig, S. 58/307 f.	Rokitansky 1903, S. 414
Linzer Torte	Vorstufe (53) 13) „Mandel-Dorten mit Zimmet“		„Linzer Torte“, Salzburger Kochbuch 1719, Nr. 10
Ischler Törtchen	Vorstufe (50) 12)	ähnl. mürben Taig, S. 58/307 f.	Ziegenbein, Wels 1931, S. 327
Grazer Zwieback	Vorstufe (45) 9) „Fauler Hannß“	übernommen	„Grazer Zwieback“, Prato 1881, S. 426
Sachertorte		„Aufgeloffene Tschokolada“, S. 114/494 14)	Franz Sacher 1835 15)
Kaiserschmarren	Schmaltzkoch (77) 16) nahezu gleich	übernommen	„Schmorren“, Rumpolt CXLVII; „Kaiserschmarren“, Prato 1881, S. 323
Topfenkolatschen	Böheimische Gollatschen (48), vollinh. gleich	übernommen	„Topfen-Kolatschen“, Prato 1881, S. 403
Scheiterhaufen	Vorstufe (83, 85) 17) „Semmelkoch“, „Schneemilch“	übernommen	„Scheiterhaufen“ A. Neidinger (Wien 1810, S. 67
Kärntner Reinling	Vorstufe (45) 9) „Fauler Hannß“	„Wespennest“ 18), S. 55/219, vollinh. gleich	„Reinling“, Prato 1881, S. 419; „Kärntner Reinling“, Rokitansky 1903, S. 414
Powidltascherl	Vorstufe (35) 19) „Mandelkrapfen“	übernommen	„Powidltascherln“, Triebnigg—Stockinger (Wien 1909), S. 154/10



Namen der Speisen heute	Grätzer Kochbuch 1686	Granatapfel Kochbuch 1699	andere Kochbücher vermutlich erste Nennung)
Faschingskrapfen		„Gerben-Krappfen“, S. 50/266 vollinh. gleich	„Faschingskrapfen“, Wienerisches bewährtes Kb. 1785, S. 135/295
Schneeballen		„Schneeballen“, S. 57/300	

7) Milchrahmstrudel: ausgewalkter, nicht gezogener Strudel.

8) Apfelstrudel: ausgewalkter, nicht gezogener Strudel.

9) „Fauler Hannß“: in Zuckerhutform gebackener Germteig; weiteraufbereitet: in Scheiben geschnitten, mit Zucker und Butter bestrichen, zweimal gebacken.

10) Kugel-Hopf: heutige Bereitungsart.

11) „Aufgegangenes Koch“, „aufgelaufenes Koch“ (S. 74, S. 80).

12) Traunkirchner Torte: „marben Taig“, ein guten Fingers dick Blatt auswalgen / und darein füllen was man will“; Ischler Törtchen: „marben Teig“, usw.

13) Linzertorte: „Mandel-Dorten mit Zimmet“ aus Mandeln, Butter, Eiern, Zitrone, Zucker und Zimt. Mehl wurde vergessen oder verschwiegen. Ähnl. Zimmet-Dorten, S. X, 52.

14) Aufgeloffene Tschokolada: einziges Schokolade enthaltendes Rezept aus dem Granatapfel, best. aus Schokolade, Mehl, Zucker, Eiklar, „in Dorten-Pfann kühl bachen“.

15) Franz Sacher kreiert um 1835 die Sachertorte siehe „Das große Sacher Kochbuch“, a. a. O., S. 35.

16) Schmalzkoch (Kaiserschmarren): 4 Dotter mit Stärkemehl und süßer Milch versprudeln, in siedende Butter eingießen, abseihen.

17) Semmeln, Eier, Milch, Zucker, Zitronenschale, 83: gebacken, 85: nicht gebacken.

18) Wespennest: Germteig, Stritzel formen, mit Schmalz schmieren, „wie Schnecken in einen Model setzen“, Weinbeerl, Zucker.

19) Bereitungsvorstufe für Powidltascherl: Tascherlanleitung: Blätl auswalgen die Füll darauf legen / und mit einem Rädli... abrädlen / das abgerädlete über sich kehren / und an den Örtern zusammenbicken“.

### **Zusammenfassender historischer Rückblick über die österreichische Küche**

Frühe Dokumentationen einer österreichischen Küche finden sich auf Bildern oder in der Literatur. Beispielsweise im Nibelungenlied (um 1200) „In reichem, vollen Maße war alles dort bereit, was sie zu haben wünschten“; oder bei „Meier Helmbrecht v. Wernher dem gartenaere (um 1250) „... und die Pafese ist die Dir zu schlecht? In Österreich war sie noch einem jeden recht“. Das früheste erhaltene Kochbuch „das puech des closters zu sand dorothe (Cod Vind. 2897) stammt vermutlich aus dem 15. Jahrhundert. Einen wesentlichen Beitrag zur Küche der Renaissancezeit liefert die handschriftliche Rezeptsammlung der Philippine Welser (Cod. Vind 11375). Das prachtvolle, reich

illustrierte Renaissancekochbuch von Marx Rumpolt, Frankfurt a. M. 1581, erwähnt gelegentlich eine österreichische Küche z. B. S CXLVI „Also macht man daß schmaltz Koch in Österreich mit Eyern vnd mit Mehl“; CLV „Also richt man die Nudel zu sonderlich in der Graf-schafft Tyrol“.

Erst ab dem Barock gab es in Österreich gedruckte Kochbücher. Das „Koch- und Arzney-Buch“, Gratz 1686, in drei Auflagen, war ein kleines unscheinbares Buch, doch sehr wichtig als Quelle des Granatapfelkochbuches (ab 1697 in vielen, mindestens 13 Auflagen, durch nahezu zwei Jahrhunderte immer wieder aufgelegt). Als schönstes, reich illustriertes historisches Kochbuch präsentiert sich das „Neues Saltzburgisches Koch-Buch“ v. Conrad Hagger, Augsburg 1719.

**Die Kost der Barockzeit** war substantiös, derb, durchschaubar in ihren Bestandteilen, doch nicht so geil als man gemeinlich annimmt, denn sie unterlag der Selbstkontrolle. Übriges Fett wurde beim Braten am Spieß ausgeschieden. Majonäsen und Schlagoberfüllungen von Torten waren noch unbekannt, wie auch Kaffee und Rum. Als hervorstechende Geschacksdominanz scheint Zimt, Nelke und Muskat auf, die sowohl Mehl als auch Fleischspeisen, wenn auch in verschiedener Dosierung beigegeben war. Die Barockkost unterlag der Fehleinschätzung, viel Zucker sei wie viel Gewürz viel Gesundheit.

Brot — und sei es nur in Form von Brotkrumen — wurde fast allen Speisen zugesetzt. Rezepte mit Maßangaben beginnen sich durchzusetzen.

**Dominierende Einflußsphäre** war Italien. Internationale Einflüsse beschränken sich auf Europa.

Heute noch geschätzter Vertreter der Barockkost: Linzer Torte, Gegrilltes und am Spieß Gebratenes, geräucherter Schinken.

**Die Kost der Rokokozeit:** Verfeinerungen finden statt, Pürrierungen und Legierungen nehmen die Transparenz. Die Geschmacksdominante ist weniger einheitlich und intensiv, jedoch vielseitiger, komplexer, unergründbarer, Schokolade wird zur Lieblingsbeigabe von Mehlspeisen, sie wird sogar Fleischsaucen beigegeben. Trüffel ist die Lieblingswürze von Fleischspeisen, sie werden sogar Mehlspeisen zugesetzt. Brot verliert an Bedeutung.

**Dominierende Einflußsphäre** war Frankreich.

Heute noch geschätzte Vertreter der Rokokokost: Wildbraten in feiner Sauce, Wiener Salonbeuschel, Schokoladeschaumspeisen, Bischofsbrot.

**Bekannte Kochbücher dieser Zeit:** „Bewehrte Koch-Buch“ 1749—1759 gedruckt bei Kaliwoda (Wien), Wienerisches

Kochbuch (Gerold, Wien 1783), Grätzerisches Kochbuch v. I. M., 3. Auflage 1792, „Nutzliches Kochbuch“ (Heim, Linz 1724).

**Die Kost der Biedermeierzeit:** Durch die Kontinentalsperre und die Franzosenkriege wurde eine Rückkehr zur bürgerlichen Einfachheit und heimischen Produkten bewirkt. Mehr Mehlspeisen als Fleischspeisen kommen auf den Tisch, Mürbteiggebäck, insbesondere Kleingebäck wird beliebt, die Kaffeejause mit Gugelhupf, Apfel- und Topfenstrudel wird Sinnbild biedermeierlicher Gemütlichkeit. Lieblingswürzen dieser Zeit sind Vanille, bei Fleisch Knoblauch, keine Einheitswürzung, sondern für jede Speise eine besondere. Die dominierende Einflußsphäre war Böhmen. Typischer, heute noch geschätzter Vertreter: Vanillekipferl, Backhendl.

**Bekannte Kochbücher des Biedermeier:** „Wienerisches bewehrtes Kochbuch“ von Gartler und Hickmann, 1844, „Das neue geprüfte und bewährte Linzer Kochbuch“ von Maria Elisabetha Meixner, Linz 1822.

**Die Kost der Ära Kaiser Franz Josephs:** Aus dem Großraum der Monarchie kamen relativ günstig Lebensmittel an den Verbraucher. Die Küche der Gründerzeit zeichnet sich daher durch große Üppigkeit und Abwechslung aus. Die Würzung übertönt nicht den Eigengeschmack der Speise, sondern ordnet sich ihm unter.

**Dominierende Einflußsphäre** ist der gesamte Nationalitätenstaat, insbesondere Ungarn. Typischer, heute noch geschätzter Vertreter: Tafelspitz, Sacher Torte mit Schlag. Geschmacksdominante keine, die Würzung ist individuell verschieden.

**Bekannte Kochbücher:** „Die süddeutsche Küche“ von Katherina Prato, Graz, Wien 1918, „Die österreichische Küche“ von Maria von Rokitansky, Wien 1913, Gründung der Fachzeitschrift „Gastronom“, 1903.

**Die Kost im ersten Weltkrieg** bringt drastische Sparrezepte, Kartoffel und Hülsenfrüchte gewinnen Dominanz, heimische Würzen, Surrogat von Kaffee, Brot mit Maisbeimischung bestimmten den Essensalltag. Lieblingsspeise: der Wunschtraum vom Wiener Schnitzel.

**Dominierende Einflußsphäre:** das direkte Hinterland. Heute noch geschätzte Vertreter der Weltkriegskost: Kartoffelgulasch, rohes heimisches Obst als Nachtisch.

**Bekannte Rezeptsammlungen:** Kriegsrezepte in den verschiedenen Tageszeitungen und Frauenzeitschriften.

**Die Kost der ersten Republik:** Der gesundheitliche Wert der Sparküche wird erkannt, parallel mit der Normalkost laufen Reformbestrebungen mit Roh- und fleischloser Kost. Der verstärkte Nah-Reiseverkehr bringt eine Beeinflussung durch die italienische und südslawische Küche, der sich auch im gesteigerten Verbrauch und Anbau von Tomaten, Paprika u. ä. Gemüsen abzeichnet. Geschmacksdominante individuell verschieden, eher lind als stark gewürzt, zunehmender Gebrauch von Fertigwürzen. Heute noch beliebte Vertreter der Kost dieser Zeit: Tomatensalat, gefüllte Paprika, Kekse, Backpulverkuchen.

**Kochbücher:** Neuauflagen bereits bewährter Kochbücher wie „Die süddeutsche Küche“ von Katharina Prato, Überhandnehmen von Diätkochbüchern und Reklamekochbüchern insbesondere der Backmittelindustrie.

**Die Kost der Anschlußzeit und des zweiten Weltkrieges:** Reichsdeutsche Gerichte werden verbindlich eingeführt (Reichseintopfsonntag), Kartoffelspeisen wie Kartoffelpuffer und Kartoffelbrot, fleischarme Gerichte ergeben sich aus den Rationen der Kriegswirtschaft. Heimische Gewürze und Fertigwürzen bestimmen den Würzakkord. Vorgefertigte Teigwaren und Pudding aus Pulvern bürgern sich ein. Heute noch geschätzte Vertreter der Anschlußkost: Kartoffelpuffer, Puddings, Eintopf.

**Dominierende Einflußsphäre:** Das großdeutsche Reich.

**Bekannte Kochbücher:** Überhandnehmen von Werbekochbüchern der Elektro- und Lebensmittelindustrie, Kriegsrezepte in Tages- und Frauenzeitschriften.

**Die Kost der zweiten Republik:** Nach anfänglichen Hungerzeiten, gestillt durch Trockenerbsen und Konserven aus alliierten Beständen herrschte ein ungeheurer Nachholbedarf für gutes, reichliches Essen. Wohlstandsküche mit Anleihen in den besten Küchen aus aller Welt. Die Kost wird auf Zeitersparnis, technische Hilfsmittel und marktwirtschaftliche Belange ausgerichtet (Ansteigen des Hühnerkonsums). Einbezug von Bananen und Ananas u. ä. in die Rezeptur. Curry, eine indische Sammelwürze wird in zunehmendem Maße verwendet sowie Fertigwürzen. Ansteigen des Konsums der halb- und ganzvorgefertigten Speisen. Gleichzeitige Bestrebungen nach kalorienbewußtem Essen und Schlankheitsdiät. Beliebte Vertreter dieser Kost: garniertes Steak, Obstsalat, Mixbecher.

Dem gesteigerten Interesse für die Kochkunst entspricht eine Flut von Kochbüchern. In der letzten Zeit ist eine Rückbesinnung auf

heimische und historische Gerichte zu bemerken. Große Verbreitung von Werbekochbüchern.

**Dominierende Einflußsphäre:** die ganze Welt.

**Bekannte Kochbücher:** „Kochbuch für Alle“ von Küchenchef Franz Ruhm, Wien, „Handlexikon der Kochkunst“ von Karl Duch, Linz 1970, „Das große Sacher-Kochbuch“ von Franz Maier-Bruck, München 1975.

### **Nachwort**

Der zusammenfassende Überblick zeigt nicht nur die willige Bereitschaft zu Übernahme und Assimilation, zu Bereicherung und Perfektion, sondern einen durch Fortschritt und die Güte des Gebotenen ermöglichten Ausgleich sozial unterschiedlicher Eßgewohnheiten. Viele Bereitungsarten, die in der Vergangenheit nur königlichen und fürstlichen Tafeln vorbehalten waren, zieren heute den Bürgertisch, wie etwa feine Mandelbäckereien. Hingegen fanden Armengerichte aus Wald und Feld wie Vollkornbrot, Beeren und Pilzgerichte schon aus Gesundheitsgründen Eingang in alle Küchen. Der große Arbeitsaufwand mancher österreichischer Lieblingsspeisen eliminierte sie nicht vom Speisezettel, er bewirkte nur ihre industrielle Fertigung. Stets lag ein besonderer Akzent bei der feinen süßen Mehlspeise, die in einem breitgefächerten Angebot verlockt.

# Kinder-„Wechsel“ und „Böhmisch-Lernen“

Sitte, Wirtschaft und Kulturvermittlung  
im früheren niederösterreichisch-tschechoslowakischen Grenzbereich

Von Helmut Paul Fielhauer

## 1. Die Fragestellung

Die politische Entwicklung Europas im Gefolge der Tragödie von 1918 hat leider auch in den Gesellschaftswissenschaften manches verdeckt und vergessen lassen, was einst verschiedenen benachbarten Staaten, Sprachgruppen und sonstigen gesellschaftlichen Formationen über alle Grenzen hinweg gemeinsam war oder sie gar verband. So muß es Aufgabe künftiger Generationen von Volkskundlern sein, nicht wie etwa in der deutschnationalen Sprachinselforschung unter Verknennung historischer Herrschaftsverhältnisse und entsprechender Wirtschaftsbedingungen das Trennende etwa zwischen einer „Herrenrasse“ und einer vorgeblich rückständigen, weil vielleicht gar erbbiologisch minderwertigen Nachbarbevölkerung hervorzukehren<sup>1)</sup>, sondern auch im Rahmen unseres Faches bewußt zur „Vermenschlichung der menschlichen Beziehungen“<sup>2)</sup> beizutragen. Denn aus dem zeitlichen Abstand heraus können wir heute feststellen, daß der Nationalismus des 19. Jahrhunderts nicht dem „gesunden Volksempfinden“ oder ähnlichen organizistischen Fehldeutungen entwachsen ist, sondern ein ideologisches Überbauinteresse des Hochkapitalismus war. In diesem Sinne wäre es auch absurd, heute im konkreten Hinblick auf den Niedergang der Habsburgermonarchie — nicht diesen bedauern wir, sondern seine bitteren Folgen — ein bestimmtes „Volk“ schuldig sprechen zu wollen. Vielmehr setzt sich auch in der bürgerlichen Geschichtsschreibung in zunehmendem Maße die Einsicht durch, daß es in all den einzelnen Ländern die herrschende, hier besonders feudal durchgesetzte Bourgeoisie war, die mit der Zielsetzung wirtschaftlicher Selbstständigkeit an einer fiktiven Abkapselung der einzelnen „Nationen“ interessiert war. Mit allen gerade ihr zur Verfügung stehenden Mitteln

---

<sup>1)</sup> Ingeborg Weber-Kellermann: Zur Frage der interethnischen Beziehungen in der „Sprachinselvolkskunde“. (Österr. Zschr. f. Volkskunde N. S. Bd. 13, Wien 1959. S. 19 ff.)

<sup>2)</sup> Wolf D. Hund und Dieter Kramer: Für eine materialistische Theorie der Kultur. (Sozialistische Politik. 6. Jg., N. 29, Juni 1974. S. 14.)

politischer Aufwiegelung von der Presse bis zu den Bildungseinrichtungen (in deren Rahmen auch die endgültige Etablierung der affirmativen Volkskunde der Zeit zu sehen ist) gelang es letztlich doch, den sozialen Gegensatz zwischen Bürgertum und Proletariat in den gemischtsprachigen Landschaften der Monarchie zum „nationalen“ Gegensatz zwischen den jeweils zusammenlebenden Deutschen, Slawen, Madjaren und Italienern umzubiegen<sup>3)</sup>. Ingeborg Weber-Kellermann hat im Zuge ihrer interethnischen Forschungen schon in dieser Zeitschrift auf die bedeutenden Sätze Bela Bartoks als anerkanntem Zeugen der Zeit und gegen die Zeit aufmerksam gemacht, wonach es bei den „Bauern keine Spur von grimmigem Haß gegen andere Völker gibt und nie gegeben hat. Sie leben friedlich nebeneinander, jeder spricht seine eigene Sprache, hält sich an seine Gebräuche und findet es ganz natürlich, daß sein anderssprachiger Nachbar das Gleiche tut... Gehässigkeit gegen Menschen anderer Rassen wird nur von höheren Kreisen verbreitet“<sup>4)</sup>. Freilich, ganz so einfach ist die Sache nun auch wieder nicht...

So sehen wir uns heute genötigt, über geschichtlich gewordene Unterschiede der Kultur hinweg Verbindendes zu suchen. Unter den vielen möglichen Ansätzen, die sich allmählich abzuzeichnen beginnen, mag die vorliegende Untersuchung thematisch wie regional nur ein allzu schmaler Ausschnitt sein; dennoch glaube ich, daß ihr Beispielcharakter und somit überregionale Bedeutung zukommt.

Kein Geringerer als Österreichs erster Kanzler beider Republiken, der 1870 in Untertannowitz (D. Dunajovice) — also in der mährisch-slowakisch-niederösterreichischen Grenzlandschaft um Nikolsburg (Mikulov) — geborene Karl Renner, hat in seinen Erinnerungen „An der Wende zweier Zeiten“<sup>5)</sup> Folgendes aus seiner Kindheit festgehalten:

---

<sup>3)</sup> Robert Endres: Geschichte Europas und des Orients. Bd. 4, Das Zeitalter des Imperialismus, Wien 1952. S. 157 ff.

<sup>4)</sup> Bela Bartók: Weg und Werk. Schriften und Briefe. Leipzig 1957. S. 205 f.; zit. nach Weber-Kellermann: a. a. O., S. 29 f.

<sup>5)</sup> Karl Renner: An der Wende zweier Zeiten. Lebenserinnerungen. Wien 1946. S. 45 f., s. a. S. 7 u. 76.

„Heimat und Fremde berührten sich in meinem Vaterhause noch in einer ganz besonders bedeutsamen Weise. Bis zu meinem zwölften Lebensjahre saß zur Schulzeit fast täglich an unserem Tische auch ein Fremder, der uns doch nicht fremd war. Wie bereits erwähnt, liegt jenseits der Thaya, anderthalb Wegstunden entfernt, das erste tschechische Dorf, Maiwitz oder Eibis. Der Landessitte gemäß gaben meine Eltern jeden Knaben, nachdem er drei oder vier Jahre in der Volksschule des Ortes deutschen Unterricht genossen hatte, auf Wechsel zu einer bäuerlichen Familie nach Eibis und nahmen dafür einen Knaben dieser Familie zu sich. Es traf sich glücklicherweise so, daß auch die Eibiser Familie, mit der wir tauschten, gleich kinderreich war und also vorerst für unsere Bedürfnisse reichte. Der tschechische Bube nannte natürlich meine Eltern Vater und Mutter, wie unser Knabe die tschechischen Eltern Otec und Matka. Jedes

weil der Kleine wegen seiner Aufgewecktheit nach der vierten Klasse von seinem Vater unter großen Opfern auf das Nikolsburger Gymnasium geschickt wurde <sup>6)</sup>.

Bei meinen Studien über das kulturelle Zusammenwirken von Slowaken, Kroaten und deutschsprachigen Österreichern <sup>7)</sup> entlang der alten Grenzflüsse March (Morava) und Thaya (Dyje) bin ich selbst mehrfach auf die Erscheinung des „Wechsels“ — also des befristeten Austausches von Kindern zwischen deutsch- und tschechisch-, bzw. slowakischsprechenden Familien entlang der Sprachgrenzen — gestoßen, so daß ich (familiär selbst mit Mähren und Schlesien verbunden) beschloß, der Sache eigens nachzugehen. Ich sandte an 51 vereinsmäßig erfaßte Heimatforscher eines entsprechend breiten Grenzsaumes unter möglicher Berücksichtigung der zentralen Orte weiter landeinwärts (in der Erwartung, die Entfernung der „Wechsel“-Orte einigermaßen abstecken zu können) eine kurze Bitte <sup>8)</sup> um even-

---

hatte so zugleich einen tschechischen und einen deutschen Vater, eine tschechische und eine deutsche Mutter und sprach auch nicht anders von ihnen als mit diesen Bezeichnungen. Jedesmal zog, wenn man dort Kirtag hatte, die ganze deutsche Familie nach Eibis und umgekehrt. Gänse und Hühner, Eier- und Mehlade mußten bei diesem Anlaß daran glauben, jeder tat sein Bestes. Zeitlebens blieben die Familien und die einzelnen Tauschkinder die besten Freunde und begrüßten sich auf das herzlichste, wenn man sich auf dem Wochenmarkt in Nikolsburg traf... Zu meinem Bedauern kam ich nicht ‚auf den Wechsel‘ und habe darum die tschechische Sprache nicht gelernt“ —

<sup>6)</sup> Nach Mitteilung v. Hrn. Schuldir. Leo N o v a k, Angern a. d. March, war auch einer der bedeutendsten Politiker der jungen Tschechoslowakei ein „Austauschkind“ aus jener Dreiländerecke: Der spätere Minister (ohne Geschäftsbereich) für die Slowakei, Minister für Vereinheitlichung, Justiz- und Unterrichtsminister Johann Derer wurde 1884 in einem der häufigst genannten Austauschorte — Malacka — geboren. Daten nach: Regenten und Regierungen (Minister-Ploetz). Teil II, Bd. 4, hg. v. Berthold Spuler. Würzburg 1964. 2. Aufl. S. 569—578 (Frdl. Hinweis Dr. Gerhard Jagschitz, Institut f. Zeitgeschichte d. Universität Wien).

<sup>7)</sup> Ich spreche im folgenden mehrfach von „Deutsch-Österreichern“ oder nur „Deutschen“ (in Niederösterreich), bloß um die sprachlichen Verhältnisse zu klären. Ich danke dem Kulturamt der Stadt Wien für die Unterstützung meiner diesbezüglichen Untersuchungen.

<sup>8)</sup> „Im deutsch-böhmisch-mährisch-slowakischen Grenzgebiet hat es bis etwa um 1918 (?) — wie ich andeutungsweise bei volkskundlichen Aufzeichnungen beobachten konnte — die Erscheinung gegeben, daß man Kinder mit denen bekannter Bauern im anderssprachigen Gebiet für einige Zeit (wie lange?) gewissermaßen austauschte, damit sie ‚Böhmisch‘, Deutsch oder sonst Nützliches lernten. Ich möchte nun gerne dieser Erscheinung volkskundlich-sozialgeschichtlich nachgehen und wäre Ihnen gegebenenfalls für einzelne Nachrichten, zumindest für Hinweise auf Gewährsleute dankbar; also etwa: Begründung des Austausches, in welchem Milieu (nur bei „besseren“ Bauern oder auch in ärmeren Kreisen), wer und wie wurde ausgewählt, Verhältnis zu den „Pflegeeltern“ (wie ein eigenes Kind oder als Arbeitskraft), zu den anderssprachigen Kindern; Schule,



tuelle Mitteilungen. Immerhin sind 20 Antworten eingelangt (39 Prozent).

Mag auch die empirische Basis vorerst schmal sein, so war doch ein Großteil der Antworten von einer derartigen Qualität, daß meines Erachtens ein erster Ausblick mit entsprechender Theorienbildung gewagt werden kann; er wird freilich durch weitere Feld- und Archivforschung (nicht zuletzt seitens der tschechischen und slowakischen Nachbarn und vor allem sonstiger aneinander grenzender Sprachgruppen im weiteren Umkreis) auszuweiten sein. Wie mir mehrfach bekannt wurde, bestand solch ein Kinderaustausch — nahezu selbstverständlich — auch zwischen Deutschen und Magyaren im Bereich des vormaligen Deutsch-Westungarn; Ausdrücke wie „Vendégyeremek“ (Gastkind) und „Cseregyeremek“ (Tauschkind)<sup>9)</sup> sind bis weit ins Landesinnere noch geläufig. Hier lebten aber auch Kroaten mit Deutschen in Nachbarschaft, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts allmählich assimilierten, so daß sich konservative Kräfte zur Sprachbewahrung regten:

„So ein fremdes (sc. assimiliertes) Dorf gibt es unweit von Güns, schön an der Straße, wo die Leute noch die kroatische Tracht tragen, aber deutsch sprechen. Ich begegnete einem Menschen aus diesem Dorf, grüße ihn auf kroatisch und wechsele mit diesen Worten sofort auf deutsch: ‚Ich weiß, daß Sie nicht mehr kroatisch können‘. Daraufhin sagt er mir: ‚Tatsächlich. Ich habe Leute aus dem naheliegenden Dorf überredet einen Knabenaustausch zu machen, so daß unsere in ihrem Dorf kroatisch und ihre bei uns deutsch erlernen, aber wir konnten uns nicht einig werden, und so ist das Ganze auseinandergefallen‘“<sup>10)</sup>.

Teilweise gab es aber auch bloß einseitige Bemühungen, Kinder die Sprache der Nachbarn lernen zu lassen, ohne Kinder von dort sozusagen auf Gegenseitigkeit zu übernehmen. So kündigen sich, ähnlich wie im folgenden Material auf „böhmischer“ Seite, in jenem Beleg aus der deutsch-slowenischen Kontaktzone bereits gewichtige soziokulturelle Zusammenhänge an; 1908 schreibt ein slowenischer Lehrer über die Eindeutschung der Slowenen in Kärnten:

„Weder die Behörden, noch die Schulen und auch nicht die Kirche haben zur Verdeutschung soviel beigetragen, wie die Slowenen selbst. Bis zum letzten

---

Lebensweise, Tätigkeit; blieben die Beziehungen auch später aufrecht? Späterer Berufsweg und Schicksal solcher Kinder.“ Ich darf hier allen Beantwortern meiner Umfrage herzlich für ihre Bemühungen danken.

<sup>9)</sup> Frdl. Mitteilungen von Hr. Prof. Josef Varga, Hr. Univ.-Prof. Károly Gaál, Hr. Univ.-Prof. Oskar Moser, Dr. Harald Prickler, Fr. Dr. I. B. Graefe, Fr. Maria Steindl, Fr. Margot Zeithammer, Univ.-Ass. Dr. Arnold Suppan u. a.

<sup>10)</sup> Frdl. Hinweis und Übersetzung von Fr. Nives Rittig (Zagreb) nach Fran Kurelac: Jačke, ili narodne pësme prostog i neprostog puka po župah Šopronjskoj Mošonskoj i Železnoj na Urih. Zagreb 1871 (Predgovor). (Gradišćanski Hrvati. Zagreb 1973, S. 212.)

Jahrhundert war es in Kärnten Gewohnheit, daß die Slowenen ihre Kinder zu Deutschen gaben, damit sie dort die deutsche Sprache erlernten. Dieser Brauch war weitaus gefährlicher als die deutschen Schulen. Er beweist, daß diese Minderheit zur Assimilation bereit war, da sie nur so sozial aufsteigen konnte<sup>11)</sup>.

Leider erlaubt es der zur Verfügung stehende Platz nicht, sämtliche mir zugegangenen Angaben aus dem niederösterreichisch-tschechoslowakischen Grenzraum in ihrer Gänze vorzulegen; dessen bedarf es wohl prinzipiell auch nicht. Doch sind einzelne Mitteilungen von derartiger Anschaulichkeit, so daß sie hier auszugsweise wiedergegeben seien; nicht zuletzt deshalb, weil die persönliche Note derjenigen, die selbst noch zum Kinderaustausch oder auch zu der nur einseitigen Spracherlernung in der Nachbarschaft in irgendeiner Beziehung standen — also die Einstellung hiezu — bei der Interpretation nicht übersehen werden darf, und das bloße Herausarbeiten der objektiven Daten Gefahr läuft, einen zu wenig anschaulichen und lebensvollen Eindruck von der Verflechtung der „Landessitte“ (wie es Karl Renner genannt hat) mit Lebensweise und Wirtschaftsform zu vermitteln.

Der Erscheinung, Kinder vorübergehend in den benachbarten Sprachraum zum Zweck der Erlernung jener nahen Fremdsprache zu schicken, lassen sich zweifellos verschiedene wissenschaftliche Aspekte abgewinnen. Abgesehen von einem historisch-familiensoziologischen wäre es speziell ein sprachpädagogischer bzw. sprachsoziologischer. Doch hier gelangt man schon nach wenigen Angaben wieder einmal zur Einsicht, daß (in Abwandlung einer Feststellung von A. Cullmann<sup>12)</sup> über Kultur) auch Sprache keine für sich existierende Sache sei, die unabhängig von der Umwelt nur im „Geistigen“ (wenn nicht gar in der „Volksseele“) bestehe, sondern sich aus dem täglichen Leben des Menschen und somit aus seiner „Arbeit als zentralem Akt der Kultur“<sup>13)</sup> herleite.

So bleibt, wenn wir Sozialgebilde und Sprache in der üblichen Fachgliederung schwerpunktmäßig anderen überlassen, die Frage nach dem eigentlichen Volkskundlichen. Eine konservative Forschung könnte unsere Erscheinung vorerst dem Kanonbereich „Sitte und Brauch“ zuordnen und damit abtun. Wenn jedoch in der neueren Volkskunde als empirischer Kulturwissenschaft die Probleme der Vermittlung von Kultur im Vordergrund des Interesses stehen<sup>14)</sup>, so ver-

---

<sup>11)</sup> Frdl. Hinweis Dr. Olaf Bockhorn auf Viktor Miltschinsky: Kärnten — ein Jahrhundert Grenzlandschicksal. Wien 1959, S. 14 (Seminararbeit Fr. H. Stückler 1976/77).

<sup>12)</sup> A. Cullmann: Was ich als Arbeiter von der Kultur haben möchte. (Marxistische Blätter 6, 1971, S. 10. Zit. nach Hund—Kramer, S. 5.)

<sup>13)</sup> Hund—Kramer, S. 11.

<sup>14)</sup> Wolfgang Brückner (hg.): Falkensteiner Protokolle. Frankfurt a. M. 1971, S. 303.

dient dieser Aspekt unseres Themas „Kinderaustausch“ als Teilerscheinung kultureller Sozialisation — noch dazu im „interethnischen“ Bereich — besondere fachliche Beachtung. Freilich muß in diesem Zusammenhang besonders festgestellt werden, daß der Begriff der „Interethnik“ natürlich die ideologische Unschärfe des Grundbegriffes „Volk“ teilt. Ingeborg Weber-Kellermann stellt fest, daß die Grundeigenschaft ethnischer Gruppen darin liege, daß sie offene Systeme kultureller Überlieferungen und sozialer Handlungen seien, bei deren Lebenserscheinungen es sich demzufolge stets um dynamische Prozesse, um Wachstum oder Verfall, immer aber um Wandel handle, und sie so theoretisch durch keine allgemeingültigen Merkmalskombinationen bestimmbar seien<sup>15)</sup>. Dieser Bestimmungsversuch, der zweifellos einen Fortschritt gegenüber älteren Ethnos-Definitionen darstellt, ändert nichts an der Problematik von „Volk“, auch wenn man sich des Griechischen bedient. Ich selbst habe jüngst in Anlehnung an neuere „Gastarbeiter“-Literatur versucht, von Minderheiten ausgehend, konkrete gesellschaftliche Formationen, die in Berührung geraten, durch Sprache, Kultur und Status voreinander abzusetzen, wobei gerade, wie schon Weber-Kellermann angedeutet hat<sup>16)</sup>, den eine Kulturlandschaft bestimmenden, jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen eine entscheidende Rolle zukommt<sup>17)</sup>. Dies gilt auch für unsere Untersuchung: Kinder-„Wechsel“ und „Böhmisch-Lernen“, Aneignen und Vermitteln von Kultur im Grenzbereich zweier Gesellschaften wird ohne Einbeziehung des gewissermaßen kulturökonomischen Untergrundes letztlich unverstänlich bleiben; insofern will sich diese Arbeit am Basis-Überbau-Modell<sup>18)</sup> orientieren — eine bestimmte „Sitte“, ein „Brauch“, also eine gesellschaftliche Norm, soll aus ihrer Abhängigkeit von den entsprechenden Produktionsverhältnissen verständlich gemacht werden.

---

<sup>15)</sup> Ingeborg Weber-Kellermann: Probleme interethnischer Forschungen in Südosteuropa. Eine methodische Betrachtung. (Ethnologia Europaea. Vol. 1, 1967, S. 219.) Ähnl. dies. u. Annemarie Schenk: Interethnik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats. Marburg a. d. Lahn 1973, S. 191 (Marburger Studien zur vergleich. Ethnosoziologie Bd. 3).

<sup>16)</sup> Dies.: Interethnik, S. 191.

<sup>17)</sup> Vgl. diesbezügl. auch meine demnächst im Rhein. Jahrbuch f. Volkskunde erscheinende Arbeit über „Das Ende einer Minderheit. Zuwanderung und Eingliederung slowakischer Landarbeiter in einer ostniederösterreichischen Grenzgemeinde“.

<sup>18)</sup> Hierzu z. B. Friedrich Tomberg: Basis und Überbau. Sozialphilosophische Studien. Darmstadt 1974, 2. Aufl. (= Sammlg. Luchterhand 140).

## 2. Materialien zum Kinder-„Wechsel“ und „Böhmisch-Lernen“

Bernhardstal (polit. Bezirk Mistelbach)<sup>19)</sup>:

„Ich teile Ihnen gerne mit, was ich noch von Leuten erfahren konnte, die selbst ‚am Wechsel‘ waren: Der Hauptgrund, warum man hier an der Grenze bestrebt war, die Sprache des Nachbarvolkes zu erlernen, lag darin, daß man die Hilfskräfte für die Landwirtschaft hauptsächlich aus dem slowakischen Raum bezog. So konnte man die sprachlichen Schwierigkeiten meistern.

Der Austausch der Kinder erfolgte oft schon vom zehnten Lebensjahr an bis zum Beginn der Militärdienstzeit. Es wurden da Buben sowie Mädels ‚am Wechsel‘ geschickt. Sie wurden so wie eigene Kinder behandelt. Das Wort ‚Wechsel‘ war hier allgemein für den Austausch gebräuchlich. Der Besuch der Schule war im fremdsprachigen Land oft für Lehrer und Schüler sehr schwierig. Der Vertrag über den Austausch erfolgte gewöhnlich auf drei oder sechs Monate, selten jedoch länger, und wurde mit Handschlag bekräftigt.

Der Tausch von Kindern wurde nicht nur unter größeren Bauern, sondern auch von kleineren und Handwerkern vollzogen. Der Wechsel erstreckte sich jeweils 25—30 Kilometer landeinwärts. Mein Schwager Friedrich Schlifelner, Jahrgang 1904, dürfte einer der Letzten gewesen sein, der noch am Wechsel war, und zwar im Jahr 1917, im damaligen Mährisch-Neudorf (Mor. Nová Ves).

Ein Bauer erzählte mir, daß ein slowakischer Bauer den deutschen Buben als erstes seiner großen Wirtschaft seinen riesigen Kartoffelkeller voll Stolz zeigte, die peinliche Ordnung, die Kartoffel streng nach Sorten getrennt. Der Bub staunte über das aufwendige Getue, doch schon die nächsten Tage belehrten ihn eines besseren, denn Kartoffel gab es täglich am Speisezettel. Die Kartoffel war ja immer schon das Hauptnahrungsmittel der Slowaken. Auch ist es vorgekommen, daß ein deutscher Bub wegen der mageren Kost davonlief, da er es nicht überwinden konnte, daß sein slowakischer Tauschbruder in seiner Heimat sich bei der besseren Kost jedenfalls wohler fühlte. Der deutsche Bub war jedenfalls nicht mehr zu bewegen, in die Slowakei zurückzukehren, und der slowakische Bub dachte nicht daran, den guten Kostplatz zu verlassen. So blieben beide beisammen und lernten auch so sich gegenseitig zu verstehen.

Was die Arbeit anlangt, so wurde von den größeren Kindern das Gleiche verlangt, als wenn sie zuhause wären. Die Freundschaften, die durch den ‚Wechsel‘ entstanden, blieben oft noch Jahrzehnte danach aufrecht.“

Drosendorf (polit. Bezirk Horn)<sup>20)</sup>:

Hier im Grenzland von Drosendorf ist bis vor dem Ersten Weltkrieg der sogenannte „Austausch“ von Bauernsöhnen üblich gewesen, um „böhmisch“ zu lernen. Bis zu dieser Zeit hatten die hiesigen Bauern vielfach in ihrer Landwirtschaft Hilfskräfte aus Böhmen — „böhmische Knecht“ und Dirn“ — beschäftigt, weil diese nicht nur sehr fleißig, sondern auch etwas niedriger in der Lohnforderung waren. Um sich mit diesen einigermaßen verständigen zu können, hat der österreichische Bauer seinen der Schule entwachsenen Sohn zu einem tschechisch sprechenden Bauern vermittelt, wo er in der Regel einen Winter verbrachte und als familienzugehörig betrachtet wurde. Oft erfolgte ein Austausch, so daß der tschechische Bauer seinen Sohn nach Österreich gegeben hat, um Deutsch zu erlernen. Für diesen war es wiederum vorteilhaft, etwas deutsch zu sprechen, da im Grenzbereich gegenseitig die Märkte, insbesondere die Viehmärkte, besucht worden sind. Für diesen Austausch sind überwiegend nur Söhne

<sup>19)</sup> Mitt. Otto Berger.

<sup>20)</sup> Mitt. Dr. Raimund Bauer.

von solchen Bauern in Frage gekommen, die in ihrer Landwirtschaft Hilfskräfte aus Böhmen beschäftigt hatten, also Söhne größerer Bauern. Eine sonstige Auslese hat nicht bestanden.

Mir persönlich war der inzwischen verstorbene Herr Franz Weiskirchner aus Heinrichsreith bekannt, welcher auf „Austausch“ in Pultitz (Police) einen Winter lang gewesen ist. Der tschechisch sprechende Bauernsohn war in dieser Zeit in Heinrichsreith.

Dieser „Austausch“, auch „Wechsel“ genannt, hat auch aus den gleichen Gründen in den Bauerndörfern des deutschen Südmähren stattgefunden.

### Herrnbaumgarten (polit. Bezirk Mistelbach)<sup>21)</sup>:

Frau Schodl war als Tochter reicher Bauern in einem Internat bei Prerau (Přerov) bei Olmütz (Olomouc). Töchter reicher Bauern wurden in einem Internat untergebracht, damit sie dort tschechisch lernen könnten. Sie mußten später als Bäuerinnen mit dem Personal (Mägden und Knechten aus der ČSSR) reden können. Der Vater dieser Frau war „am Wechsel“ in Köstel bei Lundenburg (Podivín). Der Sohn eines Gödinger (Hodonin) Landwirts war in Herrnbaumgarten (gegen einen österreichischen auf Austausch. Anm. d. Verf.) Beiden Knaben ging es gut. Sie besuchten in der ČSSR, bzw. in Österreich die Schule. Die Eltern waren interessiert, daß die Knaben jeweils die andere Sprache lernen mögen wegen der Dienstboten und außerdem wegen der anderen landwirtschaftlichen Verhältnisse: Österreich (hatte den) Weinbau, die ČSSR die Viehzucht.

Ein Sohn der Familie Filippovitsch war in Göding (Hodonin). Dieser hatte es nicht so gut erwischt. Der österreichische Bub kam zu einer armen Familie in ČSSR und mußte viel arbeiten, während der tschechische Bub ein gutes Leben geführt hatte. Der Austausch der Knaben und Mädchen erfolgte in der 7. und 8. Klasse der Volksschule. Die Kinder blieben ein, bzw. zwei Jahre bei den jeweiligen Familien. Die reichen Bauern tauschten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihre Kinder mit tschechischen Kindern aus; erst nach dem Ersten Weltkrieg war dieses „Wechseln“ endgültig aus. Die Grenzen wurden gesperrt und es kamen keine Arbeitskräfte mehr herüber.

So war zum Beispiel der Vater des ehemaligen Bürgermeisters von Herrnbaumgarten in Themenau (Poštorná) auf Austausch. Er ging zur Schule und mußte auch fleißig arbeiten, Kühe auf die Weide treiben usw.

In Herrnbaumgarten waren reiche Bauern (Herrnbaumgarten war eine „bessere Gemeinde“). Die Menschen, die dort auf Austausch waren, haben ärmere Bauern geheiratet, sind im Ort geblieben und sind heute schon so mit der Gegend verwachsen, daß die Enkel dieser Kinder schon in reichere Bauernhäuser hineingeheiratet haben. Nur mehr die alte Generation kann sich erinnern, wer von wo zugezogen ist.

### Jedenspeigen (polit. Bezirk Gänserndorf)<sup>22)</sup>:

Man sprach vom „Böhmisch-Lernen“, obwohl man slowakisch lernte. Die Hoferben sollten slowakisch können, weil die mittleren und größeren Bauern jeweils von Lichtmeß bis Lichtmeß slowakische Dienstboten hatten. Ein vierzehn Jahre älterer Bruder kam um 1906 nach Malacka (Malacky), dafür kam

<sup>21)</sup> Mitt. Margot Zeithammer.

<sup>22)</sup> Eig. Aufzeichnung aus Gespräch mit OSR Johann Bogner, den auch schon Anton Schultes als Gewährsperson nennt: Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March. Kulturelle und wirtschaftliche Wechselbeziehungen im nordöstlichen Niederösterreich. Wien 1954, S. 101 (= Veröffentlichungen d. Österr. Museums f. Volkskunde Bd. 4).

ein entsprechender slowakischer Bub, dessen Eltern bei Palffy angestellt waren. Der zweite, sieben Jahre ältere Bruder, kam in eine zwielichtige Familie. Der „Pflegevater“ nahm ihn immer zum Wildern und Fischen mit, so daß der Vater seinen Sohn bald zurückholte. Mädchen kamen keine auf Tausch.

Die slowakischen Kinder kamen trotz ihres Alters von etwa 12 Jahren in der österreichischen Schule in die Unterstufe.

Die Kinder blieben im Winterhalbjahr, etwa nach der Weinlese im November bis Ostern. Das slowakische „Suničku“ („Söhnchen“) mußte mit zwölf Jahren (in Ungarn endete nämlich die Schulpflicht schon mit 12 Jahren) nämlich dann schon auf dem Feld arbeiten.

Der Gewährsmann kam — wie Karl Renner — nicht mehr zum „Böhmisch-Lernen“, weil er nach St. Pölten ins Lehrerseminar geschickt wurde. Aber im Nachbarhaus in Jedenspeigen lebten sogenannte „Herrschaftsknechte“ des Gutes der Erzdiözese Wien. Da diese alle Slowaken waren, hatte auch er slowakische Spielkameraden und lernte so slowakisch.

Slowakische Familien, zu denen man deutsche Kinder schicken konnte, lernte man dadurch etwa kennen, daß Jedenspeigner Bauern im Winter in den Kleinen Karpaten (Slowakei) ihr Holz kauften. Auch kamen slowakische Heubauern bis in die dreißiger Jahre nach Niederösterreich, um ihr Heu zu verkaufen. Wer die Sprache der anderen nicht kannte, war beim Handel im Nachteil. Zum Teil waren slowakische und niederösterreichische Familien auch miteinander verwandt. Der Hauptunterschied, der den österreichischen Tauschkindern in der Slowakei auffiel, waren die vielen Mehl- und Kartoffelspeisen — besonders die ‚Ölnocker‘ waren unbeliebt, während es in Österreich mehr Fleisch gab. Die slowakischen Dienstmoten galten als sehr brav. Die Slowaken waren gewöhnlich ärmer, weil sie stärker unter den Herrschaften standen. Es kamen auch viele Saisonarbeiter aus der Slowakei, sowie aus Schlesien („Schlesinger“).

### Laa an der Thaya und Poysdorf (polit. Bezirk Mistelbach)<sup>23)</sup>:

„Im Grenzgebiet zwischen Mähren und Niederösterreich, Poysdorf — Laa an der Thaya, war es von lange her Brauch, daß Kinder im Austausch ins ‚Böhmische‘ gingen, man nannte das auf ‚Wechsel‘. Das südliche Mähren war zu dieser Zeit deutsch, erst nördlich von Brünn kam man ins ‚Böhmische‘.

So waren auch meine Eltern im Kindesalter ‚auf Wechsel‘, weil man Wert darauf legte, Böhmisch zu können, was bei einem Geschäft sehr gut war, denn in den Sommermonaten gab es hier hunderte Slowaken als Saisonarbeiter auf den umliegenden Gutshöfen. Am Sonntag kamen sie in ihren schönen, bunten Trachten herein in die Stadt, um ihre Einkäufe zu tätigen. Damals gab es noch keine Sonntagssperre — für die Kaufleute das beste Geschäft.

Also waren auch wir Kinder angeeifert, diese Sprache zu erlernen, und mein Bruder machte den Anfang. Statt ihm kam ein Bub, der hier in Laa die Bürgerschule besuchte. Meinem Bruder gefiel es sehr gut; er war bei Bauern mit großer Familie . . . Nun war auch ich darauf aus, ‚auf Wechsel‘ zu gehen, wovon meine Eltern nichts wissen wollten, weil ich ein ganz mageres, schlecht aussehendes Mädchen war. Ich setzte mich aber doch durch und bei einem sehr großen Bauern wurde noch durch meinen Bruder ein Platz ermittelt, an meiner-statt kam ein Bub. Es waren noch drei Töchter da, 16-, 18- und 20jährig, so war ich also das Nesthäkchen und hatte es wirklich sehr gut. Die Lebensweise war natürlich wesentlich anders als gewohnt. Es wurde nur von dem gelebt, was der Bauernhof abwarf. Nur sonntags gab es hin und wieder Rindfleisch, ansonsten nur portionsweise geselchtes Schweinefleisch. Brot wurde im eigenen Backofen gebacken, anschließend kamen gleich mit Kraut gefüllte, vom schwarzen Mehl

<sup>23)</sup> Mitt. Johanna Mattner.

gemachte Germflecken in den Ofen. Eine besondere Spezialität waren die ‚Buchtí‘ — wir sagen ‚Wuchteln‘ — die es nur an Festtagen gab, aber da gleich in die Hunderte, wohl sehr klein geformt.

Mit der Schule war es halt am Anfang recht schwer, aber meine Pflege-schwestern und -eltern konnten Deutsch, weil sie eben auch auf ‚Wechsel‘ waren. Der Ort, in dem ich war, hieß Niklovitz (Mikulovice) und war zehn Kilometer nördlich von Znaim (Znojmo). Mir schien, es gäbe nichts Schöneres auf der Welt als die Stadt Znaim mit dem schönen Thayatal und seiner Umgebung. An sich war Znaim eine deutsche Stadt, aber das Hinterland eben schon tschechisch. Znaim war ein großer Umschlagplatz für alle Produkte. Mit seinen Erzeugnissen wie Mohn, Kraut (das wochenlang fuhrenweise ausgefahren wurde), Gänsen, Lequa (Powidl — im Tag- und Nachtvorgang gekocht) und tausenden Kilo Zwetschen fuhren die Bauern nach Znaim auf den Markt.

Der Ort Miklowitz war nur ein Dorf, hatte aber, für damalige Zeiten sehr fortschrittlich, eine Bürgerschule. Deutsch war Pflichtgegenstand, auch Esperanto wurde unterrichtet. Als Kind erlernt und begreift man alles sehr leicht und so habe ich mich sehr rasch eingelebt. Mit der Zeit fiel ich unter den anderen Kindern gar nicht mehr auf, niemand dachte mehr daran, daß ich eine ‚Némča‘ (Deutsche) bin.

Die Tracht der Frauen war nicht so bunt wie die der Slowakinnen. Besonderen Wert wurde auf das Kopftuch gelegt — sehr bunt in Seide mit oder ohne Fransen — also mußte ich auch eines haben. In Znaim durfte ich mir eines aussuchen, für meine Begriffe wohl das schönste . . .

Wie ich schon erwähnte, war Südmähren kerndeutsch, doch ab der Grenze Laa an der Thaya, der letzten Station der Staatsbahn (Ostbahn) Wien—Brünn auf niederösterreichischem Gebiet, war schon alles deutsch und tschechisch angeschrieben. Ansonsten aber war von der Grenze nichts zu bemerken. Südmähren war für Laa ein ganz reiches Hinterland und es gab immer große Märkte und ein ständig bewegtes Geschäftsleben. Auch herrschte reger Pendelverkehr: Die Kinder kamen in die Bürgerschule, die weibliche Belegschaft der Strohhülens-fabrik bestand zu hundert Prozent aus Höfleiner (Hevlin) Frauen, auch viele Männer kamen in die Metallfabrik von ‚drüben‘, alle zu Fuß, etwa drei, vier Kilometer. An ihrer Aussprache erkannte man sie sogleich — sie kamen nicht nach Laa, sondern nach Loo, und zur blauen Leinwand, die für Schürzen verwendet wurden, sagten sie ‚blovi Fürtaleiwond‘. Die Tracht war auch eigenständig — recht weite Röcke, die ‚Kittl‘ genannt wurden, dazu kurze, außen zu tragende Jacken. Im Volksmund wurden sie ‚mährische Zäger‘ genannt . . .

Poysdorf, 14 Kilometer von der mährischen Grenze entfernt, war vor 1918 mit Südmähren eng verbunden. Von Poysdorf fuhr auf der ‚Kaiserstraße‘ täglich die Postkutsche nach Nikolsburg (Mikulov). Nikolsburg war eine uralte Stadt mit Gymnasium, die nächstbeste Gelegenheit für die Studierenden Poysdorfs. Die Stadt war für den Handel ein bedeutender Umschlagplatz. Im Juden-viertel kaufte der ‚kleine Mann‘ besonders gerne ein, weil der Jude gleich so viel vom Preis nachließ — er wollte nicht glauben, daß der nachgelassene Betrag vorher schon aufgeschlagen worden war. Nach Nikolsburg brachten die Leute aus Poysdorf oft sogar mit dem Schubkarren ihre Produkte auf den Markt, um dann mit dem Erlös gleich wieder einzukaufen . . .”

### Mannersdorf an der March (polit. Bezirk Gänserndorf)<sup>24)</sup>:

Begründung des Austausches: Die hiesigen Bauern waren zur Erntezeit auf Saisonarbeiter angewiesen. Erleichterung der Verständigung, Kenntnis des Weinbaues. Kurz nach Allerheiligen kamen slowakische Bauern mit ihren Söhnen —

<sup>24)</sup> Mitt. Dir. Leo Novak.

seltener Töchter — meist aus den Orten Malacka (Malacky), Kiripolz (Kiripolec), Groß- und Klein Schützen (Vel. a. M. Levare), Hochstädten (Vysoka pri Morava), Jakobsdorf (Jakubov) nach Mannersdorf, um den Austausch ihrer Kinder zu besprechen (Alter 11—14 Jahre) und die Verteilung der Plätze (Höchstzahl 6—8) festzulegen. Dauer: Allerheiligen bis Ostern, manchmal auch in den Ferien. Milieu: Kein Unterschied zwischen Groß- oder Kleinbauern. Das Verhältnis zu den „Pflegeeltern“ wurde als gut bezeichnet, die Austausch Kinder wurden wie eigene Kinder gehalten. Es wurde neben dem obligaten Schulbesuch auch leichtere Hofarbeit geleistet. Die Beziehungen blieben im allgemeinen, besonders da slowakische Bauern in Mannersdorf Grundbesitz hatten, aufrecht. Die hiesigen Kinder blieben mit seltenen Ausnahmen dem Bauernstand erhalten. Ebenso wurden Bauernsöhne aus Ollersdorf und Ebenthal ausgetauscht.

### Marchegg (polit. Bezirk Gänserndorf)<sup>25)</sup>:

„Soweit mir bekannt ist, wurden ausschließlich Buben in die benachbarte Slowakei und auch nach Ungarn zur Erlernung der Sprachen geschickt. Es handelte sich in erster Linie um Söhne wohlhabender Bauern und Geschäftsleute, damit diese meist 12—14jährigen Buben die Grundlagen für die Verständigung mit ihren späteren Dienstleuten (Knechte und Mägde kamen überwiegend aus der Slowakei) erlernten. Aus meiner eigenen Familie sind mir zwei Fälle bekannt . . . welche beide in Hochstädten (Vysoka) ein Jahr lang die slowakische Schule besuchten. Ferner ist mir bekannt, daß die drei Söhne eines Fleischhauers etwa 1870—1880 ebenfalls in Hochstädten zur Erlernung der Sprache weilten. Diese drei Brüder verbrachten zusätzlich noch ein Jahr in Ungarn, um auch diese Sprache zu lernen. Ein gewisser F. G., geboren 1881, Sohn eines Bäckermeisters, verbrachte sein Lernjahr im Försterhaus von Malacka (Malacky) bei seinem Onkel.

Mein Onkel erzählte mir oft von dieser Zeit, u. a., daß die Schulbuben dort im Winter das Holz zum Heizen des Schulzimmers selbst mitbringen mußten . . . Als Schulfrühstück bekamen sie von ihren Pflegeeltern meist nur ein Stück Weißkraut mit, während die slowakischen Buben, welche in Marchegg bei Pflegeeltern waren, wenigstens ein Schmalzbrot mitbekamen.

Die Austausch Kinder aus der Marchegger Gegend kamen besonders in die am jenseitigen Marchufer gelegenen Orte Hochstädten (Vysoka), Stampfen (Stupava), Sohorn (Zohor) und Neudorf (Devinska Nova Ves).

Bemerkenswert wäre noch, daß im Nachbarort Baumgarten a. d. March von dieser Gepflogenheit kein Gebrauch gemacht wurde, weil gerade in diesem Dorf eine besonders große Zahl slowakischer Dienstboten beschäftigt war und sich dadurch die Kenntnis der fremden Sprache von selbst ergab. Es herrschte dort der schöne Brauch, daß die Dienstboten ihre slowakischen Verwandten und Freunde zum Kirtag (Kirchweihfest) einladen durften, wo sie von ihren Arbeitgebern reichlich bewirtet wurden. Die Dienstboten durften ihren eigenen Kirtag abhalten.

Die Kenntnis der Sprache war seitens der Arbeitgeber nicht nur wegen der Verständigung mit den ständig beschäftigten Dienstboten notwendig, sondern auch wegen der vielen Saisonarbeiter, welche während der Hauptarbeitszeit in unser Gebiet kamen. Sie kamen auch noch in der Zwischenkriegszeit.

Es dürfte sie interessieren, daß die Rübenarbeiter (Vereinzeln, Jäten und Ernten der Zuckerrüben) fast ausschließlich Hannakinnen (Anm. d. Verf.: Zentralmährische Landschaft zwischen Brünn/Brno und Olmütz/Olomouc) waren, die ihren Gacda (Vorarbeiter) mitbrachten. Diese Frauen und Mädchen erfreuten sich auf

<sup>25)</sup> Mitt. Wilhelm Fasslabend.



Grund ihres besonderen Fleißes großer Beliebtheit. Sie wurden ‚Schwalben‘ genannt, weil sie im Frühjahr kamen und im Herbst wieder heimwärts zogen. Ihr Arbeitseinsatz erfolgte auf den zahlreichen Gutshöfen in der Umgebung. Die Schnitter („Mahder“) kamen zur Getreideernte, welche bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges meist noch händisch durchgeführt wurde. Sie rekrutierten sich häufig aus slowakischen Familien.

Zur Unterstützung des Gemeindehalters (= Viehhirten) kamen in den Ferien slowakische Schulbuben, um ihn beim Hüten der damals noch zahlreichen Rinderherden zu unterstützen. Verköstigt wurden sie bei den Bauern, ihre Schlafstätte war der Kuhstall. Damals beendeten die Kinder in der Slowakei mit zwölf Jahren ihre Schulzeit.“

Mistelbach (polit. Bezirk Mistelbach)<sup>26)</sup>:

Frau Heindl, 84 Jahre, weiß zu berichten: Vor dem Ersten Weltkrieg war ein Jahrmarkt in Mistelbach, der Michaelimarkt, ein großes Ereignis. Es kamen hauptsächlich Mäher aus der Znaimer (Znojmo) Gegend mit Leitern, Bottichen, Schaffeln, Butten usw. Diese Leute brachten auch fertig gebratene Gänse mit. Weil dieser Markt länger dauerte, übernachteten die Fremden im Ortsgasthaus. Um das Geschäft zu beleben, waren die Wirte interessiert, ihre Söhne in die ČSSR, zu schicken, damit sie die Sprache erlernten. So tauschte ein Händler namens Kraus seinen Sohn mit dem Wirtssohn Filipinetti. Beide Knaben waren gut gehalten und hatten jahrelang Kontakt.

Poysdorf (polit. Bezirk Mistelbach)<sup>27)</sup>:

Herr Eichler — Bauernsohn — Ziegelofen — Weinbau — war auf Austausch bei Brünn (Brno) in Czrnitz (? , Chrlice?), war zwei Jahre dort und ist dort zur Schule gegangen. Der Lehrer war sehr streng und hatte noch ein Rohrstabler, hat es aber bei Eichler nie verwendet, war sehr bemüht um ihn und hat ihn immer gefragt, ob er auch verstanden hätte . . . Er steckte voll Schabernak . . . hatte aber unter den tschechischen Buben viele Freunde . . . Im Alter von 17, 18 Jahren war Herr Eichler nochmals in der ČSSR bei der Familie Wichterle — Landmaschinenerzeugung in der Nähe von Brünn (Brno). Er lernte dort Maschinenschlosser, diese Kenntnisse verwertete er später in seinem Sägewerk.

Die Kinder von Herrnbaumgarten, Poysdorf, Schrattenberg usw. kamen nach Göding (Hodonin), Lundenburg (Břeclav), Nikolsburg (Mikulov).

Retz (polit. Bezirk Hollabrunn)<sup>28)</sup>:

„In Retz und Umgebung bestand fallweise bis zum Ersten Weltkrieg die Gepflogenheit, daß man Kinder, aber auch Schulentwachsene mit solchen bekannter Bauern im tschechischen Gebiet Südmährens ‚austauschte‘. Man nannte dies ‚auf Wechsel gehen‘. Bei Schulkindern fiel der Wechsel in die Zeit der Ferien, bei Schulentwachsenen meist in die Wintermonate. Die Zeit war verschieden lang, drei bis vier Wochen. War man gegenseitig mit dem Aufenthalt zufrieden, wurde der Wechsel in den folgenden Jahren wiederholt. Zweck des Wechsels, der sich nur auf wohlhabende Bauern beschränkte, war österreichischerseits, sich mit den tschechischen Dienstpersonal verständigen zu können. Bei der männlichen Jugend der Tschechen war meist der Umstand maßgebend, schon vor der Einberufung zum Militär Kenntnisse der deutschen Sprache zu haben.“

---

<sup>26)</sup> Mitt. Margot Zeithammer.

<sup>27)</sup> Mitt. Margot Zeithammer.

<sup>28)</sup> Mitt. Anton Resch.

### Schönau (Sanov, Mähren, bei Grusbach/Hrušovany)<sup>29)</sup>:

Frau L. Pollak, 83: Sie war zehn Jahre alt, als ihre Großmutter 1902 starb. Von Großmutter und Mutter hat sie ihre Kenntnisse. Der Bruder der Großmutter war Prälat in Veseli (n. Lužnice?, Böhmen). Ihre Mutter Theresia, deren Schwestern Elisabeth und Maria waren in Veseli, um die Sprache zu lernen. Für diese drei Mädchen kamen drei Buben nach Schönau (Sanov, Mähren, jenseits der Grenze bei Laa a. d. Thaya). Die Schönauer waren Landwirte und sollten die tschechische Sprache lernen, damit sie, wenn sie nach Brünn (Brno) oder Znaim (Znojmo) fuhren, diese Sprache beherrschten. Die Frau erinnert sich, daß so manche Familie ihre Kinder „am Wechsel“ schickte, Leute, die zurückkamen, lehrten die Menschen zuhause. In einem Fall erinnert sich die Frau, daß ein Bursch bereits nach einer Woche zurückkam. Er wurde schlecht behandelt, mußte viel arbeiten und bekam wenig zu essen.

Der Tausch der Kinder wurde meist unter Verwandten durchgeführt, manchmal auch durch Warenhändler vermittelt, die im Herbst von Haus zu Haus gingen. In Böhmen waren die wirtschaftlichen Verhältnisse weitaus schlechter. Darum ging man mit Stoffen und Schnittwaren im Buckelkorb Ware verkaufen, und zwar schlesische Frauen. Der Herbst wurde dafür gewählt, weil da die Bauern Geld hatten.

Weiters berichtet die Frau, daß österreichische Kinder in den Grenzorten meist nach Nikolsburg (Mikulov) zur Schule gingen; es gab dort tschechisch, deutsch und jüdisch geführte Klassen.

### Schrems (polit. Bezirk Gmünd)<sup>30)</sup>:

„In der Monarchie war in unserer Gegend aller Handel und Wandel nach Böhmen hin orientiert. Von Schrems, Gmünd und wahrscheinlich den meisten Orten im oberen Waldviertel fuhr man nicht nach Wien, sondern nach Budweis (Č. Budějovice) um einzukaufen, weil diese Stadt leichter zu erreichen war und besonders nach der Eröffnung der Franz-Josefs-Bahn 1871 nur eine Bahnstunde entfernt war. Die Geschäftsleute kauften dort ihre Waren zum Wiederverkauf ein, es gab dort schon Geschäfte mit Fertigteilern für Männer und Frauen, man holte sich die Pferde von Budweiser Pferdehändlern und die Wirte bezogen ihr Bier aus Protivin; ja selbst die Särge erstand man in Budweis, wenn man einen ‚schönen‘ Sarg haben wollte. Die heimische Geschäftswelt und das Beamten-tum unserer Kleinstadt bzw. Marktflecken beschäftigte vorwiegend Dienstmägde aus grenznahen böhmischen Dörfern wie zum Beispiel Witschkoberg (Halámky), London (Londyn), Paris (Paříž), Suchenthal (Suchdol), Trischel (?), Libnitsche (?) und andere mehr. Das Bezirksgericht in Schrems war einst mit drei Richtern besetzt, die vorwiegend mit den vielen Streit- und Ehrenbeleidigungsprozessen, die gerade von den Einwohnern der kleinen böhmischen Dörfer geführt wurden, alle Hände voll zu tun. Die böhmische Sprache wurde daher oft gebraucht und jeder einheimische Geschäftsmann, besonders die Wirte und Fleischhauer, waren bis zu einem gewissen Grade eines böhmischen Dialektes mächtig. Man gab daher die Kinder, meist Buben im Vorschulalter, also zwischen vier und sechs Jahren, in die Familien, von denen man ein Dienstmädchen im Haushalt hatte, damit diese Kinder die böhmische Sprache lernten. Oder aber, verließ ein Dienstmädchen, weil es schwanger geworden war, ihren Platz, so gab man ihr über Monate auch ein Kind des Hauses mit, damit dies die Sprache leichter erlernte und man es in guter Hut wußte, weil ja das Mädchen nach der Geburt ihres Kindes und nach einer gewissen Stillzeit ihr Kind ihrer Familie übergab und auf ihren alten Dienstplatz zurückkehrte.

---

<sup>29)</sup> Mitt. Margot Zeithammer.

<sup>30)</sup> Mitt. Otto Mölzer

In Schrems weiß ich nur von zwei Geschäftsleuten, die durch Austausch einen böhmischen Dialekt erlernten, und zwar mein Vater, der Gastwirt war, und ein Fleischhauer namens Josef Rzepa. Es wird bestimmt mehr gegeben haben, aber es ist weder etwas zu erfragen, noch etwas bekannt. Die meisten Leute sind schon abgestorben oder einfach verschwunden; bin doch auch ich schon 71 Jahre und bestimmt fast der Letzte, der darüber etwas weiß."

Süßenbach, Kirchberg am Walde (Polit. Bezirk Gmünd)<sup>31)</sup>:

„Eine Frau F., geboren in Süßenbach bei Kirchberg am Walde, 77 Jahre, zur Zeit in Wien lebend, berichtete: Ihr Vater war Bauer, Gastwirt und damals Schulobmann. Sie erinnert sich an einen Aufruf vor etwa 70 Jahren zur Sprachlernung. So kam ihr Bruder nach Böhmen und ein böhmischer Bauernsohn, beide etwa 14—16jährig, nach Süßenbach für ein halbes Jahr — ohne Entgelt an Kindes statt.

Herr P., Kirchberg a. Walde, berichtete, daß seine Schwiegermutter aus der Budweiser (Budějovice) Gegend stammt, auch ausgetauscht war — aber als ich um nähere Daten bat, wollte sie keine Angaben mehr machen... Ich konnte feststellen, daß ältere Leute ganz gerne, Leute der mittleren Jahrgänge sehr ungern oder fast gar keine Auskunft geben, sofern es sich um ihre Verwandtschaft aus dem böhmisch-mährischen Raum kommand handelt, sie sogar in Abrede stellen und sich genieren, als ob es eine Nationalschande wäre."

Waidhofen an der Thaya (polit. Bezirk Waidhofen a. d. Th.)<sup>32)</sup>:

„Umfragen ergaben, daß es wohl vereinzelt vorkam, einen tschechischen Lehrbuben oder eine Köchin einzustellen, dies aber keinesfalls die Regel war, sondern nur auf Grund verwandtschaftlicher Beziehungen. In der Stadt Zlabings (Slavonice) in Südböhmen sollen in den Ferien immer tschechische Buben und Mädchen von Geschäftsleuten aufgenommen worden sein, zu dem Zweck, die deutsche Sprache zu lernen. (10—15 Kinder.)

Aus meiner Aufenthaltszeit in Enns (Oberösterreich) ist mir bekannt, daß in der Zuckerfabrik Enns sehr viele tschechische Zuckersieder (Männer, die die Zuckerkessel überwachten und bedienten) angestellt waren. Diese Zuckersiedemeister lebten dort mit ihren Familien, und das Geheimnis, richtigen Kristallzucker zu sieden, gab nur der Vater an den Sohn weiter."

Waltersdorf an der March (polit. Bezirk Gänserndorf)<sup>33)</sup>:

„In unserem Ort hat es den Austausch zwecks Erlernung einer Fremdsprache selbst nicht gegeben, da bis zum Jahre 1884 die slowakische Sprache selbst Umgangssprache unserer Ortsbevölkerung war. Jedoch ist mir der Brauch des Austausches wohl bekannt. Dieser fand nur in Kreisen besserer Bauern und Geschäftsleute statt und dauerte von einem halben Jahr bis zu zwei Jahre. Vielfach endete er bereits vor dem Ersten Weltkrieg.

Der Austausch österreichischerseits wurde damit begründet, daß alle Bauern in Grenznähe zur Slowakei, welche damals zu Ungarn gehörte, von dort ihr Dienstpersonal (Kindermädchen, Mägde, Pferdeknechte, landwirtschaftliche Arbeiter wie Schnitter und Zuckerrübenarbeiter) bezogen und selbstverständlich die Kenntnis deren Sprache zwecks Umgang mit denselben wichtig war. Slowakischerseits war die Erlernung der deutschen Sprache deswegen notwendig, weil

<sup>31)</sup> Mitt. Eva Schmidt.

<sup>32)</sup> Mitt. Eduard Führer.

<sup>33)</sup> Mitt. Johann Kos sen.

die dortigen Bauern und Geschäftsleute regen Handelsverkehr mit der österreichischen Bevölkerung der Grenzgemeinden trieben und so die Kenntnis der deutschen Sprache von großem Vorteil war.

Das Austauschverhältnis beruhte meist auf Gegenseitigkeit. Das Verhältnis zu den Pflegeeltern, sowie zu den übrigen Familienmitgliedern, war stets ein gutes. Die Austausch Kinder wurden nur zu leichten Hausarbeiten, sowie in Gemeinschaft der eigenen Kinder z. B. zum Beaufsichtigen der Rinder auf der Weide verwendet. Mein Onkel selbst war als Kind im Alter von 12 Jahren zwei Jahre lang im Austausch bei einem Müllermeister in der Gemeinde St. Johann in der Slowakei (Mor. Sv. Ján). Er besuchte dort auch die Schule und bekam sogar über den Schulbesuch ein Zeugnis ausgestellt. Ein Sohn dieses Müllermeisters war wieder bei den Eltern meines Onkels, die auch Bauern waren, zwei Jahre im Austausch. Mein Onkel hat sich auch noch im Alter sehr lobend über diese Zeit des Austausches geäußert. Er habe nicht nur die Sprache, sondern auch die Lebensgewohnheiten, Bräuche usw. der slowakischen Bevölkerung kennengelernt, ein Umstand, welcher nicht nur seinen geistigen Horizont erweiterte, sondern ihm auch in manchen Lebenslagen äußerst von Nutzen waren. Die Beziehungen der Pflegeeltern zu den Austauschkindern, sowie unter den Austauschkindern selbst, blieben oft bis zu deren Tod aufrecht und waren stets sehr gute. Leider wurden diese ja . . . jäh unterbrochen, im Geiste leben sie aber heute noch weiter."

Wilhelmsdorf (polit. Bezirk Mistelbach)<sup>34)</sup>:

„Persönlich habe ich nur einen auf Austausch gewesenen Bauern näher kennen gelernt, nämlich den Bruder meines Firmpaten, der mir noch in alten Tagen von seinem Aufenthalt in ‚Böhmen‘ erzählt hat. Die Sache hat sich so abgespielt: Bald nach Schulschluß sind Bauern aus ‚Böhmen‘ auf ihren Wagen durch unsere Ortschaft gefahren, jeder hatte einen Burschen von 14 Jahren bei sich auf dem Wagen. Die haben nun von Haus zu Haus gefragt, ob man nicht ihren Buben gegen ‚Tausch‘ aufnehmen wolle. Hatten sie ihr Ziel erreicht, sind sie am anderen Tage mit dem deutschen Buben wieder heimgefahren. Das ‚Böhmischlernen‘, wie der Brauch bei uns geheißen, hat zwei Jahre gedauert. Nach dieser Zeit haben die ‚Böhm‘ den deutschen Buben wieder zurückgebracht und ihren abgeholt. Wie mir alle versicherten, wollten die ‚Böhm‘, daß ihr Sohn die Staatssprache erlerne, unsere Bauern aber, daß ihre Söhne so viel ‚Böhmisch‘ lernen, daß sie mit den ‚böhmischen‘ Saisonarbeitern, die jährlich zum Schnitt (sc. Getreideernte) kamen, besser verhandeln konnten. Es haben daher nur größere Bauern ihre Söhne zum ‚Böhmischlernen‘ geschickt, da nur diese Saisonarbeiter benötigten.

Mein Göd (ich habe zum Bruder meines Firmpaten auch ‚Göd‘ gesagt, da beide Brüder zusammen mit einer Schwester, alle drei unverheiratet, gewirtschaftet haben) kam zu einem Großbauern in Mähren: ‚Das waren Protestanten. Sie haben keine Heiligenbilder in den Stuben gehabt, sondern nur Landschaften. Mein Bauer hat, wie alle großen Bauern dort, selbst nichts gearbeitet. Er hat in der Früh die Arbeit eingeteilt und ist dann ins Wirtshaus gegangen, wo er vor allem ‚gehandelt‘ hat. Zu Mittag ist er heimgekommen, hat die Arbeit für den Nachmittag eingeteilt und ist dann meist auch selber auf die Felder nachschauen gekommen. Ich habe während der zwei Jahre kaum ein Fleisch gesehen. Zu Mittag hat es unter der Woche eine Schüssel voll ungeschälter Erdäpfel oder eine große gekochte Rübe gegeben. Am Sonntag waren die Erdäpfel geschält und mit Rahm übersankert (übergossen?). Selbstverständlich hat es auch viele gute Mehlspeisen gegeben.‘ Da er aber bei diesem Bauern selbstverständlich nicht wie

<sup>34)</sup> Mitt. Insp.-Rat Alois Wolfram.

ein Knecht, sondern wie ein Sohn des Hauses gehalten wurde, hat mein Göd seinem Aufenthalt in ‚Böhmen‘ bis in sein hohes Alter ein gutes Andenken bewahrt . . . Diese ‚Böhm‘ haben bei uns vor allem diese Dörfer aufgesucht, aus welchen schon deutsche Burschen in ihrem Dorfe gewesen und die Verhältnisse dort gut gekannt haben, so daß die Eltern versichern konnten, ihr Sohn komme in kein ‚schlechtes Haus‘. Mein Göd hat gesagt, daß die einzelnen böhmischen Dörfer ‚ihre‘ Dörfer bei uns gehabt, die sie aufgesucht haben, daß also eine Art Partnerschaft zwischen einem ‚böhmischen‘ und einem unserer Dörfer bestand . . . Das widerspricht auch nicht der ganz bestimmten Angabe, daß die ‚Böhm‘ nach Ankunft bei uns ‚von Haus zu Haus gefragt‘ haben, denn diese stillschweigende Partnerschaft bestand ja nur zwischen den Dörfern, nicht aber den einzelnen Familien.“

### 3. Der Kinderaustausch als gesellschaftliche Norm sekundärer Kultursozialisation und sein wirtschaftlicher Untergrund

Fassen wir zunächst die Erscheinung des Kinderaustausches, die in der regionalen volkskundlichen Literatur — soweit ich sehe — nur ein einziges Mal aufscheint<sup>35)</sup>, zusammen: Umgangssprachlich wird er gewöhnlich „am (auf) Wechsel-“, „auf Tausch-“ (Sein, Gehen), aber auch „Böhmisch-Lernen“ (mundartlich „bemisch“) genannt, wobei die deutsche Umgangssprache in Niederösterreich keinen Unterschied zwischen den beiden westslawischen Sprachgruppen Tschechisch und Slowakisch macht. Für die Sammelbezeichnung dieser beiden wurde der alte deutsche Landesnamen des Königreichs Böhmen verwendet, ohne die politische Gegebenheit zu berücksichtigen, daß die heutige Slowakei vor 1918 zum Königreich Ungarn gehörte. Als „Wexl“ und „Taus“ wurden die deutschen Bezeichnungen auch zu Lehnwörtern im angrenzenden Slowakischen<sup>36)</sup>. Tschechische Bezeichnungen für diesen Kinderaustausch sind mir z. Z. unbekannt.

Ausgetauscht wurden deutschsprachige Kinder und Jugendliche aus dem ehemaligen Erzherzogtum Österreich unter der Enns (Niederösterreich, auf das wir uns in dieser Arbeit beschränken) mit tschechisch- oder slowakischsprechenden Kindern und Jugendlichen aus dem vormaligen Königreich Böhmen, der Markgrafschaft Mähren und Oberungarn, und zwar, wie die Bezeichnung dieser Interaktion im Sinne von „Austauschen“, „Auswechseln“ besagt, gewöhnlich auf Gegenseitigkeit, so daß für die „Pflegeeltern“<sup>37)</sup> keine zusätzlichen Lebenshaltungskosten erwachsen. (Das „Böhmisch-Lernen“ gegen bloße Bezahlung der Lebenshaltungskosten für das Kind ohne gegenseitige Aufnahme eines „böhmischen“ Kindes scheint eher selten gewesen zu sein und dürfte sich aus naheliegenden Gründen nur auf „gehobenerer“,

---

<sup>35)</sup> Schultes: Nachbarschaft, S. 101 f. u. S. 3.

<sup>36)</sup> Ebda.: S. 17, sowie frdl. Mitt. Fr. Dr. S. Kovačevićová, Bratislava.

<sup>37)</sup> Dieser Begriff wurde von mir in der zit. Umfrage gebraucht und scheint wahrscheinlich deshalb mehrfach in den Antworten auf.

finanzkräftige Familien beschränkt haben.) Da sich allerdings im abgesteckten Bereich die Landesgrenzen nicht mit den Sprachgrenzen deckten, waren letztere für den Austausch entscheidender, so daß auch innerhalb Südmährens, wo ein größerer Grenzsaum fast durchgehend deutschsprachig war, ein Kinderaustausch möglich war. Allerdings haben sich die Sprachgrenzen erst im 19. Jahrhundert richtig verfestigt<sup>38)</sup>, und zwar im Zuge der zunehmenden Binnenwanderung als Folge der Industrialisierung. Entlang der March scheinen die alten Sprachverhältnisse nicht so klar trennbar gewesen zu sein; hier gab es beiderseits des alten Grenzflusses einzelne deutsche und slowakische (bzw. kroatische) Orte; Wellen von Slawisierung und Verdeutschung sind im Laufe der Jahrhunderte mehrfach über den Fluß hin- und hergegangen<sup>39)</sup>.

Vermittelt wurde der Kinderaustausch, soweit wir auf Grund des Materials ersehen, vor allem durch den unmittelbaren Kontakt der Geschäftsleute und Handeltreibenden (Wirte, Marktfahrer, Handwerker; einmal wird die Vermittlung von Schlesierinnen genannt, die, aus einem klassischen Land der Hausindustrie stammend, ihre textilen Produkte im Hausiererhandel vertrieben, bzw. durch Bauern, die ihre Produkte selbst verhandelten (vor allem Heu, Holz und Wein). Bei den bäuerlichen Gemeinden im nordöstlichen Niederösterreich dürfte es so etwas wie eine stillschweigende Ortspartnerschaft gegeben haben, das heißt, man tauschte die Kinder zwischen bestimmten, offenbar in den soziokulturellen Erwartungen bewährten Orten aus, zwischen denen manchmal trotz verschiedener Barrieren auch verwandtschaftliche Beziehungen bestehen konnten<sup>40)</sup>. Hatte man innerhalb dieser Ortschaften nicht schon ganz bestimmte Familien vorgesehen — sei es durch Mundpropaganda, sei es durch wiederholten „Wechsel“ — so mußte man eben von Haus zu Haus anfragen, ob man ein Kind in

---

<sup>38)</sup> Herbert Matis: Nationalitätenfrage und Wirtschaft in der Habsburgermonarchie. (Der Donauraum. Zschr. d. Forschungsinstitutes f. d. Donauraum, 15. Jg., 1970, S. 185.)

<sup>39)</sup> Schultes: Nachbarschaft. Ders.: Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau a. d. March. Bearb. u. ergänzt v. Robert Zelesnik. Hohenau a. d. M. 1966. Josef Breu: Die Kroatensiedlung im Burgenland und den anschließenden Gebieten. Wien 1970, S. 167 ff.

<sup>40)</sup> Zweifellos bestand zwischen Deutschen und Tschechen eine starke resentimentmäßige Heiratsbarriere, die aber wohl auch erst entsprechend zur Entwicklung des Nationalismus im 19. Jh. verhärtete und gewiß sozioökonomische und kaum „ethnisch“-rassistische Voraussetzungen hatte. Das mag vor allem für die Landbourgeoisie gelten, während in den Unterschichten „Mischehen“ häufiger gewesen sein dürften. Überdies scheinen die vielen anderssprachigen Familiennamen zu beweisen, daß früher die zwischensprachlichen Ehen durchaus keine Ausnahme waren.

Tausch nehmen wolle<sup>41)</sup>. Im Waldviertel scheint man mehrfach auf tschechische Familien gekommen zu sein, aus denen man bereits Dienstboten hatte. Hier lag allerdings das Schwergewicht auf dem „Böhmisch-Lernen“ und weniger auf dem Kinderaustausch: Wohlhabende Bürger zahlten dann für den Aufenthalt ihres Kindes bei der tschechischen Familie<sup>42)</sup>, während er unter Geschäftsfreunden vielleicht überhaupt eine Ehrensache war. Der Nachricht aus Waldenstein zufolge scheinen auch die Schulbehörden — vielleicht auf höhere Anregung zur „Völkerverständigung“ — einen Schüleraustausch gefördert zu haben.

Die Entfernung der jeweiligen Tauschorte voneinander überschritt gewöhnlich kaum 10 bis 20 Kilometer beiderseits der historischen Sprachgrenzen<sup>43)</sup>; sie reichte jedoch, daß den Tauschkindern auch bestimmte andere Kulturmerkmale (Nahrung, Kleidung, etc.) auffielen und in Erinnerung blieben. Größere Entfernungen wurden nur bei persönlichen Beziehungen (Verwandtschaft) oder bestimmten Interessen (z. B. das Prestige des Mädcheninternats in Prerau/Přerov) gewählt. Bei den geringeren Entfernungen konnten sich leicht zwischen den

---

41) Angabe A. Wolfram, Wilhelmsdorf.

42) Angabe O. Mölzer, Schrems.

43) In meiner Umfrage wurden folgende Austauschorte genannt (zuerst der deutsche Ort, dann der nachmalige tschechoslowakische): Bernhardthal: Mähr. Neudorf (Mor. Nová Ves), Göding (Hodonín). Großpertholz: Budweis (Budějovice). Heinrichsreith (b. Drosendorf): Pulitz (Police). Herrenbaumgarten: Prerau (Přerov), Köstel (Podivín), Göding (Hodonín), Themenau (Poštoná, vorm. Niederösterr.), Nikolsburg (Mikulov). Jedenspeigen: Malacka (Malacky). Laa a. d. Thaya: Niklowitz (Mikulovice). Marchegg: Hochstädten (Vysoká pri Mor.), Stampfen (Stupava), Sohorn (Zohor), Theben-Neudorf (Devínska Nová Ves). Mannersdorf, Ollersdorf, Ebenthal: Malacka (Malacky), Kiripolz (Kiripolec), Großschützen (Vel. Leváre), Kleinschützen (Mal. Leváre), Hochstädten (Hochšetno-Vysoka pri Mor.), Jakobsdorf (Jakubov), Stampfen (Stupava). Poysdorf: Czrnitz (?) (Chrlice?). Schönau (heute Šanov, Mähren): Weseli (Weseli n. Luž.?). Schratzenberg, Poysdorf, Herrnbäumgarten: Göding (Hodonín), Lundenburg (Břeclav), Nikolsburg (Mikulov). Waltersdorf a. d. March (Umgebung): St. Johann (Mor. Sv. Ján).

Ohne Nennung eines tschechoslowakischen Tauschortes wurden noch österreichischerseits angeführt: Hohenau-Rabensburg, Litschau, Mistelbach, Süßenbach, Kirchberg am Walde (Umgebung von Budweis — Budějovice), Zlabings (Slavonice, Mähren), Karlstein a. d. Thaya, Drosendorf-Zissersdorf, Retz, Schrems, Wilhelmsdorf, Stillfried. Bei Schultes: Nachbarschaft, S. 101 f., werden folgende Austauschorte genannt: Dobermannsdorf: Neudorf (Mor. Nová Ves), Egbell (Gbely). Hausbrunn: Neudorf (Mor. Nová Ves), Schoßberg (Šaštín). Waidendorf: Malacka (Malacky), Schandorf (Sandorf), Gairing (Gajary), Großschützen (Vel. Leváre), Kuchel (Kuchyna). Angern a. d. March: Ungeraiden (Zahorská Ves), Jakobsdorf (Jakubov), Laab (Láb), Zankendorf (Plavecký Svrtok). Dürnkrot: Pernek (Pernek), Kiripolz (Kiripolec), Jakobsdorf (Jakubov), Dimburg (Dimburk). Grub, Matzen, Auerthal: Hochstädten (Hochšetno-Vysoka pri Mor.).

Tauschfamilien längerdauernde Beziehungen mit Brauchcharakter entfalten („Heimsuchen“ an Sonntagen, Kirchweihbesuche mit festlicher Bewirtung). Ob die tschechoslowakischen Familien allerdings auch zur „Freundschaft“ (also in weiterem Sinne zur „Sippe“) gezählt wurden, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls blieben einzelne herzliche Beziehungen bis in die Gegenwart über die Grenzen hinweg aufrecht.

Im Zusammenhang mit dem Kinderaustausch wird man also zweifellos auch von horizontaler Mobilität bzw. Migration (Wanderung<sup>44</sup>) kleiner und mittlerer Reichweite mit einem Lernziel im anderssprachigen Gebiet sprechen können.

Das Alter der Austausch Kinder lag zwischen Vorschul- und (gleichfalls eher ausnahmsweise) Rekrutierungsalter. Bevorzugt wurde die Oberstufe der achtklassigen Volksschule, also das Alter zwischen zehn und vierzehn Jahren, mehrfach auch die Zeit unmittelbar nach der Schulentlassung.

Die Dauer des Aufenthaltes der Wechselkinder im fremden Sprachgebiet dauerte zwischen einem Monat und zwei Jahren. Bei Schulkindern wurden oft die Sommerferien genützt, ebenso oft verbrachten sie aber auch ein Schuljahr (gewöhnlich von Allerheiligen bis Ostern) im Nachbargebiet, wenn ein regelrechter Schulbetrieb vorgesehen war. Seitens der Lehrer scheint es in diesen Fällen gewöhnlich eher keine Schwierigkeiten gegeben zu haben, da die dortige Intelligenzschicht meist beide Sprachen beherrscht haben dürfte; aber auch viele ältere Lehrer im österreichischen Grenzbereich beherrschen bis heute noch mehr oder minder ganz gut die Sprache der Nachbarn. Kurze Wechsel-Aufenthalte wurden manchmal wiederholt<sup>45</sup>).

Was die Datierung des Kinderaustausches betrifft, scheint mein ältester Beleg für die fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts zu gelten, da das betreffende Tauschkind — die Großmutter des Gewährsmannes — 1846 geboren wurde<sup>46</sup>). Eine Nachricht<sup>47</sup>) spricht davon, daß der Kinderaustausch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts üblich gewesen sei. Übereinstimmend teilen jedenfalls die Beantworter meiner

---

<sup>44</sup>) Hiezu etwa Kurt Horstmann: Zur Soziologie der Wanderungen. In: Handbuch der empirischen Sozialforschung, hg. v. René König. Bd. 5, Soziale Schichtung und Mobilität. Stuttgart 1976, 2. Aufl., S. 104 ff.

<sup>45</sup>) Es wurde mehrfach auf ein relativ niedriges Niveau der (ober)ungarischen Pflichtschulen im Verhältnis zu den österreichischen verwiesen. Tatsächlich scheint dieses mit den sozioökonomischen Interessen des herrschenden ungarischen Feudaladels korreliert zu haben.

<sup>46</sup>) Frdl. Mitt. Dr. Richard Schultes aus Bernhardsthal. Der zweitälteste Beleg — 1867 bzw. 69 stammt aus Speisendorf bei Karlstein a. d. Thaya. (Frdl. Mitt. Hans Heinz Dum.)

<sup>47</sup>) Mitt. Fr. Margot Zeithammer aus Herrnbaumgarten.



Umfrage mit, daß der „Wechsel“ im niederösterreichisch-tschechoslowakischen Grenzgebiet spätestens 1918 mit dem Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und der politischen Isolierung der Nachfolgestaaten, nicht zuletzt eben durch die Entwicklung der sogenannten Nationalitätenfrage in der Habsburgermonarchie<sup>48)</sup> zum Erliegen kam. Die Waldensteiner Angabe läßt vermuten, daß gegen Ende jenes Zeitabschnittes als Folge dieser unglücklichen, staatspolitisch-wirtschaftlichen Entwicklung schon ziemliche nationale Resentiments zwischen Tschechen und „Deutschen“ sogar (und wegen der Arbeitsplatzkonkurrenz gerade auch) in den unteren Sozialschichten spürbar gewesen sein müssen. Eine Angabe aus Waidhofen an der Thaya streitet aus politischen Erwägungen entschieden (aber zu Unrecht) „Kinderwechsel“ und „Böhmisch-Lernen“ ab, wobei stark nationale Resentiments in der Diktion spürbar sind, die nicht weiters verwundern, wenn man bedenkt, daß einerseits hier Georg von Schönerer als Begründer der Großdeutschen Partei beheimatet war, und andererseits die Živnostenská Banka pro Cechy a Moravu durch die Finanzierung von Wirtschaftsankäufen eine Slawisierungspolitik entlang der Grenze betrieb, die damals allerdings mit umgekehrten Vorzeichen durchaus auch seitens der anderen „Nationen“ des Vielvölkerstaates üblich war. In diese Zeit passen dann Slogans wie „Juden und Böhm' sind nicht genehm“ oder geringschätzige Äußerungen, wie sie einer meiner Informanten sogar im Hinblick auf den Kinderwechsel sinngemäß etwa zu hören bekam: Ja, die Böhm' haben sogar die Kinder getauscht . . .

Bevor wir auf die Begründung des Kinderaustausches eingehen, scheint es mir wegen des unverkennbaren Zusammenhanges notwendig, in wesentlich schärferer Form, als dies bisher gewöhnlich die ältere Volkskunde mit ihrem je nach Bedarf dehnbaren Volksbegriff getan hat, die soziale Stellung der Austausch Kinder aufzuzeigen, weil sonst ein richtiges gesellschaftswissenschaftliches Verständnis dieser Erscheinung einfach unmöglich ist.

---

<sup>48)</sup> Dazu vor allem Hugo Hantsch: Die Nationalitätenfrage im alten Österreich. Das Problem der konstruktiven Reichsgestaltung. Wien 1953 (= Wiener Historische Studien, Bd. 1). Robert Kann: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Geschichte und Ideengehalt der nationalen Bestrebungen vom Vormärz bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1918. Graz 1964, 2. Aufl. (= Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft Ost, Bd. 4). Matis: Nationalitätenfrage. A. a. O. Dazu die Feststellung desselben, daß ältere Forschungen zu wenig den sozialökonomischen Aspekt der Nationalitätenfrage berücksichtigten, wengleich „wirtschaftliche Faktoren selbstverständlich nicht primär“ seien. Jedenfalls lehnt er Vorstellungen ab, daß etwa „stets außerwirtschaftliche, blutsmäßige, seelisch, geistig bedingte Antriebe die nationalen Kämpfe hervorrufen“ (S. 171).

Österreichischerseits handelt es sich mit überwiegender Mehrheit um Kinder wohlhabender (aber zumindest eben besitzender) Bauern, wobei Mädchen eher selten „auf Wechsel“ geschickt wurden. Am treffendsten wurde ihr sozialer Status von mehreren Gewährsleuten übereinstimmend dadurch gekennzeichnet, daß deren Eltern über Wirtschaftsgrößen verfügten, welche die Anstellung von Dienstboten und vor allem Saisonarbeitern notwendig machte. Sie gehörten also der Dorfbourgeoisie, der besitzenden Klasse im ländlichen Bereich an. Das mag verständlich machen, warum die Umfrageantworten jener, die selbst noch mit dem Kinderaustausch in irgendeiner Beziehung standen, sich gewöhnlich so positiv darüber äußerten: Im allgemeinen herrschte in den Tauschfamilien relativer Wohlstand; und wenn sich auch manches (man möchte fast vermuten: verwöhnte) Kind über zu viel Arbeit oder schlechte Kost beklagte, so ist doch in unseren Angaben nichts von der damaligen Not der Kinderarbeit oder dem Elend der Saisonarbeiter zu spüren, obwohl die Befragten beides aus ihrer sozialen Umwelt kennen mußten. Ich erinnere bloß an die slowakischen Kinder, die wie die „Schwabenkinder“ in Tirol oder Vorarlberg<sup>49)</sup>, sich um Marchegg im Sommer ihren Lebensunterhalt durch Viehhüten verdienten. Es wäre also fast zu banal hier festzustellen, daß auch in unserem Grundlagenmaterial offenbar der soziale Status der unmittelbar betroffenen Gewährsleute und ihre Aussage — vor allem Auswahl und Bewertung — in Beziehung stehen, müßte man diesen sozial bedingten Faktor nicht vielen Volkskundlern immer wieder in Erinnerung rufen. Was Dieter Claessens für die Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts unter anderem als kennzeichnend empfunden hat, gilt auch für ihre Volkskunde: Zunehmender Wirklichkeitsverlust, Schönfärberei und „Vergeßlichkeit“ im sozialen Unbehagen<sup>50)</sup> werden gewöhnlich schon von den Gewährsleuten gehobener Schichten unbedacht übernommen.

Selbstverständlich hatten auch die Kinder dieser höheren Schichten wie zuhause gewisse Arbeiten im Sinne der Erziehung zu verrichten: Kleinkinderbeaufsichtigung und leichte Hausarbeit bei Mädchen, Viehhüten und sonstige altersgemäße Hilfeleistung in der Landwirtschaft bei Buben. Aber sie wurden gewöhnlich bei der Wahlfamilie der ländlichen upper class eben auch „wie eigene Kinder“ gehalten. Der Kinderaustausch darf daher sozialgeschichtlich nicht mit jenen

---

<sup>49)</sup> Ludwig v. Hörmann: Tiroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Wien 1877, S. 100 ff. Den slowakischen Hüterkindern entsprachen die burgenländischen „Halterbuben“ in Niederösterreich und Steiermark. (Walter Dujmovits: Die Amerikawanderung der Burgenländer. Stegersbach 1975, S. 17.)

<sup>50)</sup> Dieter und Karin Claessens: Kapitalismus als Kultur. Entstehung und Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Düsseldorf 1973, S. 37.

Gepflogenheiten verwechselt werden, Kinder aus armen Familien oder Waisenkinder zeitweilig oder auf Dauer anderen Familien zu übergeben, damit sie „aus der Schüssel“ seien, und wo sie dann mehr oder minder wie Arbeitskräfte behandelt wurden. Zwischen diesen pseudo-karitativen Fürsorgeformen und unserem Kinderaustausch besteht vor allem ein klassenspezifischer Unterschied<sup>51)</sup>.

Neben der Gruppe der Tauschkinder aus besitzenden bäuerlichen Kreisen tritt eine nicht minder klar umreißbare Gruppe zahlenmäßig eher zurück (sofern meine Umfrage überhaupt repräsentativ ist): Die Austausch Kinder aus Handwerks- und Gewerbetätigkeit. Hier darf der Austausch jedoch nicht mit der berufsbildenden Lehrzeit nach der Schulentlassung verwechselt werden, wenngleich es vielfach zu einer Zweckverbindung kam: Man schickte auch Lehrlinge zu Meistern im anderssprachigen Gebiet, damit sie neben dem Beruf zugleich die andere Sprache lernten. Aber gewöhnlich ging der Kinderaustausch der Lehrzeit schon voraus.

Es wurden in unserem Material vor allem zwei Berufe genannt: Beim Gastgewerbe ist der Wunsch, die Sprache der einkehrenden Nachbarn zu beherrschen, naheliegend; vor allem wenn es sich um einen Garnisonsort handelte<sup>52)</sup>. Das Gastgewerbe in den kleinen zentralen Orten profitierte in einer Zeit, in welcher der moderne Sozialtourismus noch kaum jene ländlichen Bereiche und Gesellschaftsschichten erreicht hatte, zur Hauptsache von den Märkten. Hingegen wird der Kinderaustausch gerade in den mehrfach genannten Fleischhauerfamilien wahrscheinlich durch den Viehhandel im Grenzbereich mit einer Reihe von Viehmärkten überregionaler Bedeutung und wachsenden Städten als Absatzgebiet verständlich.

Man wird also bei der Verbreitung und Begründung des Kinderaustausches besonders die jeweiligen mikroökonomischen Bedingungen zu berücksichtigen haben: Im Weinviertel dominierte das Interesse an ausländischen Erntearbeitern. Im Waldviertel tritt es zurück, weil man sich hier auf Grund der durchschnittlich weit kleineren und ertragsärmeren Wirtschaftsgrößen diese gar nicht leisten konnte. Bei einer allgemein zunehmenden Bevölkerungszahl konnte man hier im Bedarfsfall auf eine eigene Landarbeiterreserve von „Häuslern“, Kleinbauern und Mitbewohnern (die sich außerhalb der Saison vor allem mit Hausindustrie durchbrachten) zurückgreifen und lieferte selbst Saisonarbeiter ins benachbarte Weinviertel und das Alpenvorland südlich der

---

<sup>51)</sup> Dies sei deshalb betont, weil ich selbst mehrfach im Grenzbereich feststellen konnte, daß man gelegentlich tschechische Waisenkinder adoptierte; Hauptmotiv scheint aber, wie mir öfters angedeutet wurde, die staatliche Unterstützung als fixes Geld-Einkommen ärmerer Waldviertler Familien gewesen zu sein, die nicht selten selbst schon genügend Kinder hatten.

<sup>52)</sup> Mitt. Fr. Margot Zeithammer für Eisenstadt (Burgenland).

Donau<sup>53)</sup>. Hier im Waldviertel scheint sich also der Kinderaustausch und das Böhmischlernen zur Hauptsache auf kleinstädtisch-bürgerliche Kreise beschränkt zu haben.

Mit der sozialen Ortung der Austausch Kinder sind wir bereits zur zentralen Frage nach der Begründung des „Wechsels“ gelangt. Es geht also vordergründig darum, Tschechisch oder Slowakisch zu lernen; aber es zeigt sich zugleich auch, daß eben „Sitte“ (soziale Normen) und „Lernen“ nicht für sich allein bestehen, sondern mit der Arbeitswelt in einem bestimmten, untrennbaren Verhältnis verbunden sind. Man lernt nicht „Böhmisch“ (und auf der anderen Seite „Deutsch“) um des Wissens oder der Normerfüllung willen (weil es eben so „üblich“ wäre), sondern um später als Bauer mit den fremdsprachigen Dienstboten und Saisonarbeitern verhandeln und anschaffen, im Bereich von Handel und Gewerbe mit dem sonst kaum verständlichen Käufer oder Verkäufer bessere Geschäfte machen zu können und letztlich in gewissem Maße eben mit der Wirtschaftsweise der fremden Bauern vertraut zu werden. Dieser regional bedingte ökonomische Zugzwang hat sich hier zur sozialen Norm verfestigt, zur verbindlichen Form gesellschaftlichen Handelns in einer bestimmten sozialen Stellung. Aufgabe des Kinderaustausches ist es, den „Hoferben“, die „künftige Bäuerin“<sup>54)</sup>, das Kind des Handwerkers und Händlers — also den Nachwuchs der ländlichen Bourgeoisie — in einem Alter, das zwar wirtschaftlich noch nicht produktiv, zum anderen aber doch durch eine angeblich spielerische Lernfähigkeit ausgezeichnet ist, mittels einer sekundären Sozialisation auf eine durch Klassengegensätze bestimmte Stellung im Produktionsprozeß vorzubereiten.

Allerdings gilt nur das Marktinteresse vorbehaltlos für beide Sprachgruppen. Ansonsten hatten die Kinderwechsel-Partner diesseits und jenseits der Grenze offensichtlich recht unterschiedliche Absichten mit dem Austausch ihrer Kinder. Denn wenn unsere Angaben stimmen (wir werden sie später wirtschaftshistorisch zu stützen trachten), daß nämlich das Lohnniveau der „böhmischen“ Landarbeiter tatsächlich niedriger war als das der deutschen, so konnte kein vernünftiger Bauer aus Böhmen, Mähren oder der Slowakei Interesse haben, Schnitter etwa aus Niederösterreich oder Bayern kommen zu lassen. Es muß also für die tschechoslowakische Landbourgeoisie andere Anreize gegeben haben, ihre Kinder „Deutsch“ lernen zu lassen.

Zumindest österreichischerseits sagte man den „Böhm“ und „Schlowaken“ vor allem Interesse an moderneren Produktionsmitteln

---

<sup>53)</sup> Bei der Ausstellung „Ernte in Niederösterreich“ des Niederösterr. Landesmuseums entwarf Dr. Werner Galler eine Übersichtskarte „In den Schnitt gehen“. Die Saisonwanderung von Landarbeitern und Bauernkindern bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts“.

<sup>54)</sup> Angaben Jedenspeigen und Herrnbaumgarten.

und -weisen nach; so wird — zweifellos pauschalierend, aber doch nicht unzutreffend — in Stillfried behauptet, daß die slowakischen Bauern jenseits der March zu einer Zeit, in der die Stillfrieder Bauern angeblich schon durchwegs eisernes Ackergerät besessen haben sollen, noch gewöhnlich hölzernes hatten<sup>55</sup>). (In diesem Zusammenhang muß auch, wenngleich nicht mehr in unmittelbarer Beziehung mit dem Kinder-austausch stehend, an eine Bemerkung Karl Renners erinnert werden, wonach die aus der Fremde kommenden Knechte und Mägde „bei uns die deutsche Art der Feldbestellung und Hauswirtschaft“ lernten, „aber in der Regel in ihre Heimatgemeinden zurückgingen“<sup>56</sup>).) Ferner scheint der Weinbau im bezeichnenderweise so genannten Weinviertel eine gewisse Attraktivität für die Nachbarn besessen zu haben<sup>57</sup>). All das steht in keinem Widerspruch damit, daß dafür die Mährer — besonders die Hannaken — in Österreich als Spezialisten in dem gegen die Jahrhundertwende rapid zunehmenden Zuckerrübenbau<sup>58</sup>) und auch als gute Viehkenner galten, was allerdings höchstwahrscheinlich nicht mehr im Sinne der alten Hirtenkultur zu verstehen sein dürfte, sondern wohl schon eher in dem einer modernen Milch-Stall-Wirtschaft; für diese war zweifellos genauso wie für den Rübenbau die adelige Gutswirtschaft in Mähren ein Vorbild. Gerade Weinviertel und Mähren werden in dieser Zeit des Bahnbaues zunehmend Milchlieferanten für Wien<sup>59</sup>) Diese Mährer kamen nach Niederösterreich, weil sie hier besser verdienten, und sie waren umso beliebter, weil sie noch immer billiger als die einheimischen Landarbeiter waren und man nicht nur das Produkt ihrer körperlichen Mehrarbeit abschöpfen konnte, sondern auch ihr „Know-how“, ihre besseren Kenntnisse, einen höheren Profit versprachen. In der Zeit verfallender Getreidepreise galten die Mährer in Ostniederösterreich — nach anfänglichem Zögern — vielfach als die eigentlichen Vermittler des Zuckerrübenbaus im bäuerlichen — nicht gutswirtschaftlichen — Bereich.)

Für die Tschechen aber mit ihrer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rapid zunehmenden sozialen und räumlichen Mobilität (um 1890 lebte rund die Hälfte der böhmischen Bevölkerung nicht

---

<sup>55</sup>) Mitt. Dr. Helmut Leidwein, Stillfried.

<sup>56</sup>) Renner, a. a. O., S. 46.

<sup>57</sup>) Herrbaumgarten, Mannersdorf. Vor allem bedurfte natürlich das Weingarten-„Hauen“ bei größeren Wirtschaften auch der Saisonarbeiter. In diesem Zusammenhang mag aber nicht uninteressant sein, daß die für den Weinbau im Marchbereich bedeutende Weinbauschule in Nikolsburg (Mikulov) lag. (Frdl. Mitt. Ing. N. Kopf.)

<sup>58</sup>) Doch nicht unbezeichnend bleibt, daß der Zuckerrübenbau von der Volkskunde in Niederösterreich praktisch noch nicht zur Kenntnis genommen wurde, offenbar weil er nicht zur alten „Urproduktion“ zählt.

<sup>59</sup>) Zur Milchversorgung Wiens im 19. Jahrhundert soll demnächst ein vom Autor 1974 in Szalaeerszeg (Ungarn) gehaltener Vortrag im Druck erscheinen.

mehr an ihrem Geburtsort!) <sup>60)</sup> mag das Interesse am „Deutsch-Lernen“ (oder wie immer man den Kinderaustausch dort nannte) neben dem Wunsch, später höhere Löhne zu erreichen und eine besser entwickelte Landwirtschaft kennenzulernen, noch einen anderen Grund gehabt haben, der sie von der deutschsprachigen Landbourgeoisie unterschied. Wenn der Wilhelmsdorfer Beleg mitteilt, daß man die deutsche Staatsprache lernen wollte, und zwar noch vor der Militärdienstzeit <sup>61)</sup>, so dürfte wahrscheinlich mehr dahinterstecken als gesagt wird: Einerseits nämlich eine gewisse, nicht ganz unbegründete Angst vor einer Benachteiligung in dem doch weitgehend von den Deutschsprachigen beherrschten öffentlichen Leben <sup>62)</sup> des späteren „Zisleithaniens“ und des Grenzbereichs im besonderen, zum zweiten vielleicht auch die Möglichkeit eines gewissen soziokulturellen Aufstiegs in die unteren Ränge eines gesicherteren staatlichen oder privaten Lohnarbeiterverhältnisses, wenn man zu Hause keinen Hof übernehmen konnte oder wollte; der Preis hiefür war oft der Sprachwechsel. Einige fanden diesen Aufstieg durch Heirat mit Österreichern, die etwa denselben niedrigen sozialen Status wie die Zuwanderer hatten, so daß zumindest die Kinder in der gesellschaftlichen Stufung des niederösterreichischen Dorfes aufsteigen konnten <sup>63)</sup>. Gewiß hat letztlich mancher Tscheche oder Slowake auch über den „Wexl“ den Weg in die damals enorm expandierende Kaiserstadt mit dem Anreiz gründerzeitlicher Arbeits- und Aufstiegsmöglichkeiten gefunden <sup>64)</sup>.

Kehren wir aber zu den vorher genannten landwirtschaftlichen Zielvorstellungen der Kindertauschfamilien zurück. Zusammenschauend können wir annehmen, daß über die individuelle sekundäre Sozialisa-

---

<sup>60)</sup> M a t i s : Nationalitätenfrage, S. 185.

<sup>61)</sup> Angabe Retz.

<sup>62)</sup> Deutsch als Kommandosprache des Militärs. In unserem Zusammenhang sei auch R e n n e r s Erinnerung (a. a. O., S. 47) erwähnt, wonach man böhmische Soldaten (die sog. „Sequestrierer“) bei deutschen Bauern einquartierte, welche die Steuern nicht bezahlen konnten, damit diese ein wenig Deutsch lernten. Über die Statusbedeutung der Staatsprache vgl. W. D r e s s l e r und R. L e o d o l t e r, Sprachbewahrung und Sprachtod in der Bretagne. Eine soziolinguistische Untersuchung zum Status des Bretonischen im Tregor. (Wiener Linguistische Gazette 1973, H. 3, bes. S. 47 ff.) Ferner I n a - M a r i a G r e v e r u s, Auswanderung und Anpassungsbarrieren. Hypothesen zur Integration von Minderheiten. In: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier 1971, hg. v. G ü n t h e r W i e g e l m a n n. Göttingen 1973, S. 205 ff. (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im 19. Jh., Bd. 5).

<sup>63)</sup> Ang. Herrnbaumgarten.

<sup>64)</sup> Es sei daran erinnert, daß Wien 1910 lt. aml. Zählung neben 1,7 Millionen Deutschen 98.000 Tschechen beheimatete; nach Schätzungen soll aber der tschechisch-slowakische Bevölkerungsanteil Wiens bis 300.000 Personen betragen haben. Nach M a t i s, Nationalitätenfrage, S. 200, FN 57.

tion durch wechselseitige Spracherlernung hinaus allgemein eine rege Kulturvermittlung im Berührungsbereich zweier Staaten und Sprachen stattfand. Den Eindruck, den manche unsere Angaben unterschwellig vermitteln, daß nämlich die deutsch-österreichische Landbourgeoisie eine höhere Bauernkultur anbieten konnte, mag nur zum Teil aus einer national-ressentimentmäßigen Überheblichkeit unserer Umfragebeantworter resultieren. Die Forschung wird hoffentlich in Zukunft ohne Ressentiments feststellen können, daß das böhmisch-mährisch-slowakische Bauerntum zur Zeit unserer Kinderaustauschbelege gegenüber dem Weinviertel noch im allgemeinen agrartechnologisch zurückstand (wobei mit „Bauerntum“ eine soziale Abgrenzung gegenüber der spätf feudalen Gutswirtschaft beabsichtigt ist, die gerade in Mähren einen hohen und in mancher Hinsicht vorbildlichen Standard erreichte — wohl auf Kosten der Bauern). Man wird nur vom Standpunkt eines kapitalistischen Wertsystems, das gerne die jeweiligen historischen Bedingungen „vergibt“, von einem „Wirtschafts-“, „Sozial-“ und „Kulturfälle“ sprechen können. Die wahren Ursachen wird man allerdings nicht auf physischen oder gar psychischen „Volkscharakter“ zurückführen können, sondern vielmehr aus wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Komponenten verstehen müssen. Beginnend etwa mit der Gegenreformation war die Ausbeutung der Bauern und Landarbeiter in Böhmen, Mähren und der Osthälfte des Habsburgerreiches<sup>65)</sup> durch den Adel mittels Grundobrigkeit, Leibeigenschaft, Robot, Abgaben und niedriger Löhne eine unverkennbar höhere gewesen als vergleichsweise im Erzherzogtum unter der Enns oder gar in Westösterreich<sup>66)</sup>. Die Folgen dieser Produktionsverhältnisse für Wirtschaftsform, Kulturstil, Gerätebestand, Ertrag usf. brauchen in ihrer Wechselwirkung nicht durchgespielt zu werden. Die westslawi-

---

<sup>65)</sup> Ferdinand Tremel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien 1969, S. 233 und 235. Er spricht auch im Hinblick auf die Agrarentwicklung in der Osthälfte des Habsburgerreiches unter Berufung auf eine Untersuchung von Zs. Pach, Die ungarische Agrarentwicklung im 16. bis 17. Jahrhundert (= Studia Historica 54), Budapest 1964, von einer „Abbiegung vom westeuropäischen Entwicklungsgang“ (S. 234). Zur wirtsch. Rückständigkeit der Osthälfte des Reiches auch: Herbert Matis und Karl Bachinger, Österreichs industrielle Entwicklung. In: Die Habsburgermonarchie 1848—1918, Bd. 1. Die wirtschaftliche Entwicklung. Hg. v. Alois Brusatti. Wien 1973, S. 111. Nachum Gross, Die Stellung der Habsburgermonarchie in der Weltwirtschaft. Ebenda S. 6. Bezüglich der böhmischen und mährischen Bauern: Helmuth Feigl: Die niederösterreichische Grundherrschaft vom ausgehenden Mittelalter bis zu den theresianisch-josephinischen Reformen. Wien 1964, S. 325 (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 16). Karl Dinklage: Die landwirtschaftliche Entwicklung. In: Habsburgermonarchie a. a. O., S. 409.

<sup>66)</sup> Wo es gar keine eigentliche Leibeigenschaft gab. Tremel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte, S. 235 u. 317.

schen Nachbarbauern hatten also im 19. Jahrhundert offensichtlich im allgemeinen kapitalistischen Wirtschaftstrend der ausgehenden Habsburgermonarchie einen agrartechnologischen Nachholbedarf, den sie im Grenzbereich auch im Wege des Kinderaustausches und der zeitlich begrenzten Landarbeitermigration verringern konnten.

Doch bleiben wir konkret bei unseren österreichischen Belegen, wenn wir von Wirtschaftstrends der ausgehenden Kaiserzeit sprechen. Das ökonomische Grundelement, das wir auch diesen in unverkenn- und untrennbarer Verflechtung mit dem „Kinder-Wechsel“ und „Böhmisch-Lernen“ entnehmen können, ist eine zweifach freie Marktwirtschaft: Frei sowohl hinsichtlich des Warenaustausches wie auch der Arbeitskräfte. Konkret bedeutet das für unsere Grenzbauern zur Zeit unserer Belege — ich verweise auch auf das schöne Beispiel der Familie Renner<sup>67)</sup> — daß sie ihr Getreide, Gemüse, Obst, Vieh usw. frei verfügbar auf Märkte im Grenzbereich bringen konnten, die keinerlei Behinderungen durch irgendwelche Vorrechte bzw. Einschränkungen unterlagen, wie sie vorher etwa durch Adelsprivilegien oder Zunftordnungen bestanden<sup>68)</sup>. Sie konnten aber auch auf dem „Arbeitsmarkt“ — das sind vielfach ganz bestimmte Grenzlandmärkte; ich erwähne bloß den bekanntesten, den „Gesindemarkt“ in Gmünd — freie Arbeitskräfte wie eine Ware „kaufen“<sup>69)</sup>, da diese nicht mehr an den Grundherrn gebunden waren. Das galt genauso für Dienstboten wie für Saisonarbeiter, auch wenn diese meist schon gewissermaßen von selbst kamen, ohne daß man sie im nächsten Markttort dinge mußte (weil nämlich gewöhnlich schon bestimmte längerfristige Vereinbarungen bestanden, die aber auch — konkurrenzbedingt — gelöst werden konnten). Daß davon vor allem die großen Gutswirtschaften profitierten, ist bekannt und braucht hier im Hinblick auf unser Thema genausowenig weiters erörtert werden wie das auch schon im 19. Jahrhundert als solches erkannte „soziale Problem“ der Landarbeiter.

Dieses Grundelement der freien Marktwirtschaft ist derart typisch für eine bestimmte Entwicklungsstufe der Landwirtschaft in der Habsburgermonarchie, so daß mir unter Berücksichtigung von zeitlichen und regionalen Unschärfen auf Grund der Gegenseitigkeit von

---

<sup>67)</sup> So führt Renner a. a. O., S. 66 f., etwa all die Märkte auf, die er selbst noch als Schulkind im Grenzbereich befuhr. Siehe a. S. 19 ff. u. S. 65.

<sup>68)</sup> Tremel, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. S. 234. Feigl, a. a. O., S. 322. Endres, Geschichte, a. a. O., 3. Bd., S. 306.

<sup>69)</sup> Auch in Marchegg konnte man nach eig. Aufz. am Markt Dienstboten und Saisonarbeiter dinge — also offenbar überall in den größeren ländlich-zentralen Markttorten. Auch Hörmann spricht bereits 1877 (a. a. O., S. 101) von „förmlichen Menschenmärkten“ in Schwaben. Zum Verkauf der Arbeitskraft s. Eduard März, Einführung in die Marx'sche Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Frühkapitalismus und Kapitalismus der freien Konkurrenz. Wien 1976, S. 73.



Markt, freier Arbeitskraft und „Kinder-Wechsel“ eine gewisse kultur-ökonomisch-historische Zuordnung unserer Gepflogenheit möglich erscheint. Zum weiteren Verständnis müssen wir hier in Kürze auf einige Auswirkungen des Jahres 1848 zurückkommen, die nur mit Vorbehalt das Beiwort „revolutionär“ verdienen. Das eigentliche Ergebnis war bekanntlich eine eher zwischen Bürgertum und Adel einvernehmliche und im Verhältnis zu Westeuropa recht verspätete Agrarreform, die auch im nachmaligen Österreich-Ungarn einer Industrialisierung vorauszugehen hatte, um Arbeitskräfte freizusetzen<sup>70)</sup>. Der Grundadel hatte längst eingesehen, daß die obrigkeitliche Bindung des Bauern ein Hindernis am Weg zu diesem Ziele war. Die Grundentlastung hatte für relativ wenige Feudalherrn große Geldsummen freigesetzt<sup>71)</sup>, die nun einerseits in die aufzubauende Industrie, andererseits in die beibehaltenen, größtenteils nach wie vor adeligen Gutswirtschaften investiert werden konnten. Darüber hinaus war ihre Folge aber eben auch hier die Entstehung einer sogenannten industriellen Reservearmee, die allerdings auf Grund der sozioökonomischen Vielfalt der Monarchie recht ungleich verteilt war.

Diese industrielle Reservearmee stand aber nun auch naturgemäß, soferne ihre Angehörigen nicht tatsächlich in der Industrie Aufnahme fanden, den kapitalkräftigen landwirtschaftlichen Betrieben zur Verfügung. Die in Österreich-Ungarn nach wie vor herrschende Feudal-klasse schuf nun — wiederum im Wunsche einer das gesamte Habsburgerreich umfassenden Autarkie — im Umkreis der landwirtschaftlichen Gunstlandschaften, wie sie vor allem in der Osthälfte des Reiches gegeben waren, ein Landarbeiterproletariat mit niedrigstem Lohnniveau, um die Lebensmittelpreise für die Industriegebiete im Norden und Westen niedrig zu halten<sup>72)</sup>. Leider fehlen uns für diesen bedeutsamen kulturellen Wandel im landwirtschaftlichen Sektor für Österreich noch ähnliche Zusammenfassungen, wie sie, vom reichsdeutschen Mannhardt-Material ausgehend, Ingeborg Weber-Kellermann<sup>73)</sup> geleistet hat, obwohl es auch hier aus der Feder früherer Statistiker und Reformisten genügend Quellen gäbe<sup>74)</sup>. Die vor allem an einem

---

<sup>70)</sup> Matis: Nationalitätenfrage, a. a. O., S. 174. Matis—Bachinger: Industrielle Entwicklung, a. a. O., S. 108 f.

<sup>71)</sup> Karl Dinklage: Die landwirtschaftliche Entwicklung. In: Habsburgermonarchie, a. a. O., S. 410.

<sup>72)</sup> Gross: Stellung, a. a. O., S. 6. Endres: Geschichte, a. a. O., Bd. 4, S. 159.

<sup>73)</sup> Ingeborg Weber-Kellermann: Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts auf Grund der Mannhardtbefragung in Deutschland von 1865. Marburg 1965 (= Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps-Universität Marburg-Lahn. Reihe A, Bd. 2).

<sup>74)</sup> Für Ungarn etwa: Die Lage der ungarischen Landarbeiter. In: Julius Bunzel, Studien zur Sozial- und Wirtschaftspolitik Ungarns. Leipzig 1902.

scheinbar zeit- (bzw. geschichts)losen Vollbauerntum interessierte Volkskunde hat sie noch nicht zur Kenntnis nehmen wollen; aber auch von den Geschichtsschreibern der Arbeiterbewegung wurde bei uns die Entstehung des Landarbeiterproletariats eher vernachlässigt<sup>75)</sup>. Dieses rekrutierte sich also zunächst genauso wie der Großteil des Industrie- proletariats (zu dem noch das absteigende Handwerk und sonstige Kleinbürgertum kam) aus den landwirtschaftlichen Gebieten mit schlechter Lage (vor allem Sudeten, Karpaten, Teilen der Ostalpen) und kleinen Betriebsgrößen; das Landarbeiterproletariat verblieb aber im ländlichen Raum, weil gewöhnlich einfach keine Industrie in der Nähe gegeben war. Konnte man sich nicht entschließen, ganz ab- oder auszuwandern, bot vorerst eine Hausindustrie gewisse Möglichkeiten des Zusatzwerbes, die allerdings immer geringer wurden, je mehr diese der vollindustriellen Konkurrenz unterlag. Ansonsten blieb bloß noch Saisonarbeit verschiedenster Art als Zusatzwerb. Im Agrarischen wurde sie dadurch begünstigt, daß die großen Fruchtböden einen oft um mehrere Wochen früheren Anbau- und Erntetermin hatten als die jämmerlich kargen, klimatisch benachteiligten Felder in gebirgiger oder nördlicherer Lage, so daß deren Besitzer nicht selten auch innerhalb der Erntesaison, den Reifetermin folgend, ihren Arbeitsplatz wechseln konnten<sup>76)</sup>, bis sie zuletzt ihre eigene, zum Leben nicht ausreichende Ernte einbrachten, wenn dies nicht — auch fruchtartbedingt — irgendwann zwischen durch geschah.

Diese Verproletarisierung eines zusehends größer werdenden Teils der ländlichen Bevölkerung ist nur ein Aspekt jener ökonomischen Entwicklung, der sich auch das Bauerntum nicht entziehen konnte: Dem „Einbruch des Kapitalismus im Dorf“<sup>77)</sup>. Allerdings scheint mir dieser Übergang von einer (natürlich nur idealtypischen) Haus- zur

---

<sup>75)</sup> Hans Hautmann — Rudolf Kropf: Die österreichische Arbeiterbewegung vom Vormärz bis 1945. Sozialökonomische Ursprünge ihrer Ideologie und Politik. Wien 1974 (= Schriftenreihe des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung 4). Herbert Steiner: Bibliographie zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung. Wien 1962, ff. 3 Bde.

<sup>76)</sup> Diese Erscheinung der Landarbeiterwanderung nach Reifeterminen ist ein typisches Merkmal der meisten Landarbeiterbewegungen. Beispiele hierfür aus dem niederösterreichisch-burgenländischen Grenzraum: Die Erntearbeiter aus den Weißen Karpaten, besonders Kreis Trencsín (Trenčín) begannen zuerst im Marchfeld und zogen dann nordwärts in die höher gelegenen Teile des Weinviertels. Ebenso die Saisonarbeiter aus dem Waldviertel: Marchfeld—Hollabrunner Bezirk—Horner Becken bzw. Tullnerfeld und Mostviertel — nordwärts. Ähnliches gilt für die Burgenländer, die aus dem vormaligen Deutschwestungarn in die Tiefebene oder nach 1918 gleichfalls nach Niederösterreich zogen (s. auch Dujmovits, a. a. O., S. 17). Die Wandertermine richteten sich aber nicht nur nach der geographischen Höhe, sondern auch nach der jeweiligen Saisonarbeit: Saat — Jäten (Hauen) — Getreideschnitt — Rübenernte — Drusch (Weinlese).

<sup>77)</sup> Renner, a. a. O., S. 64.

Marktwirtschaft<sup>78)</sup> noch viel zu wenig hinterfragt worden zu sein. Für die meisten Volkskundler in Österreich endet „Volkskultur“ noch immer an der Schwelle zur Industrialisierung.

Für die adeligen Eigenwirtschaften, die einstigen Domänen, haben wir die Entwicklung schon angedeutet: Die meisten Grundherren wurden für die Entlassung der Bauern aus dem Obrigkeitsverhältnis nach 1848 mit einer kräftigen Kapitalspritze entschädigt, die es ihnen möglich machte, durch Rationalisierung und Technisierung den Entgang der Grundrente wettzumachen. So gesehen war aber der politökonomische Schritt von 1848 nur die Konsequenz aus einer allmählichen Kommerzialisierung der Landwirtschaft, die, von den adeligen Eigenwirtschaften ausgehend, sich in der Habsburgermonarchie schon spätestens nach den Türkenkriegen anzubahnen begann; auf sie brauchen wir hier wegen unseres Themas nicht näher einzugehen. Wie aber kam nun der „befreite“ Bauer zu Kapital? Meine Annahme geht dahin, daß er sein Mehrprodukt, also jenen Teil der Produktion, der über seinen Eigenbedarf hinausging<sup>79)</sup> und den er vormals mehr oder minder zur Gänze (wenn nicht darüber hinaus) in Form von Abgaben und Steuern (indirekt auch in Form von Dienstleistungen) dem Grundherrn überlassen mußte<sup>80)</sup>, nun in seine eigene Wirtschaft investieren konnte. Durch die (auch schon längst vor 1848 beginnende) Lockerung und Aufhebung der Marktprivilegien, an denen vor allem das aufstrebende Bürgertum interessiert und hier siegreich war, konnte der Bauer das Mehrprodukt in einer liberalisierten Wirtschaftsordnung selbst zu Markt bringen und zu Geld machen. Dieses Mehrprodukt ermöglichte nun aber dem Bauern auch — sei es in Natural- oder Geldform — Saisonarbeiter und Tagelöhner aufzunehmen, die für ihn rentabler waren, da er sie bei nur kurzem Bedarf vor allem während der Ernte nicht wie das Gesinde das ganze Jahr über zu verköstigen hatte. Die unmittelbaren Produzenten wurden in Lohnarbeiter verwandelt; die Ausbeutung dieser Landarbeiter aber durch Abschöpfung des Mehrwertes (als Ertrag jenes Teils des Arbeitstages, der über die zur Reproduktion der Arbeitskraft des Landarbeiters notwendigen Arbeitszeit hinausreicht<sup>81)</sup>) trug zur weiteren Kapitalakkumulation bei einzelnen Bauern bei.

Voraussetzung dieses Prozesses blieb selbstverständlich, daß der jeweilige landwirtschaftliche Betrieb ein entsprechendes Mehrprodukt abwarf und nicht bloß den Eigenbedarf des Bauern deckte. Hier be-

---

<sup>78)</sup> Ebenda, S. 25; Endres: Geschichte, a. a. O., Bd. 4, S. 27. Bd. 3, S. 302 ff. Gross: Stellung, a. a. O., S. 9.

<sup>79)</sup> Werner Fuchs, u. a. (Hg.): Lexikon zur Soziologie. Opladen 1973, S. 430. Wörterbuch der Ökonomie — Sozialismus, hg. v. Wilhelm Ehlerdt u. a., Berlin 1973, S. 603.

<sup>80)</sup> Feigl, a. a. O., S. 322.

<sup>81)</sup> Fuchs, a. a. O., S. 431.

gann sich nun das Dorf in stärkerem Maß sozial zu differenzieren als es vorher durch die ständische Gegenüberstellung von Adel und Untertan möglich war. Denn es liegt bis heute in der Eigenart der österreichischen Landwirtschaft, daß nur ein relativ kleiner Prozentsatz der Bauern über Wirtschaftsmöglichkeiten verfügt, die eine dem herrschenden wirtschaftlichen System entsprechende Kapitalbildung gestatten, während sie bei der Mehrheit im großen und ganzen nur wenig mehr eintragen als zur Selbsterhaltung reicht. Nach einem relativ kurzen, optimistischen Aufschwung der bäuerlichen Landwirtschaft nach 1848 als legislativem Nachvollzugstermin realer sozioökonomischer Tendenzen wurde diese Mehrheit bald von einer Reihe bekannter und sich einander bedingender Faktoren wieder in ihren Möglichkeiten eingeschränkt: Die Steuer- und Hypothekenbelastung erreichte bald das Ausmaß der früheren Abgaben (wucherische Kreditpraktiken und der Börsenkrach 1873 trugen das Ihre bei); besonders in Ostösterreich und den angrenzenden Gebieten (die nachmaligen Länder Slowakei und Burgenland etwa) griff die Besitzzersplitterung nach Aufhebung der Erbteilungsvorschriften um sich, Einfuhr billigen Getreides führte zum Preisverfall, die Industrie zog billige Arbeitskräfte ab, für eine Technisierung oder Rationalisierung fehlte das Kapital usf. Viele waren einfach der notwendig gewordenen Kalkulierung nicht gewachsen. Diese latente Agrarkrise<sup>82)</sup> wurde noch dazu durch politische Erwägungen aufrechterhalten<sup>83)</sup> und führte so auch kulturell zu einem gewissen Zwangskonservatismus.

Hier schließt sich wiederum der Kreis zu unserem „Kinderaustausch“ und „Böhmisch-Lernen“: Jetzt wird verständlich, warum diese kulturelle Norm gesellschaftlichen Handelns nur in den wohlhabenden Kreisen denkbar ist. Nur in dieser besitzenden Klasse des Dorfes (und natürlich auch auf den Gutshöfen), die noch dazu im Weinviertel durch günstige natürliche Voraussetzungen über eine gewisse Differentialrente<sup>84)</sup> gegenüber anderen landwirtschaftlichen Gebieten verfügten, konnte ein genügendes Mehrprodukt auf die Bauernmärkte gebracht werden, der zusätzliche Weinbau galt überdies immer als profitträchtiger. Die rapid wachsenden Städte boten neue Absatzmöglichkeiten. Durch die Grenzlage war es aber auch im Sinne der Profitmaximierung notwendig, auf Märkten im fremdsprachigen Gebiet zu verkaufen. Mit dem Profit konnte man aber wieder, sofern er nicht reinvestiert wurde,

---

<sup>82)</sup> Renner, a. a. O., S. 40; Matis, Nationalitätenfrage, S. 175. Endres, Geschichte, a. a. O., Bd. 4, S. 27; Gross, Stellung, a. a. O., S. 9; Tremel, Der Binnenhandel und seine Organisation. In: Habsburgermonarchie, a. a. O., S. 386; Dinklage, Landw. Entwicklung, a. a. O., S. 420 ff.; Feigl, a. a. O., S. 338 ff.

<sup>83)</sup> Matis, Leitlinien, a. a. O., S. 47 f.

<sup>84)</sup> Ehlert, a. a. O., S. 207 f.

auf Grund der aufgezeigten historischen Bedingungen billigere Landarbeiter aus der benachbarten, aber eben fremdsprachigen Arbeitskraftreserve aufnehmen. So erwuchs aus einer bestimmten wirtschaftshistorischen Situation auf österreichischer Seite das Bedürfnis, durch Kinderaustausch die „andere“ Sprache kennenzulernen.

Kapitalisierung bzw. Kommerzialisierung der Landwirtschaft bedeutet bekanntlich auch ihre Rationalisierung. Die Verwendung billigen ausländischen Gesindes und im besonderen der Saisonarbeitsimmigranten (unter Einkalkulierung ihrer Fremdsprachigkeit) war nur eine Seite der Rationalisierung der Landwirtschaft. Zum anderen mußte man zur notwendigen Profitsteigerung neue Produktionsmöglichkeiten, -mittel und -weisen einführen, wobei sich die Bauern an den Erfahrungen der kapitalkräftigeren Gutshöfe orientieren konnten, die wiederum technische Innovationen der westlichen Industrieländer aufgriffen<sup>85)</sup> und bei Bewährung weitergaben. Waren die landwirtschaftlichen Oberschichten Österreichs ihren östlichen Nachbarn und den ärmeren Bauern im Land schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Einführung der Fruchtwechselwirtschaft zum Teil vorausgegangen, so folgten in der zweiten Hälfte neue Fruchtarten und -sorten mit teilweiser Spezialisierung (z. B. Gemüsebau, Zuckerrüben), neue Tierrassen, neue Maschinen, sowie der Kunstdünger<sup>86)</sup>. Mögen die Neuerungen bei uns vorerst neben der Gentry tatsächlich nur einem kleinen Kreis eben jener begüterten Dorfbourgeoisie zugute gekommen sein — 1898 hatten z. B. von den rund zwei Millionen landwirtschaftlichen Betrieben Österreichs nur sieben Prozent einen mechanischen oder tierischen Motor<sup>87)</sup> — so war natürlich auch die Dorfbourgeoisie Böhmens, Mährens und der Slowakei in ihrem Nachholbedarf interessiert, diese „Fortschritte“ kennenzulernen. Das war offensichtlich, sofern die dortige Forschung nicht andere Gründe erbringt, eine Hauptmotivation des Kinderaustausches.

Legistisch waren die Voraussetzungen für jene komplexe Kommerzialisierung der bäuerlichen Landwirtschaft — in deren Zusammenhang wir Kinder-„Wechseln“ und „Böhmisch-Lernen“ sahen, weil wir glauben, daß sie nur daraus verständlich sein kann — erst mit der Agrarreform von 1848 gegeben. Man wird sich aber hüten müssen, diesen Zeitpunkt auch im Hinblick auf die Datierung unseres Kinder-

---

<sup>85)</sup> Britische „Entwicklungshilfe“ mit „Demonstrationseffekt“: Matis — Bachinger, Industr. Entwicklung, a. a. O., S. 113. Fruchtwechsel: Dinklage, Landw. Entwicklung, a. a. O., S. 416. Rübenbau: Gross, Stellung, a. a. O., S. 9.

<sup>86)</sup> Tremel, Wirtschafts- u. Sozialgeschichte, a. a. O., S. 284; Endres, Geschichte, a. a. O., Bd. 4, S. 21; Dinklage, Landw. Entwicklung, a. a. O., S. 416; Matis, Nationalitätenfrage, a. a. O., S. 175.

<sup>87)</sup> Dinklage, Landw. Entwicklung, a. a. O., S. 414.

austausches absolut zu setzen. Gewiß nahm nach Andeutung einiger Angaben diese normative Interaktion in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark zu, tatsächlich bestätigen aber — wie gesagt — die Gesetze von 1848 eine längst begonnene Entwicklung, intensivierten sie aber auch. Im einstigen Deutschwestungarn hat man schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts Kinder ins Ungarische geschickt, damit sie dort die Sprache lernten; bezeichnenderweise muß aber zu dieser Zeit dort auch schon die Saisonwanderung von Landarbeitern aus klein- und mittelbäuerlicher Schicht teilweise ausgebildet gewesen sein, da sich Gutsverwalter bei ihrer Herrschaft beklagen, daß zu bestimmten Zeiten keine Arbeiter zu bekommen seien, da alles ins Ungarische zum Getreideschnitt gegangen sei<sup>88)</sup>. Derartige Daten, wie sie mir für Niederösterreich bislang nicht bekannt sind, widersprechen keineswegs meiner Annahme, daß der Kinderaustausch grundsätzlich erst mit der Kommerzialisierung der Landwirtschaft und in der Folge mit der Entstehung einer ländlichen Saisonarbeiterschaft in Beziehung stehe. Sie beweisen vielmehr, daß die Kapitalisierung da und dort schon viel früher ansetzte, wobei offenbar die wirtschaftliche Verfassung der jeweiligen Grundherrschaft von entscheidender Bedeutung war. So bestätigt auch Renner beispielsweise, daß seine Heimatgemeinde dem Umland ein halbes Jahrhundert in der kulturökonomischen Entwicklung voraus war, weil die Tieffenbachschen Untertanen schon dementsprechend früher zu Freisassen wurden<sup>89)</sup>. Allgemein scheint zu gelten: Je größer die Grundherrschaft war, umso früher lockerten sich die obrigkeitlichen Bindungen; umso früher setzte aber auch im ländlichen Bereich — wohl ausgehend von den adeligen Eigenwirtschaften mit ihren Marktrechten — eine Kapitalisierung und entsprechende Liberalisierung ein und umso früher ist wohl auch der Kinderaustausch in den Kontaktlandschaften zweier Sprachen mit Spracherlernung und Kulturvermittlung denkbar. Freilich wird die weitere Forschung hier noch Belege für diese Annahme erbringen müssen.

Mancher Volkskundler mag meinen Ausgriff in die (in ihrer Abgrenzung natürlich genau so problematische) Sozial- und Wirtschaftsgeschichte kritisieren. „Klassisch“-volkskundlich hätte man vermutlich den „Kinderwechsel“ und das „Böhmisch-Lernen“ als Sitte oder Brauch etikettiert und es wahrscheinlich bei einer Beschreibung bewenden lassen. Es fragt sich jedoch, ob etablierte Fachgrenzen dort noch haltbar sind, wo sie den Zugang zum wirklichkeitsbezogenen Verständnis einer Kulturercheinung verstellen. Der „Brauch“ des

---

<sup>88)</sup> Frdl. Mitt. Dr. Harald Prickler, Burgenländ. Landesarchiv: Stadtarchiv Rust 1641: Ulrich Schiller schickt seinen Sohn Paul zur Erlernung der ungarischen Sprache in Ungarische. Ähnlich Purbach 17. Jh. (Esterházy-Archiv Forchtenstein); (gehobene Weinbauernfamilien).

<sup>89)</sup> Renner, a. a. O., S. 17.

Kinderaustausches schien mir ein geeignetes Beispiel dafür zu sein, daß hier Interdependenzen, gegenseitige Abhängigkeiten, untrennbare Wechselwirkungen zwischen Kultur, Gesellschaft, Wirtschaft, Geschichte und geographischem Raum bestehen, ohne deren einigermaßen synthetische Betrachtung unsere eigentlichen fachlichen Probleme keiner Lösung nähergebracht werden können.

Mit Recht stellt eine der Gesellschaft gegenüber sich verantwortlich fühlende neue Volkskunde nun immer wieder die Frage nach dem Gegenwartsbezug. Er scheint in der sachlichen Analyse verlorengegangen zu sein. Dennoch wäre es meines Erachtens falsch, unser Thema „rein historisch“ zu sehen<sup>90</sup>). Nur möchte und muß ich es nun dem Gesellschaftsbewußtsein des Lesers überlassen, im Hinblick auf die positiven Erinnerungen unserer Gewährsleute an „Kinderwechsel“ und „Böhmisch-Lernen“ jene Fäden weiterzuspinnen, die ich eingangs hinsichtlich der „Vermenschlichung der menschlichen Beziehungen“ aufgenommen habe. Nur gegen eine „Nutzanwendung“ müssen wir uns verwehren: den Austausch junger Menschen als das zu sehen, was er historisch eigentlich war; nämlich das Interesse der Bourgeoisie an Profitsteigerung und besserer Ausbeutung anderer, also Mittel dazu, die Herrschaft von Menschen über Menschen zu verfestigen. Vielmehr muß es letztlich in einer Zeit, in der wir wie nie zuvor die Möglichkeiten haben, andere Länder und Kulturen kennenzulernen, darum gehen, Barrieren recht unterschiedlicher Art durch Verstehen zu überwinden.

---

<sup>90</sup>) So wäre etwa noch zu erwägen, inwieferne unser Kinderaustausch Vorformen und Vorbilder im „Austausch“ junger Adelige und Höflinge des Feudalismus bzw. in deren Kavaliertouren gerade im Zeitalter aufkommender Eigenwirtschaften hatte. Von dort aber — oder gar früher — eine Kontinuität bis zum modernen Schüler- und Studentenaustausch anzunehmen, hieße doch, die jeweiligen historischen, vor allem sozioökonomischen Bedingungen verkennen.

# Chronik der Volkskunde

Österreichisches Museum für Volkskunde

Arbeitsbericht für 1977

Das Museum hat auch im Jahr 1977 alle anfallenden Arbeiten pünktlich und genau erledigt. Personell konnte die Aufstockung des wissenschaftlichen Personals um einen Posten positiv verbucht werden. Es wurde Dr. Klaus Gottschall als VB des Wiss. Dienstes eingestellt. Dr. Franz Grieshofer legte die Dienstprüfung ab und wurde in der Folge pragmatisiert, so daß derzeit vier Vertreter der Volkskunde und ein Restaurator als Akademiker Dienst tun. Die langjährige Hauswartin Frau Rudolfine Römlein wurde verabschiedet und Frau Gerlinde Karpf als Nachfolgerin aufgenommen. Mit der Subvention, die das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung dem Museum gewährt, wurde wieder so sparsam gewirtschaftet, daß auch die verschiedenen Publikationen des Museums ohne weitere Zuwendung gedruckt werden konnten.

## Arbeiten im Hauptgebäude:

In der Sammlung wurden verschiedene Vitrinen erneuert, zum Teil mit größeren Scheiben versehen, neu gestrichen und beleuchtbar gemacht. Für die neue Ausstellung im Obergeschoß wurden zwei Räume ausgemalt, neu tapeziert und mit neuen Vitrinenbeleuchtungen versehen. Der Krippenraum des Museums, ein fensterloser Raum mit Steinfußboden, wurde ganz neu gestaltet. Es wurde eine Holzdecke eingehängt, die Wände wurden tapeziert und der Fußboden mit einem warmen Belag versehen.

## Ausstellungen im Hauptgebäude:

Außer kleinen Einzelausstellungen in einzelnen Vitrinen wurde vor allem die umfangreiche Ausstellung „Alte Volkskunst aus dem Egerland“ mit eigenem Katalog und Plakat durchgeführt.

## Außenstellen:

Im Schloßmuseum Gobelsburg wurde die Photoausstellung „Wegkreuze und Bildstöcke im Umkreis von Gobelsburg“ eingerichtet und beim Sommerfest des Vereines für Volkskunde eröffnet. Eigener (vervielfältigter) Katalog.

## Ausstellungen in anderen Außenstellen:

Im Stift Geras wurde die erfolgreiche Ausstellung „Volkskunst im Zeichen der Fische“ (mit eigenem Katalog) ein weiteres Jahr beibehalten.

Im Schloß Matzen (Außenstelle des Museums für Völkerkunde) wurde im November 1977 eine umfangreiche Krippenausstellung eingerichtet.

## Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften:

Der Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl wurde zum Direktor des Institutes bestellt. Die zunächst im Alten Rathaus von Mattersburg untergebrachte Außenstelle wurde in die Alte Mühle verlegt, wo mehr und bessere Räume zur Verfügung stehen. Der eigentliche Mühlentrakt wird künftighin als Depot des Museums dienen können.



## **Leihgaben an auswärtige Ausstellungen:**

Einige Darstellungen des hl. Peregrinus für die Peregrini-Ausstellung des Wiener Servitenklosters.

Zwei Bilder von Leopold Hauer an die Österr. Galerie.

Geräte für Ernte und Brotherstellung an die Bäckerinnung Wien für Ausstellung in der Stadthalle.

Zeichnungen von Leopold Forstner an die O.-Ö. Landesregierung für Forstner-Gedenkausstellung im Linzer Ursulinenhof.

Niederösterreichische Krippen für die N.-Ö. Weihnachtsausstellung im Schloß Wolkersdorf.

1 Großkrippe für die Wiener Weihnachtsausstellung im Neuen Rathaus.

## **Film:**

Der Film über das Museum, den das Hessische Fernsehen 1976 herstellte, wurde nunmehr in Frankfurt und in Wien öffentlich vorgeführt.

Ein Spezialfilm über die Münzbacher Ofenbäuerin wurde vom ORF gedreht.

## **Bestand und Zuwachs der Sammlungen:**

### **Hauptsammlung:**

Die Hauptsammlung umfaßt derzeit 67.000 Inv.-Nummern. Im Jahr 1977 sind 186 Nummern zugewachsen, davon 103 durch Ankauf, 77 durch Widmung, 6 durch Nachinventarisierung. Die bedeutendsten Neuerwerbungen waren mehrere ältere und neuere Porträts von ländlichen Personen.

Innerhalb der Hauptsammlung wird die Graphiksammlung verwaltet, deren Inventar derzeit bei Nr. 15.503 A hält. 1977 wurden rund 430 Nummern Andachtsbilder nachgetragen. Ein ganzes Ortsverzeichnis wurde erstellt, zur Vervollständigung der Ortskartothek der Hauptsammlung.

### **Bibliothek:**

Die Bibliothek weist derzeit einen Stand von 24.790 Nummern auf. Der Zuwachs betrug 629 Nummern, wobei der Zugang bei den Serien, Zeitschriften und mehrbändigen Werken nicht berücksichtigt erscheint. Durch Ankauf wurden 153 Nummern erworben, der Rest durch Widmung und Tausch.

### **Die Photothek umfaßt zur Zeit**

Positive: 50.645 — Zuwachs 541 Nummern; Negative normal: 13.963 — Zuwachs 189 Nummern; Negativ-Streifen: 203/36 — Zuwachs 99 Streifen mit insgesamt 2889 Aufnahmen; Diapositive: 8497 — Zuwachs 323 Nummern.

Für die Photothek wurde die Ortskartothek auf den gegenwärtigen Stand gebracht.

Sowohl Bibliothek wie Photothek wurden wieder stark benützt. Der Besuch der Hauptsammlung hielt sich wieder in Grenzen. Im Durchschnitt besucht im Monat die Hauptsammlung 600 Besucher, das Schloßmuseum Gobelsburg in den Sommermonaten je 900 Besucher. Der Auskunftsdienst des Museums wurde schriftlich mit etwa 500 Anfragen belastet, ebensovielen mündlichen und nochmals sovielen telefonischen. Von großer Bedeutung wie immer war die Betreuung der treuesten Stammbesucher des Museums, die Mitglieder des Vereines für Volkskunde, durch Führungen und Exkursionen. Die Zeitschrift des Vereines erschien mit 1100 Exemplaren Auflage.

Außer den Katalogen der einzelnen Ausstellungen wurde ein Band der Veröffentlichungen des Museums (Via sacra) neu aufgelegt, und der Bd. XVIII, Puchner, Griechisches Brauchtum, konnte mit Hilfe des Fonds zur Förderung

der wissenschaftlichen Forschung verlegt werden. Von den sonstigen Veröffentlichungen der Beamten des Hauses ist das neue Buch von Dr. Franz Grieshofer „Schützenwesen im Salzkammergut“ und die Neuauflage der „Bauernmöbel“ von Leopold Schmidt zu nennen. Leopold Schmidt

### Schloßmuseum Gobelburg

#### Sonderausstellung 1978

**Südtiroler Volkstrachten** in alten Bildquellen, Sachzeugnissen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffli.

Neben den ständigen Schausammlungen „Altösterreichische Volksmajolika“, „Waldviertler Volkskunst“, „Volkstümlich geformtes, bemaltes, geschliffenes Glas“ und „Bauernmöbel“ zeigt das Österreichische Museum für Volkskunde in seiner niederösterreichischen Außenstelle Schloßmuseum Gobelburg im Sommer und Herbst 1978 die Sonderausstellung „Südtiroler Volkstrachten in alten Bildquellen, Sachzeugnissen und im graphischen Werk von Erna Moser-Piffli“. Ein Auswahl von 256 Exponaten aus den sehr umfangreichen Beständen Südtiroler Volkskunst des Wiener Volkskundemuseums vermittelt einen lebendigen Überblick über die Erscheinungsformen, landschaftlichen Ausgliederungen und historische Entwicklung der überlieferten Volkstrachten in dem südlich des Alpenhauptkammes gelegenen, überwiegend deutschsprachigen Teil des ehemaligen österreichischen Kronlandes Tirol und der heutigen italienischen autonomen Provinz Tiroler Etschland. Die traditionelle Gliederung in ausgeprägte landschaftliche, standesmäßige und berufliche Trachten innerhalb des für die volkskundliche Beobachtung und Sammlung erfaßbaren Zeitraums von der frühen Neuzeit bis in die Gegenwart wird sichtbar in einer Fülle von alten Bildquellen. Gemalte Motivtafeln aus Südtiroler Wallfahrtsorten geben über den früheren Zustand der Kleidung der bäuerlichen und bürgerlichen Bevölkerung von der Mitte des 18. Jahrhunderts an bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts ebenso Auskunft wie die etwa gleichzeitigen Bildnisse von Malern unbekanntem Namens und auch von Künstlern, die in der österreichischen Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts Rang besessen haben (Josef Büche, Ferdinand Andri). Als der bäuerliche Mensch in der Romantik und im Realismus zu neuer Bildwürdigkeit gelangte, hat sich auch eine weitverzweigte Trachtengraphik des ländlichen Genres bemächtigt und insbesondere aus Südtirol eine ganze Reihe von Trachtentypen äußerst populär gemacht. Das Hauptgewicht der Ausstellung indes liegt auf der Darbietung von etwa achtzig künstlerischen Bildbezeugungen von Südtiroler Volkstrachten, die die Wiener akademische Malerin Erna Moser-Piffli in den Jahren 1940 und 1941 noch unmittelbar vor dem schicksalsschweren siedlungspolitischen Eingriff in die Landesgeschichte Südtirols auf wiederholten persönlichen Reisen in der von ihr vorzüglich beherrschten Aquarell-Tempera-Technik geschaffen hat. Jedes einzelne Blatt gibt den jeweiligen Trachtenträger porträtgerecht wieder. Darüber hinaus sind alle trachtlichen Züge nicht nur sachgetreu nachgezeichnet, sondern in mannigfachen handschriftlichen Notierungen zusätzlich festgehalten. Mit der Erwerbung der Reihe Südtiroler Volkstrachten von Erna Moser-Piffli durch das Österreichische Museum für Volkskunde im vergangenen Jahr ist es gelungen, eine einzigartige künstlerische Dokumentation der trachtlichen Überlieferung in allen Landesteilen Südtirols der Öffentlichkeit zu sichern. Gleichzeitig ist das Museum auch in den Besitz eines wesentlichen Ausschnittes aus dem malerischen Lebenswerk der Wiener Künstlerin aus dem Schülerkreis von Ferdinand Andri gelangt.

Den historischen Bildquellen und der Trachtengraphik von Erna Moser-Piffli aus den frühen vierziger Jahren findet sich in der Ausstellung an die

Seite gestellt eine große Anzahl von Sachzeugnissen; ganze Trachten etwa eines Saltners (= Weinhüter) aus dem Burggrafenamt, von Bauern und Bäuerinnen aus dem Gröndertal, dem Taferertal und aus Kastelruth sowie einzelne Trachtenteile für die hochzeitliche Ausstattung der Braut, für die Kleidung der Frauen und der Männer.

Die Ausstellung ist vom 27. Mai bis Ende Oktober 1978 täglich geöffnet. Zufahrt zum Schloßmuseum Gobelsburg über die Bundesstraße 3, Abzweigung bei Langenlois oder Hadersdorf am Kamp.

Zur Ausstellung ist ein mit 8 Farbtafeln ausgestatteter Katalog erschienen.

Klaus Beitzl

## **Internationale Volksschauspielforschung in Griechenland.**

### **Ein Kongreßbericht**

(Mit 4 Abbildungen)

Der IV. International Congress of Medieval and Folk-Theatre fand wieder vom 6. bis zum 14. August unter steigender Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf der Insel Zante statt. Die Kongreßorganisation zeigte sich in diesem Jahr thematisch gestrafft, was die Qualität der Diskussionen des Symposiums bedeutend an hob: alle Beiträge standen unter dem Motto „Das Theater von Heptanesos (Sieben Inseln)“.

Die allabendlichen Darbietungen, die sich diesmal nicht nur auf den St. Markus-Platz der Stadt, sondern auch auf andere Wohnviertel und verschiedene Dörfer erstreckte, war von dieser Beschränkung ausgenommen und spiegelte einen Teil der großen Variationsvielfalt des Volksschauspiels im lebendigen Beispiel: es waren die Opera dei Pupi Siciliani mit dem „Tod des Rogero“ (vgl. Abb. 1) und den sizilianischen Farcen zu sehen, das Marionettentheater „Al Botrofile“ aus Liège mit den Stücken „Als sich Berta versteckte“ (vgl. Abb. 2; Berta ist die Mutter Karls des Großen), „Die Versuchung des Hl. Antonius“, „Rolands Tod“ und die „Haimons-Kinder“. Das tschechische Puppentheater Drak bekam leider die Ausreisegenehmigung nicht rechtzeitig und so kam sein „Dornröschen“ und „Petruschka“ nicht zur Vorstellung. Der griechische Schattenspieler Th. Spyropoulos gab zwei Stücke aus dem klassischen Repertoire zum besten: „Die Hochzeit des Barbajorgos“ und „Selim und Hauptmann Stratos“. Von den zantischen Volkstheaterstücken, den „Homilien“, waren folgende zu sehen: „Krinos und Anthia“ (aus dem 19. Jahrhundert) von der Spielgruppe der Stadt Zante, „Er ging um ‚Haar‘ (Wolle) und kam geschoren“ (Moderne Homilie) vom Dorf Pantokrator, „Chrysomallusa“ (die Goldhaarige), ein modernes Stück mit Sozialproblematik aus dem Dorf Lithakia (vgl. Abb. 3). Die Laiengruppe der „Freien Künstler“ führte das Theaterstück „Chasis“ von D. Guzelis (1795) auf, das in seiner lockeren episodischen Struktur und den stehenden Charaktertypen deutliche Einflüsse der Commedia dell'Arte zeigt. — Den Höhepunkt der Darbietungen stellte zweifellos die Aufführung der „giostra“ von Bewohnern des Dorfes Skulikado dar. Hier wird in Form einer „Homilie“ der zweite Teil des großen kretischen Barockepos „Erotokritos“, das Lanzenturnier, mit vielen Pferden und phantastischen Kostümen, die ziemlich genau der Beschreibung des epischen Gedichts entsprechen, in zweistündiger Vorstellung dargestellt (vgl. Abb. 4 aus der Generalprobe auf einer Wegkreuzung außerhalb des Dorfes Skulikado). Das Dorf, dessen Spieltradition für diese Darstellung nachweislich etwa 100 Jahre zurückreicht, hatte mit Proben und Kostümherstellung bereits vor Monaten begonnen. — Neben diesen für die Öffentlichkeit frei zugänglichen Vorstellungen war auch eine Ausstellung von Figuren des griechischen Schattentheaters zu sehen.

Der wissenschaftliche Teil der Veranstaltungen wurde von griechischen Historikern und Philologen, von den italienischen Neogräzisten Prof. Vincenzo Rotolo (Palermo), Prof. Mario Vitti (Palermo), Dr. Renata Lavagnini (Palermo) und von österreichischer Seite vom Unterzeichneten bestritten. Die Kongreßsprache war in diesem Falle ausschließlich das Griechische. Prof. Nik. Panajotakis (Mediävistik, Ioannina) gab in einem breit angelegten Übersichtsreferat über die handschriftliche Tradition der Werke des Kretischen Theaters auf Heptanesos ein abgerundetes Bild der kulturellen und künstlerischen Aktivität der kretischen Gesellschaft der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Prof. Mario Vitti zeichnete an Hand von konkreten Beispielen den Einfluß des italienischen Theaters des 17. Jahrhunderts auf das Theaterleben von Heptanesos nach. Der Unterzeichnete griff in seinem Referat theaterhistorisch relevante Fragestellungen des Theaterlebens auf Kreta und Heptanesos von 1550 bis 1750 heraus. A. Papaioannu sprach über den Autor des „Chasis“, Dimitris Guzelis, A. Charta über den ideologischen und sozialen Gehalt des Dramas „Basilikum“ von P. Matesis (1830). Eine eigene Gesprächsrunde war den „Homilien“ gewidmet: S. Antiochos, D. Jakumelis und Sp. Kavadias berichteten über noch unveröffentlichte Stücke, N. Kefallinos über die Spieltradition der „giostra“ im Dorf Skulikado. Das Referat von Prof. Meraklis (Volkskunde, Joannina) über die Herkunftsprobleme der „Homilien“ wurde wegen Abwesenheit desselben bloß verlesen.

Die Abschlusßsitzung stand im Zeichen der Definitionen und Appelle. Der Terminus „Homilie“ als spezielle Volksschauspielgattung auf Zante wurde einer historischen und kriterienmäßigen Prüfung unterzogen und mit ähnlichen Phänomenen auf griechischem und dalmatinischem Boden in Beziehung gesetzt. Eines der bedeutenden Ergebnisse des Kongresses bestand in der Feststellung, daß viele Bewohner von Zante im Besitz von älteren Spielhandschriften sind; die bisher veröffentlichten Stücke umfassen offenbar nur einen kleinen Teil der tatsächlichen Produktion. Es wurde ebenfalls der Beschluß gefaßt, an das griechische Kultusministerium einen Appell zu richten, die Herausgabe der Kongreßakten finanziell zu unterstützen.

Das harmonische Ineinandergreifen wissenschaftlichen Gesprächs und lebendiger Darstellung verschiedener Volksschauspieltraditionen an einem Ort, der selbst noch eine blühende Spieltradition besitzt, lassen auch den heurigen Kongreß als gelungen erscheinen und qualifizieren Zante zum geeigneten Ort weiterer Begegnungen, deren effektiver Charakter zum Großteil von der Teilnahme der heimischen Bevölkerung abhängt.

Walter P u c h n e r

### Ukrainisches Freilichtmuseum

Am südlichen Stadtrand von Kiew liegt ein Dorf, das schon seit vielen Jahrhunderten besteht. Zwar hat das Dorf heute keine Einwohner, aber tausende Menschen gehen tagtäglich durch seine Straßen und öffnen die Türen seiner Häuser.

Zu den 28 Museen der Hauptstadt der Sowjetukraine kam noch eins hinzu: das Museum für Volksarchitektur und Lebensweise der Ukrainischen SSR.

In der Sowjetunion gibt es mehr als 40 Museen unter freiem Himmel, wobei das Kiewer Museum zu den größten zählt. Hier sind 153 Bauten wie auch über 3000 andere Exponate zu sehen. Nachdem die zweite Baufolge des Museums fertig ist, wird seine architektonisch-ethnographische Ausstellung 400 typische Dorfhäuser und etwa 30.000 verschiedenartige Exponate — Haushaltsgegenstände, Ikonen, Modelle von Kleidung usw. — enthalten.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die ukrainischen Dörfer von Grund auf verändert. In ihrem Aussehen sowie in der Lebensweise kommen sie den Industriesiedlungen immer näher.

Daher kam die Suche, die von Wissenschaftlern des neugegründeten Museums vor mehr als 5 Jahren eingeleitet wurde, gerade rechtzeitig. Zahlreiche Expeditionen führen jeden Sommer in die entfernten Gegenden der Republik hinaus, ermitteln und registrieren alte Bauten und sammeln Gegenstände der Bauernwirtschaft. Die auseinandergenommenen Häuser, deren jeder Balken einzeln markiert war, wanderten an ihren neuen Ort, dem Stadtrand von Kiew, wo sie von erfahrenen Meistern in ihrer ursprünglichen Art wiederhergestellt wurden.

Die Haushaltsgegenstände sowie Kollektionen von Volksmusikinstrumenten und Ikonen, die vom Museum zusammengetragen wurden, sind von hohem künstlerischem Wert.

Dieser ganze Reichtum wurde angesammelt, erforscht und in den Laboratorien und Werkstätten restauriert, damit die Museumsbesucher heute in die Vergangenheit des ukrainischen Volkes Einblick nehmen können.

Verschiedene historisch-ethnographische Gebiete der Ukraine weisen Unterschiede in den Typen von Bauten, den Mustern und Farben der Ornamente und im Schnitt der Kleidung auf. Das Museum setzt sich aus sechs einzelnen Abteilungen zusammen, die ein Bild von diesen wichtigsten Gebieten vermitteln mit ihren charakteristischen Typen von Bauernhäusern und Wirtschaftsbauten, Windmühlen, mit ihren Gebrauchsgegenständen und ihrer Kleidung.

Das älteste Bauexponat ist heute ein Bauernhaus aus dem XVI. Jahrhundert, das aus Polesse, dem nördlichen Teil der Ukraine, stammt. Es ist aber vorgesehen, daß hier auch eine Ansiedlung aus uralten Zeiten nachgestaltet wird — im Museum ist die Abteilung „Altrussische Baukunst“ geplant.

Kiew wird die Mutter der russischen Städte genannt. Gerade hier, auf dem Territorium der alten Kiewer Rus, hat die Kultur der drei slawischen Völker — des russischen, ukrainischen und belorussischen Volkes ihren Ursprung genommen.

Das neue Museum ermöglicht, sich mit den uralten Quellen dieser Kultur bekanntzumachen.

Kiew

Wladimir K o l i n k o

#### Josef Tomschik †

Im hohen Alter ist am 30. Jänner 1978 Regierungsrat Dr. Josef Tomschik gestorben. Tomschik war Pädagoge, beruflich lange Zeit Bezirksschulinspektor. Er war heimatkundlich interessiert, in dem Sinn, wie dies in den zwanziger Jahren auch vom Wiener Stadtschulrat gern gesehen und gefördert wurde. Damals hat er auch, was vielleicht als die bedeutendste außerschulische Leistung seines Lebens zu bezeichnen ist, das Floridsdorfer Bezirksmuseum gegründet, das sich seinen Ruf als besonders engagiertes Bezirksheimatmuseum stets bewahrt hat. Tomschik interessierte sich vor allem für Ur- und Frühgeschichte und hat auf diesem Gebiet auch ein spätes akademisches Studium durchgeführt. Volkskundlich war er vor allem für Wien und Niederösterreich ein guter Beobachter. Das ihm ausgezeichnet bekannte Wechselgebiet hatte in ihm einen wichtigen Sammler und Beobachter, der mitunter auch kleinere Widmungen, Objekte wie Photos, dem Museum für Volkskunde brachte. Aus diesem Gebiet hat er gelegentlich auch in unserer Zeitschrift veröffentlicht. Dem kenntnisreichen Förderer einer heimatkundlich eingestellten Volkskunde gebührt unser ehrenvolles Gedenken.

Leopold S c h m i d t

## Literatur der Volkskunde

**Franz J. Grieshofer:** Das Schützenwesen im Salzkammergut. Linz 1977, Oberösterreichischer Landesverlag. 208 Seiten, 6 Farbtafeln und 57 Schwarzweißabbildungen.

Schützengesellschaften verdanken ihre Entstehung oftmals ganz verschiedenen Ursachen. Die nach dem Anschluß Bayerns an das Deutsche Reich aufgelösten, inzwischen vielfach wiederbegründeten Bayerischen Gebirgsschützenkompanien<sup>1)</sup> waren ebenso wie die Tiroler Schützen fest in die Landesverteidigung integriert, auch wenn ursprünglich der Zusammenschluß freiwillig zum rein sportlichen Wettkampf erfolgte. Manchmal sind die Schützengesellschaften aus den sonn- und feiertäglichen Schießveranstaltungen hervorgegangen, welche die Herrschaft abhalten ließ, um die Untertanen zur Hochjagd auszubilden. Wieder anders liegen die Verhältnisse bei den Berchtesgadener Weihnachtsschützen, bei deren Brauchtum, wie Rudolf Kriss gezeigt hat, sowohl der bodenständige Volksglaube wie die christliche Hochreligion mitbestimmend sind.

Es ist das Verdienst des aus einer Wiener volkskundlichen Dissertation erwachsenen Buches von Grieshofer, den Ursprüngen des Schützenwesens im Salzkammergut, seiner Entwicklung und seines bis heute weitgehend unveränderten Brauchtums nachgegangen zu sein, das sich wiederum recht deutlich von den Verhältnissen anderswo abhebt. Die Anfänge der Schützengesellschaften im Salzkammergut liegen in dem Bedürfnis der auch sonst begünstigten Salzbeamten, Salinen- und Bergarbeitern nach „Khurzweill, Nachtberschafft und Freindschafft“, wie es in einer der frühesten Urkunden heißt, wozu sie eine kaiserliche Subvention, den sogenannten Vortl erhalten, der ihnen zum Unterhalt der Schießstätte und insbesondere den Feuerschützen zum Ankauf von Blei und Pulver dient. Sie nahmen so bis zu den grundlegenden Veränderungen des 18. Jahrhunderts eine Sonderstellung gegenüber der heimischen Bevölkerung ein, wenn man so will, ein weiteres Element der Bergfreiheit, wie sie zumal in den Bergmannsliedern ihren Ausdruck gefunden hat. Erst dann öffnen sie sich auch für die Teile der Bevölkerung, die ihrer sportlichen Leidenschaft bislang in den verbotenen Winkelschießstätten frönte. Hinzu kommt, daß mindestens seit dem 19. Jahrhundert — vorher sind die Quellenbelege offenbar zu dürftig — die Waffe der Salzkammergutschützen oftmals die Armbrust ist, die ansonsten heute nur noch vereinzelt im Salzburgischen (auch Salzburg besitzt eine Armbrustschützengilde, die der Volkskundeatlas noch nicht verzeichnet) und in Niederösterreich benützt wird.

Grieshofer, ein ausgezeichnete Kenner der Landschaft und der Materie, behandelt in einem ersten Teil die Geschichte der Schützengesellschaften von den vermutlichen Anfängen im 16. Jahrhundert bis in die unmittelbare Gegenwart, nicht ohne auf die gesamt europäischen Zusammenhänge einzugehen. Dabei werden dankenswerterweise viele der urkundlichen Belege wörtlich wiedergegeben, ein Vorzug, weil bedingt durch die politische Gliederung des Salzkammergutes das Archivmaterial sehr verstreut liegt. In einem ebenso umfang-

---

<sup>1)</sup> Paul Ernst Rattelmüller, Die Bayerischen Gebirgsschützen. München 1977.

reichen zweiten Teil werden dann die eigentlichen volkskundlichen Aspekte behandelt, nämlich Struktur und Organisation der Gesellschaften, ihr seit den Anfängen fast unverändertes Brauchtum, Spruch- und Musikgut sowie die Sachgüter. Zwei Erscheinungen ziehen besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Die eine ist die Person des Zielers, die andere das Schützenmahl, welches sich an die letzte Schießveranstaltung der oftmals recht verschieden dauernden Saison anschließt, vergleichbar damit der Arbeitsabschlußvereinerung, die K. S. Kramer als eines der Kernelemente des Brauchtums gekennzeichnet hat<sup>2)</sup>. Aber auch Parallelen zum Hochzeitsbrauchtum sind nicht zu übersehen. Das gilt gerade auch für den harlekingewandeten Zieler, in dessen Person sich heute mehrere Funktionen vereinen, die des Trefferanzeigers wie auch die des Spaßmachers, dem früheren Pritschenmeister.

Man kann die Salzkammerngutschützen und ihren Chronisten zu dieser längst fälligen, im übrigen gut lesbaren und charakteristisch gebilderten Darstellung nur beglückwünschen. Über seinen lokalhistorischen Wert hinaus stellt das Buch einen willkommenen Beitrag zum Thema „Vereine als Gegenstand der volkskundlichen Forschung“ dar, wenn auch erst das starre Vereinsgesetz von 1867 aus den mehr oder weniger locker gefügten Gesellschaften Vereine im Rechtssinne machte. Eine Ergänzung sei am Schluß erlaubt. Die St. Gilgener Schützengesellschaft kann man tatsächlich auf das Jahr 1626 zurückführen. Denn damals gründete Erzbischof Paris Lodron im Erzbistum Salzburg Feuerschützenkompanien, aus denen er seine Leibwache rekrutierte. Diese Kompanien waren zur Abhaltung wöchentlicher Schießübungen verpflichtet. Die Landbevölkerung nahm daran allerdings zunächst mehr gegen ihren Willen teil. Gleichwohl aber gibt es seit dieser Zeit auch am Abersee eine kontinuierliche Schießtradition<sup>3)</sup>.

Korntal/Strobl

Herbert Schempff

**Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde.** Im Auftrag der Kommission für ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Herausgegeben von Erhard Riemann. Bd. 20, 1977. 372 Seiten, mit mehreren Abb. auf Tafeln und im Text. Marburg an der Lahn, 1977, N. G. Elwert Verlag.

Dieser 20. Band des bekannten Jahrbuches, gleichzeitig der 11., den Erhard Riemann herausgibt, ist wieder sehr reichhaltig geworden. Man sollte vielleicht gleich zu Beginn auf jenen Beitrag hinweisen, der bescheidenweise am Ende des Bandes abgedruckt ist, nämlich die Würdigung Erhard Riemanns anlässlich seines 70. Geburtstages (3. April 1977) durch Ulrich Tolksdorf. Die inhaltsreiche Laudatio wird durch eine gediegene Bibliographie geschlossen.

Sonst finden sich wieder wertvolle Aufzeichnungen: So vor allem von Richard Wolfram „Die Hochzeitsbräuche in der Gottschee“, an die 60 Seiten stark. Wolfram bezeichnet ihn als „vorläufig letzten Bericht von meinen Aufzeichnungen dort“, und man könnte sich vorstellen, daß alle diese seine Aufzeichnungen nun doch in einem eigenen Buch gesammelt vorgelegt werden sollten. Ein Gegenstück, nämlich „Die rußland-deutschen Mennoniten in Saskatchewan (Kanada) und ihre Hochzeitsbräuche“ bietet Rolf W. Brednich. Seine Methode, nämlich „teilnehmende Beobachtung bei hohem Partizipations-

---

<sup>2)</sup> Arbeitsanfang und -abschluß als Kernelemente des Brauchtums (in: Arbeit und Volksleben, 1967, S. 354 ff. = Veröffentlichungen des Instituts für mitteleuropäische Volksforschung an der Philipps Universität Marburg/Lahn Bd. 4).

<sup>3)</sup> Hierzu jetzt Leopold Ziller, Vom Fischerdorf zum Fremdenverkehrsort. Geschichte von St. Gilgen am Aber-(Wolfgang-)See, 2. Teil, 1973, S. 123.

grad" (S. 66) hat sehr viel erbracht, auch an Liedgut. Eine persönliche Zeugin des mennonitischen Kulturlebens ist Lennart N y m a n, von welcher der Aufsatz „Eine Mennonitin von der Wolga erzählt". Aus dem Baltikum dagegen stammen die Mitteilungen der „Hirschenhöferin", welche Alfred C a m m a n n aufgenommen hat. Es handelt sich um Frau Valide Schechheimer aus Hirschenhof, einer deutschen Siedlung in Lettland. Das ganze Schicksal des Streudeutschtums in Osteuropa kommt in diesen Aufzeichnungen zur Geltung; bemerkenswert auch die Bemühungen der Siedler mit den lettischen Bauern, in jener „Kontaktlandschaft", die man zumindest in friedlichen Zeiten dort wohl erleben konnte.

Dann einige Beiträge aus den Sudetenländern. Bruno Schier beschäftigt sich in einer sprachwissenschaftlich genauen Arbeit mit „Ortsnamen als Quellen der historischen Volkskunde in der deutsch-slawischen Kontaktzone". Dann folgt die sehr eingehende Studie von Gottfried H a b e n i c h t über den Egerländer Dudelsack, mit Bildern und Maßzeichnungen sowie Spielweisen. In gewissem Sinn gehört auch die Arbeit von Wolfgang S u p p a n über den „Anteil ostdeutscher Musiker am Neuaufbau des Blasmusikwesens in der Bundesrepublik Deutschland" hierher. Von der zu früh verstorbenen Hertha W o l f - B e r a n e k sind drei kleinere Arbeiten aufgenommen. Zunächst eine über die Stroh- und Bastflechterei sowie Bastweberei, als besonderen Hausindustriezweig in den Sudetenländern; dann über das „Tappenfangen im Sudetenland", also jenem Jägerscherz, der in Bayern „Greißenfangen" heißt, und mit den „Wolpertingern" kürzlich wieder „folkloristisch" bekannt geworden ist; und schließlich berichtet Frau Wolf-Beranek wieder über ein Kapitel ihrer Atlas-Arbeit, nämlich über „Gabenbringer in der Weihnachtszeit in den Sudetenländern", wobei sich besonders viele Parallelerscheinungen zu österreichischen Landschaften ergeben.

Das Deutschtum im Südosten kommt mit dem Beitrag von Rudolf H a r t m a n n über „Die donauschwäbische Siedlung Badarski Geran in Bulgarien und ihr Christkindspiel" zur Geltung. Das Christkindspiel stammte aus dem Banat, und wurde von Hartmann einmal 1934 und dann wieder 1976/77 aufgezeichnet. Und zu den Arbeiten aus dem Südosten paßt schließlich auch das Geburtstagsgedenken „J o h a n n e s K ü n z i g zum 80. Geburtstag" von Waltraud Werner-Künzig. Denn Künzig hat ja die Sprachinselforschung wie später die Heimatvertriebenenforschung maßgebend mitgestaltet, und mit Waltraud Werner zusammen das „Volkskunde-Tonarchiv Freiburg" aufgebaut, das eine hervorragende Dokumentationsstelle darstellt. Leopold S c h m i d t

**Karl Haiding**, Alpenländischer Sagenschatz. Mit 97 Illustrationen von Hedwig Zum Tobel, und wissenschaftlichen Erläuterungen im Anhang. 432 Seiten. Wien 1977, Molden-Taschenbuch-Verlag. S 63,—.

Es ist immer erfreulich, wenn eine gute Arbeit einer größeren Öffentlichkeit auch als Taschenbuch dargeboten wird. In diesem Fall handelt es sich um Haidings 1965 zuerst erschienenen „Österreichs Sagenschatz", der nur jetzt, offenbar aus verlegerischen Gründen, eben zum „Alpenländischen Sagenschatz" werden mußte, was er der Planung nach nicht war noch ist. Aber ansonst handelt es sich um das gleiche brauchbare Buch, über das hier (ÖZV XX/69, 1966, S. 44 ff.) ja ausführlich kritisch zu berichten war. Auf einige der kritischen Hinweise ist Haiding in seinen etwas erweiterten Anmerkungen eingegangen, ohne aber etwa Sagen etwa auszulassen oder auszuwechselln, die hier wenig am Platz erscheinen. Der Verlag hat es für notwendig gehalten, Nr. 1 (Der gescheite



Bauer) jetzt als Nr. 3 zu bringen, und umgekehrt Nr. 7 (Die uralten Waldmandle) jetzt als Nr. 1. Die unerforschliche Ordnung der ganzen Sammlung ist beibehalten worden. Haiding schreibt in seinem kurzen Vorwort zu dieser Taschenbuchausgabe darüber: „Mit Rücksicht auf den allgemeinen Leserkreis sind die Geschichten nicht nach Typen geordnet“. Wie gesagt, im Interesse einer vergrößerten Leserschaft, die eher zu einem Taschenbuch als zu einem stärkeren gebundenen Band greift, soll diese Ausgabe jedenfalls begrüßt werden.

Leopold Schmidt

**Georg Matthaeus Vischer, Topographia Austriae Superioris modernae 1674.** Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Anton Leopold Schuller. Graz, Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1977. Groß-Oktav, 226 Blatt, Porträt, Biographie, Register usw. 39 Seiten. Leinwand.

Nun liegt also zu den drei schon bibliophil vorgelegten Topographie-Bänden der historischen Schlösser- und Siedlungsbilder von Georg Matthaeus Vischer (1628—1696), wie sie der so sehr erfolgreich tätige und technisch überragend leistungsfähige Verlag in Graz in zwei stattlichen Bänden für die Steiermark (Topographia ducatus Stiriae 1681) und in einem für Niederösterreich Topographia archiducatus Austriae Inferioris modernae 1672) 1975 und in sofort notwendigen Nachdrucken hatte herausbringen können (Vgl. Österr. Zs. f. Volkskunde XXX/1976, 83—85; XXXI/1977, 59—60) ein ebenso geschmackvoll präsentierter für Oberösterreich aus dem Jahre 1674 vor. Auch damit soll G. M. Vischer's Lebensleistung noch nicht als abgeschlossen erscheinen. Will doch der verdienstvolle Herausgeber Anton Leopold Schuller von der Steiermärkischen Landesbibliothek am Joanneum über diese drei in sich geschlossenen topographischen Werke hinaus, denen im gleichen Verlag ja auch die Steiermark-Karte von 1678 gefolgt war (Ausgabe von Walter Neunteufl, „Styria Ducatus Fertilissimi Nova Geographica Descriptio“, Graz 1976, 19 Seiten Kommentar) gefolgt ist, über die von A. L. Schuller hier beigelegte Landeskarte von Oberösterreich 1669 aus der Kartensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (z. T. nach der Ausgabe von 1762 ergänzt) auch die weit geflatterten Blätter des großen, in seinem Leben nicht sehr glücklichen Geographen Vischer aus anderen Räumen sammeln und in einem Schlußbande heraus bringen.

Hier aber freut sich der Volkskundler bei allem Überwiegen historisch-geographischen Baubestand-Dokumentierens im Lande ob der Enns ums Jahr 1674 mit 226 Stichen auch wiederum wie in den Steiermark- und Niederösterreich-Bänden der vielen Einzelheiten wie der dankenswert beigegebenen Orts-, Gegend- und Gewässernamen in historischer und gegenwärtiger Lautung samt den entsprechenden Konkordanzen. Die „Einzelheiten“ aber sind es, die man ja selten auf Bildquellen, vor allem topographisch fixiert nachweisen kann. Man muß es aus dem Vergleich mit solchen Bildern wie St. Florian (Nr. 154) ersehen, wie unglaublich weit die Barockisierung den Baukörper dort und an so vielen Klöstern, Burgen, Schlössern, Meierhöfen usw. verändert hat. Das betrifft die erstaunliche Fülle von Wasserschlössern in Oberösterreich (z. B. Nrn. 45, 48, 73, 204, 208, 213, 225), die ausgeprägt als „Heckenlandschaft“ betonte Flur (28, 211, 224), die Betonung der Ziergärten wie der Gemüsezuchtbeete (82, 205, 216, 140, 125, 140, 193, 222, 226). Wellrad- und Ziehstangenbrunnen in den Höfen (19, 45). Taubenkogel auch hier (11, 32, 184) wie auf den entsprechenden Steiermark- und Niederösterreich-Stichen. Schiffs- und Bootsdarstellungen (29, 49, 209, 210, 211, 213), eine Schiffsmühle (49), Fischerei (51, 190, 214), eine „Beschlagbrücke“ (170). Was m. E. sehr selten ist (aber gut zu den Requisiten in der

Volkskunde-Sammlung des Oberösterreichischen Landesmuseums einschließlich der dort gezeigten köstlichen Karikier-Bilder zum Reiterspiel der Feudalgessellschaft paßt!) eine Ringreiter-Vorrichtung auf Schloß Prandegg Stich-Nr. 138 (zwei Ständer Querseil und Ring als Stechziel dran; dazu Nr. 205, Schloß Weinberg, Reitbahn und zur Übung einzeln anreitender Lanzenstecher vor diesem aufgehängten Zielritzing). Wird einmal zu den bisher vier vorliegenden Bänden auch ein fünfter, angekündigter kommen, dürfte es sich lohnen, solchen Einzelheiten in der Darstellung dieses Geographen insgesamt nachzugehen, die notwendigen Fragen nach Dokumentationswert und Konfrontation mit allenfalls erschließbaren Lokalquellen zu stellen. Leopold Kretzenbacher

**Ernst Heinrich Rehermann, Das Predigtexempel bei protestantischen Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts (= Schriften zur niederdeutschen Volkskunde, Bd. 8, X und 584 Seiten. Göttingen 1977, Verlag Otto Schwartz & Co. DM 84,—.**

Das Gebiet der Predigt und der in ihr verwendeten Geschichten aller Art wird von der Erzählforschung seit langem gepflegt. Zunächst, schon seit den Brüdern Grimm, selbstverständlich nur in Hinsicht auf die etwa auftretenden Sagen- und Schwankstoffe. Dann aber auch der Eigenart der Predigtliteratur nach, wobei also das Vererben von solchen Stoffen durch Exempelbücher usw. immer wieder quellenmäßig zu überprüfen bleibt. Seit 1964 Elfriede Moser-Rath ihre „Predigtmärlein der Barockzeit“ herausbrachte, ist auf diesem Gebiet und nach diesem vorzüglichen Beispiel immer wieder gearbeitet worden. Bearbeitete Moser-Rath vor allem süddeutsche katholische Prediger, so versuchte sich Leonhard Intorp an den „Westfälischen Barockpredigten in volkskundlicher Sicht“, Münster 1964. Dann kamen die vielfältigen Studien der Frankfurter Hain- und Brückner-Schule, die schließlich in dem von Wolfgang Brückner herausgegebenem Band „Volkserzählung und Reformation“, Berlin 1974, ihren Abschluß fanden.

Die norddeutschen protestantischen Prediger hat in jenen Jahren (1964 bis 1968) Ernst Heinrich Rehermann bearbeitet. Die bei Kurt Ranke gearbeitete Dissertation ist nunmehr als umfangreicher Band, mit vollem Belegmaterial, endlich erschienen, und man wird dafür sehr dankbar sein. Rehermann hat sein Material, die protestantischen Exempelsammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts sowie die Predigtsammlungen einiger protestantischer Prediger des gleichen Zeitraumes sehr genau bearbeitet. Die bibliographischen Nachweise dieser Sammlungen, ihrer Quellen und ihres Aufbaues sowie die biographischen Daten der behandelten Exempelsammler und Prediger bilden den ersten Hauptteil der Arbeit. Der ebenso umfangreiche zweite Hauptteil bildet den „Materialteil“, der nun das Exempelgut selbst darbietet. Die Anordnung erfolgt nach der Wichtigkeit, der Ergiebigkeit dieser Sammlungen von Caspar Titius bis zu Hermann Samsonius und Paul Walther, der beispielsweise „Neun Außerlesen und Wolgegründete Hexen-Predigt“ zu Riga 1626 hat erscheinen lassen. Dieser gewaltige Materialteil ist erfreulicherweise durch ein dreiteiliges Register aufgeschlüsselt, so daß man nun vor allem die Motive, welche in diesen Predigten und Exempelsammlungen enthalten sind, leicht nachweisen können. Wer sich künftig etwa mit der „Hand aus dem Grabe“ beschäftigen will, wird nun eben in diesem Register die Nummern 30 und 66 finden, und im Textteil (S. 312) auch die bisherige Sekundärliteratur dazu nachgewiesen bekommen.

Eine ebenso fleißige wie nützliche Arbeit also, welche wie ihre Parallel-Veröffentlichungen bisher schon der weiteren Volkserzählforschung viel an Arbeitsaufwand ersparen wird.

Leopold Schmidt

**Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften. II. Festschrift für Hans H. Weber.** Herausgegeben im Auftrag des Breuberg-Bundes von Winfried Wackerfuß. 498 Seiten, mit zahlreichen Farbtafeln und Abb. Breuberg-Neustadt (D 6127). Im Selbstverlag des Breuberg-Bundes.

Vor kurzem war auf die gehaltvolle Festschrift für Gotthilde Güterbock hinzuweisen (ÖZV XXXI/80, S. 327 f.), die auch vom Breuberg-Bund als der maßgeblichen Kulturvereinigung der Landschaft Bauland-Odenwald herausgegeben war. Hier liegt nun die Festschrift für Hans H. Weber, den Ersten Vorsitzenden des Breuberg-Bundes vor, ein stattlicher Band. Er ist selbstverständlich den verschiedenen Einzeldisziplinen heimatkundlicher Art gewidmet, aber zu unserer Freude hat auch die Volkskunde einen gewissen Anteil daran. Peter Assion, der hier besonders in Betracht kommt, hat sich in diesem Fall mit der „Geschichte der beiden Begriffsbildungen“ nämlich der Landschaftsbezeichnungen „Odenwald“ und „Bauland“ beschäftigt. Der Herausgeber der Festschrift, Winfried Wackerfuß, legt „Ansichten und Skizzen Valentin Wagners aus der Zeit des 30-jährigen Krieges“ für Rodenstein, Lichtenberg und Darmstadt vor, wobei die Fragen um die Rodensteiner Sage auch aufgenommen erscheinen. Ein spezielles Kapitel wird von Heinz Schmitt behandelt, nämlich „Die Lebkuchenbäckerei — ein Odenwälder Hausgewerbe“. Und hier wie in manchen ähnlichen Fällen ergibt es sich, daß in so manchen Zeitungs- und Rundfunkberichten immer wieder von einem „letzten“ Lebzelter berichtet wird, und es sich dann bei genauerem Zusehen ergibt, daß doch immer wieder Nachwuchs da ist und Lebzelter mit ihren nach alter Art gebackenen Lebkuchen auf Märkten, bei Volksfesten usw. durchaus guten Absatz erzielen. Ein bescheidenes, sachkundliches Thema, nämlich die „Keller- und Beschwersteine“ behandelt Werner Haas als Beitrag zur „bäuerlichen Vorratshaltung in früherer Zeit“. Die Steinkreuzforscher, in dieser Gegend stets von Wichtigkeit, haben sich auch mit einem interessanten Beitrag eingestellt. Friedrich Karl Azzoia und Heinz Bormuth berichten über den „Pflug als Zeichen bäuerlichen Standes auf Steinkreuzen und anderen Kleindenkmälern“. Es sind verschiedene Formen, die sich in Gruppen gliedern lassen: Geräte ohne Sech, Geräte mit Sech, Geräte mit einem Radvorgestell (Pflugwagen) und Pflüge mit Gespann. Alle kurz besprochenen Darstellungen sind auch in Bildern festgehalten.

Gotthilde Güterbock aber behandelt in einem ausführlichen, reich illustrierten Beitrag „Die Odenwälder Schreiner-Maler-Sippe Baier und ihre Werke“. Die tischlerisch sehr schlichten, in der Bemalung dagegen sehr auffälligen Truhen und Kästen von den verschiedenen Mitgliedern der Tischler-Maler-Familie, die von der Verfasserin sogar stammbaumgemäß, also familiengeschichtlich, verfolgt wurde, verdienen eine solche Bearbeitung durchaus. Sicherlich sind die mit sehr schlicht gezeichneten, öfter noch verzeichneten Figürchen bemalten Möbel ein landschaftlicher Sonderfall. Man muß sie sich aber doch zu den jeweiligen Hochzeiten gewünscht haben, mit ihren Bäumchen und schnäbelnden Vögeln, ihren gespenstisch anmutenden Eulen und ihren Paaren, Hochzeitsgesellschaften und Musikanten. Die gerade in dieser Landschaft sehr städteferne Bauernschaft hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts offenbar auf diese Möbel Wert gelegt, sonst hätte man sie nicht in solcher Zahl hergestellt, und die Käufer hätten sonst doch nicht sogar noch die offenbar in einer Periode geistiger Umnachtung von Franz Baier, dem „Vöchelesmaler“ verzierten Möbel erworben. Einige Stücke weisen ja durchaus Merkmale der einst von Hans Prinzhorn entdeckten „Kunst der Geisteskranken“ auf. Frau Güterbock hat diese Umstände (S. 224 f.) durchaus nicht verschwiegen.

Man sieht, daß auch eine derartige, übrigens vorbildlich ausgestattete, schön gedruckte Festschrift aus einer verhältnismäßig wenig bekannten südwestdeutschen Landschaft für uns durchaus von Bedeutung sein kann, und wird Beiträgern und Herausgebern dafür dankbar sein. Leopold Schmidt

**Peter Dinzelbacher, Judastraditionen.** (= Raabser Märchen-Reihe, 2.) Wien, Selbstverl. d. Österr. Museums f. Volkskunde, 1977; brosch., 100 Seiten, 8 Abb., S 72,—.

Vom Mediävisten Peter Dinzelbacher haben wir bereits sein kulturhistorisch-religionswissenschaftlich-volkskundliches Buch „Die Jenseitsbrücke im Mittelalter“ (Wien, Diss. d. Univ. Nr. 104, 1973). Hier nun deht der Vf. den Traditionen um die Gestalt des „Erzverrätters“ nach, wie sie über sein (fiktives?), von Legenden und Apokryphen umranktes „Leben“ spätestens seit dem 11. Jh. breiter ins europäische Bewußtsein der Heilsgeschichte und der Legendenromane mit sehr vielen Überkreuzungen, zumal jenen aus der Ödipus-Überlieferung, eingingen. Die Quellenfülle zu dieser Schlüsselgestalt der christlichen Heilsgeschichte ist jedem Legendenforscher geradezu eine sichtbehindernde Last. Umso erstaunlicher wie es der Vf. hier vermag, weitere, bislang noch nie so wie durch ihn interpretierte, neu gewichtete Quellen zu erschließen, auszudeuten in den Denkmälern der Sprache, vor allem der Bilder, Bühnenanweisungen usw. Dies jeweils in komprimierter Form. Daraus wird verständlich, daß es Dinzelbacher weniger um Brauchtumserscheinungen etwa im Sinne des „Judasverbrennens“ u. ä. (vgl. W. Puchner, Forschungsnotiz zum Judasverbrennen in Griechenland. ÖZV XXXI/3, 1977, 229—231) geht als um ein in den verschiedenen Zeiten erstaunlich stark schwankendes, früh aber, konsequent spätestens seit der Aufklärung „psychologisiertes“ Judasbild. Gerade das Herausstellen der Funktionen des Judas, in ihm recht eigentlich die Projektion einer sich begründet schuldig fühlenden Wir-Gruppe zu sehen, die eben einen „Sündenbock“ zur Schuldentladung auf andere braucht, zeugt von kritischer Analyse stark divergierender Quellenaussagen. Dies zumal auch dort, wo sich Theologie (Judas als „notwendiges Instrument“ zur Erfüllung der Heilstat, als „Werkzeug der Vorsehung“?) und (vorwiegend neuere) Hochdichtung (Mitleid mit dem „armen Judas“ bis hin zur regelrechten Glorifizierung in „The Kiss of Judas. Miracle Play with Music, Rehabilitating the 12th Apostle“ von Peter Ury, Hicksville, N. Y. 1976) sehr entscheidend um eine Art Psychologisierung (aus Grunderkenntnissen der Psychologie wie der Verhaltensforschung; vgl. 68, 85, 88 et passim) bemühen. Dabei sollen innerseelische Vorgänge (und nicht nur die früh schon angenommene polithistorische Motivation des über seinen „Führer“ aus Enttäuschung erbitterten Anhängers einer antirömischen Befreiungspartei!) bis hin zur Unterstellung erotischer Beziehungen des Judas Ischariot etwa zu Maria Magdalena hervorgekehrt, als Tatmotivationen hingestellt werden, die Gestalt des „Verrätters“ dem modernen Leser näher zu bringen, ihn vor der Geschichte zu „rehabilitieren“. In ähnlicher dichterischer Psychologisierung von Heilsgestalten des Christentums war bisher m. W. nur Nikos Kazantzakis († 1958) in seinem (von der gesamten Ostkirche auch einhellig indizierten) Roman „Ho teleutaios peirasmos“ (deutsch als „Die letzte Versuchung“, Berlin 1952) gegangen. Dinzelbachers Darstellung ist sehr dicht und knapp auch in den Quellenexzerpten, gleichwohl aber gut lesbar und sehr reich in der wissenschaftlichen Dokumentation ausgestattet.  
Leopold Kretzenbacher

**Carmen Blacker und Michael Loewe** (Hg.), *Weltformeln der Frühzeit.* Die Kosmologien der alten Kulturvölker. Aus dem Englischen übersetzt von Jochen Eggert. Köln 1977, Eugen Diederichs Verlag. 272 Seiten. DM 36,—.

Man nimmt eine solche Sammlung von Vorträgen, besonders wenn sie aus dem Englischen übersetzt sind, zunächst mit einer gewissen Vorsicht zur Hand. Weiß man doch, daß anglo-amerikanischen Autoren so manche Literatur verschlossen ist, daß sie zumal die deutschsprachige Literatur meist gar nicht kennen oder doch nicht gern zitieren.

Aber diese Vorträge, die 1972 an der Universität von Cambridge gehalten wurden, haben doch ein beachtliches Niveau. Die alten Weltbildvorstellungen der Ägypter, der Sumerer und Babylonier, der Juden, der Frühen Chinesen, der Inder, der Mohammedaner und der Griechen werden jeweils von prominenten Fachleuten abgehandelt, vielseitig, aber nicht populärwissenschaftlich. In einigen Fällen wird man auch von unserer Seite her einen gewissen Gewinn verbuchen können. Die Darstellung der kosmologischen Vorstellungen der „Skandinavier“ von H. R. Ellis Davidson ist nicht nur vielseitig, sondern berücksichtigt so manches Fundmaterial, besonders angelsächsisches, das bisher kaum schon eingearbeitet war, und versucht sich auch mit deutschen Arbeiten wie etwa jenen von Karl Hauck auseinanderzusetzen. So wenig klar diese zum Teil wohl nur örtlich, etwa in Island oder auch in England geltenden Vorstellungen gewesen sein mögen, man kann sich auch an Hand der hier zitierten Literatur doch ein gewisses Bild zumindest vom Stand der Forschung machen. Und einen angenehmen Abschluß bildet die Vorlesung von Philip Grierson über „Das europäische Erbe“, welche die allmähliche Wandlung der Weltbildvorstellungen im christlichen Mittelalter auszubreiten versucht. Sicherlich bleiben da manche Fragen offen, und ein Beitrag über die Weltbildvorstellungen in der Volksüberlieferung, vor allem im europäischen Märchen, wäre willkommen gewesen. Aber das war offenbar in Cambridge nicht zu machen, die Volkskunde hat in England bei weitem nicht jene Geltung, die dort der hochangesehenen Religionsgeschichte zugemessen wird.

Leopold Schmidt

**Märchen der Weltliteratur**, Neue Bände: Eugen Diederichs Verlag, Köln. Je DM 26,—.

**Märchen der Niederlande**. Herausgegeben und übersetzt von A. M. A. Cox-Leick und H. L. Cox. 272 Seiten. 1977.

**Märchen aus Papua-Neuguinea**. Herausgegeben und übersetzt von Ulla Schild. 269 Seiten. 1977.

Es ist schon bewundernswert, wie in dieser altangesehenen Reihe immer wieder neue Bände erscheinen, und so mancher davon sich als wichtige Bereicherung der Märchenliteratur erweist. Nicht etwa der „Weltliteratur“, wie der Reihentitel etwas irreführend verheißt. Die Märchen und ihre nächsten Verwandten nehmen nun einmal eine eigene Stellung ein, die man mit „Literatur“ kaum umschreiben kann. Mündliche Tradition, also „oral tradition“ sind sie wohl weitgehend, werden aber zumindest in Europa doch auch wieder von gedruckten Vorlagen beeinflußt. Mit einer einfachen rationalen Definition ist ihnen schlechterdings nicht beizukommen. Aber wesentlich ist in diesem Zusammenhang doch nur, daß einzelne Bände dieser großen Reihe immer wieder besonderes Gewicht haben.

Das trifft zweifellos auf den Band der „Niederländischen Märchen“ zu, um den sich der derzeitige Ordinarius für Volkskunde an der Universität Bonn und seine Frau angenommen haben. Märchen, Schwänke und Legenden gibt es im niederländischen Sprachgebiet, also in Holland wie in Belgien, sehr viele, und es gibt darüber auch seit langem schöne Sammlungen, Kataloge und sonstige Aufarbeitungen. Freilich größtenteils in niederländischer Sprache und daher bei uns doch nicht in jenem Maß bekannt, das ihnen gebühren würde. Die erste wichtige Sammlung ist freilich 1845 schon in deutscher

Sprache erschienen: Johann Wilhelm Wolf, Deutsche Märchen und Sagen. Sie ist so wichtig, daß die Herausgeber des vorliegenden Bandes über ein Dutzend Märchen daraus entnommen haben. Die übrigen stammen aus den bedeutenden Sammlungen von P. de Mont und A. de Cock, 1898, aus J. van Landschoot, 1895, aus A. J. Witteryck—H. Stalpaert, 1946, und vielen anderen. Die ungewein reichen und wertvollen Zeitschriften zur niederländischen Volkskunde sind ausgewertet, der Märchenkatalog von J. R. W. Sinninghe (= FFC 132) von 1943 selbstverständlich im Kommentar herangezogen. Es ist eine Freude, die motivreichen, gut erzählten und gut übersetzten Märchen zu lesen, die Zaubermärchen ebenso wie die aus Legenden entstammenden mit ihren Beziehungen etwa zum hl. Eligius oder zum hl. Antonius, und ebenso die Schwänke, von denen die Fassung des „Fahrenden Schülers aus dem Paradeis“ auffällt. Der Kommentar bezeugt, was einzelne niederländische Forscher auf diesem Gebiet alles geleistet haben, beispielsweise der unvergeßliche Maurits de Meyer. Aber auch die von uns vor kurzem erst erwähnte friesische Sammlung und Forschung kommt zur Geltung, und man erfährt dabei, daß die bemerkenswerte Sammlung von Y. Poortinga von der Fryske Akademy Ljouwert in Bälde auch in deutscher Übersetzung erscheinen soll.

Einer solchen wohlfundierten europäischen Sammlung steht der Band der „Märchen“ aus Papua-Neuguinea wieder einmal etwas unvermittelt zur Seite. Er ist dementsprechend hier auch nicht zu beurteilen, diese Mythen der Inselvölker in weitester Ferne stehen ja mit unseren Märchen in keinem Zusammenhang. Es ist aber zweifellos sehr nützlich, einen gut übersetzten Auswahlband derartiger meist neu aufgezeichneter Volkserzählungen der „Kanaken“, wie man früher sagte, zur Hand zu haben.

Leopold Schmidt

**Jacques R. W. Sinninghe, Erddämonen** (= Katalog der Sagen im niederländischen Sprachraum, I) 23 Seiten. Breda (1977).

Im Anschluß an die Besprechung der „Niederländischen Märchen“ soll doch darauf hingewiesen werden, daß man sich auch über den Fortschritt der niederländischen Sagenforschung in deutscher Sprache orientieren kann. Der vorliegende Katalog der Erddämonen-Sagen in den Niederlanden basiert auf dem Material des J. R. W. Sinninghe-Institutes, die als „Stichting tot Codificatie van de Nederlandse Volksverhalen“ bezeichnet wird und sich in Breda in den Niederlanden (Burg. Serrarislaan 32) befindet. Dieses Institut verfügt zur Zeit über etwa 50.000 katalogisierte Sagen und Sagenvarianten.

Schdt.

**Selbstverlag des Vereines für Volkskunde**  
**Alle Rechte vorbehalten**  
**Druck: Holzwarth & Berger Ges. m. b. H., Wien I**  
**Wien 1978**

Zu Puchner, Volksschauspielforschung

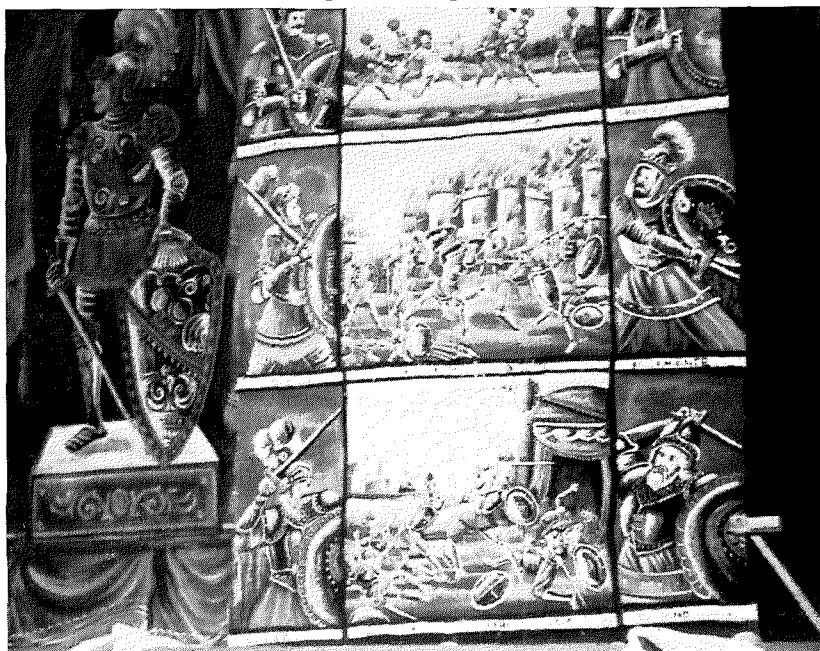


Abb. 1 Bühnenvorhang der Opera dei Pupi Siciliani. Photo: W. P.

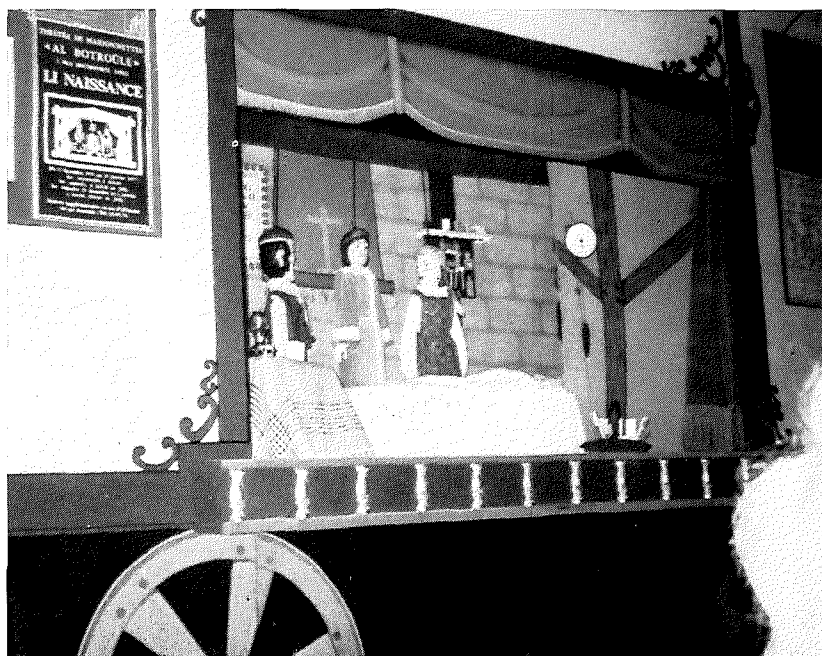


Abb. 2 Marionettentheater Al Botroûl aus Liège. Szene aus dem Werk: „Als Berta sich versteckte.“ Photo: W. P.





Abb. 3 Szene aus der Homilie „Chrysomallusa“ (die Goldhaarige) der Spielgruppe aus dem Dorf Lithakia



Abb. 4 Szene aus dem Lanzenturnier des Erotokritos im Dorf Skulikado

# Kommentar zu dem Märchen von der Prinzessin auf dem Glasberge

Von Otto Kahn

Im Auszug lautet die vollständigste Darstellung:

„Als die Prinzessin ihre fünfzehn Winter erfüllt hatte, stellten sich viele Freier ein. Sie sagte: ‚Nur der soll mich bekommen, der in voller Rüstung auf den hohen Glasberg reiten kann‘. Der König ließ ein Gebot über sein ganzes Reich ausgehen, daß der die Prinzessin bekommen solle, der auf den Glasberg hinaufreiten könne.

Als nun der Tag gekommen war, den der König angesagt hatte, wurde die Prinzessin auf den Glasberg geführt. Da saß sie zu oberst auf dem Berggipfel, mit der goldenen Krone auf dem Haupt und einem goldenen Apfel in der Hand. Unterhalb des Berges versammelten sich alle Freier mit prächtigen Pferden und glänzender Rüstung. Rund herum strömte das Volk, um ihrem Kampfspiel zuzuschauen. Dann wurde mit Hörnern und Trompeten ein Zeichen gegeben. Und zugleich rannten die Freier mit aller Macht den Berg hinauf. Aber der Berg war hoch und glatt wie Eis und über alle Maßen steil. Keiner kam weit hinauf, ehe er Hals über Kopf herabstürzte.

Der Held hat einen wilden Mann aus dem Gefängnis befreit. Von diesem erhält er nun drei Pferde und drei Rüstungen. Damit reitet er nun den Berg hinauf. Das erste Mal reitet er nur halb hinauf, dann warf er sein Pferd herum und ritt wieder hinunter und verschwand im Walde. Das zweite Mal ritt er bis zum Gipfel. Er grüßte die Prinzessin mit großer Höflichkeit, dann warf er sein Pferd herum und ritt davon. Das dritte Mal kam er bis zum obersten Gipfel, grüßte die Prinzessin mit großer Höflichkeit, kniete vor ihr nieder und empfing den goldenen Apfel aus ihrer Hand. Dann warf er das Roß herum und ritt den Glasberg wieder hinunter.

Alle Leute erwarteten, daß er sich sogleich im Schloß einfinden werde. Aber er kam nicht. Der König ließ eine große Versammlung in seinem Schloß ansagen und jedes Menschenkind, hoch oder niedrig, sollte kommen, damit die Prinzessin unter ihnen wählen könnte. Erst nun kommt auch der Held verkleidet als Hirte. Sie rannte auf ihn zu und zog ihm die Kapuze weg und rief: ‚Hier ist er!‘. Dann warf er den Mantel weg und stand in seiner goldglänzenden Rüstung und hatte

den goldenen Apfel in der Hand. Da bekam er die Prinzessin und das halbe Reich mit ihr <sup>1)</sup>."

Es ist eine recht seltsame Art, wie diese Prinzessin ihren Mann sucht und wie sie heiratet. Es ist nicht eine gegenseitige Liebe, die zur Heirat führt, was ein längeres Kennenlernen und eine gegenseitige Wahl voraussetzt. Hier wählt die Prinzessin allein. Der Mann darf sich nur bewerben. Aber ein Kennenlernen erfolgt nicht. Der Mann bleibt bis zum letzten Moment unbekannt. Es kann also keinesfalls Liebe sein, die zur Heirat führt. Voraussetzung für den Bewerber ist, daß er Pferdebesitzer ist und eine glänzende Rüstung hat. Es kann sich also durchaus nicht jeder bewerben. Voraussetzung ist auch eine hohe sportliche Leistung in der Reitkunst.

Es wird in der Erzählung ein Unterschied gemacht zwischen den Freiern und dem zuschauenden Volke. Bei der Suche nach dem versteckten Freier werden aber ausdrücklich „jedes Menschenkind, hoch und niedrig“ aufgeboten, zu erscheinen.

Es ist ein ebenso seltsamer Vorgang, der da berichtet wird. Alle jungen Männer müssen vor der Prinzessin vorbeigehen, „damit die Prinzessin selber unter ihnen wählen könnte“. Zum zweiten Male zeigt sich, daß die Prinzessin völlig allein bestimmt, wer ihr Mann wird. Sie kann sich aus der aufgestellten Reihe der Männer den herausgreifen, den sie wünscht. Der Mann aber wird gewählt und hat keine eigene Entscheidung. Dies zeigt die hohe und überlegene Stellung, die die junge Königin in diesen Ländern besaß. Sie allein bestimmte über ihre Ehe und damit zugleich über den zukünftigen König. Der Vater der Prinzessin stimmt in allen Fällen der Entscheidung der Prinzessin zu.

Die hohe überlegene Stellung der Frau wird in diesem Falle durch den erhöhten Standpunkt auf der Spitze eines Berges und auf einem erhöhten Podest besonders geklärt. Sie sitzt mit Krone und Mantel auf dem Berge und hat den goldenen Apfel in der Hand. Es ist das gleiche Bild, das von den mittelalterlichen Königen und Kaisern berichtet ist. Der goldene Apfel wird später Reichsapfel genannt und ist das Symbol der königlichen Macht. Der Freier, der den Berg hinaufgeritten ist, kniet vor ihr. Und in diesem Momente übergibt die Prinzessin dem knieenden Manne den goldenen Apfel. Es ist dasselbe Bild, wie wenn im Mittelalter ein Mann mit einem Lehen belehnt wurde. Mit der Übergabe des Apfels wird dieser Mann als König eingesetzt. Er befindet sich dabei aber in abhängiger Stellung gegenüber der regierenden Königin. Es werden damit Staatsverfassungen der matrilinearen Völker geschildert. Es sind Zeiten vor aller geschriebenen Geschichte.

---

<sup>1)</sup> Klara Stroebe, Nordische Volksmärchen I 267 ff., Jena 1922.

Der Held dieses schwedischen Falles aber stammt aus einem patrilinearen Staat. Er nennt sich diesmal „Flüchtling aus meines Vaters Reiche“. In diesen Ländern hatte der Vater das Recht über Leben und Tod sogar des eigenen Sohnes. Der junge Prinz hatte einen gefangenen „wilden Mann“ freigelassen. Der König aber „wollte den Übeltäter strafen, wer es auch sein möge“. Als es sich herausgestellt hat, daß sein eigener Sohn den Mann freigelassen hat, sagt er: „Niemand soll man von mir sagen, daß ich mein Gelöbniß gebrochen habe, wäre es auch mein eigen Fleisch und Blut. Du sollst sterben, wie du es verdienst.“ Der Sohn ist also zum Tode verurteilt. Es werden zwei Knechte beauftragt, ihn im Walde zu erschießen. Diese Männer aber haben den jungen Mann freigelassen und ihm verboten, jemals wieder heimzukommen. Der zum Tod Verurteilte wird damit in die Fremde verwiesen und nach germanischen Rechte in „die Friedlosigkeit verstoßen“. Es bleibt ihm nur übrig, in ein fremdes Land zu gehen.

Im fremden Land tauscht er nun sein königliches Kleid mit einem Hirten und dient als Hirte am Hofe des Königs. Auch dies ist im Rechte der vor- und frühgeschichtlichen Staaten begründet. Der Fremde war völlig rechtlos. Niemand kümmerte sich darum, wenn er totgeschlagen wurde. Da er nun ohne Geldmittel ankommt, muß er froh sein, wenn er einen niederen Dienst erlangen kann. Wenn er nun nur als Hirte dienen kann, so zeigt das auch die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Vorzeiten. Sogar die Könige sind nur Viehhalter. Es wird noch kein Ackerbau betrieben.

Der Held benimmt sich beim Glasbergreiten höchst merkwürdig. Er reitet bis zur Mitte hinauf, weiter als die anderen Freier gekommen sind. Aber dann dreht er um und reitet davon und verschwindet im Wald. Am zweiten Tag reitet er bis hinauf und grüßt die Prinzessin, aber auch dann reitet er wieder davon. Beim dritten Mal kniet er vor der Prinzessin und empfängt sogar den goldenen Apfel und wird damit als König eingesetzt. Aber er tut dasselbe, er dreht um und reitet wieder davon. Er versteckt Pferd und Rüstung und ist wieder Hirte. Man müßte meinen, daß er im Momente, wo er den Reichsapfel in Händen hat, sein Ziel voll erreicht hat. Aber er flüchtet wieder und versteckt sich aufs neue. Es erfolgt erst noch eine neue Szene, wobei die Prinzessin sich den Mann aussuchen soll. Alle jungen Männer müssen an ihr vorbeigehen und sie soll sich den herausgreifen, den sie als Mann haben will. Das ist eine besonders altertümliche Art der Gattenwahl. Nachdem ihn nun die Prinzessin in seiner Hirtenkleidung erkannt und ihn als ihren Mann erwählt hat, gibt er sich zu erkennen.

In diesem Falle sind zwei Formen der Gattenwahl durch die Prinzessin enthalten. 1. Es ist das Glasbergreiten. Es wird vom Helden der Besitz dreier Pferde und Rüstungen vorausgesetzt. Die Prinzessin

wählt nur insofern, als sie diese hohen Anforderungen stellt. Sie nimmt dann den siegreichen Mann ohne jeden Widerstand. Sie kennt ihn nicht einmal persönlich. 2. Es ist die mutterrechtliche Gattenwahl. Sie wählt völlig allein. Der Mann wird gewählt und tut nichts, um sich auszuzeichnen. Es kann sogar der letzte des Volkes erwählt werden. Das wird besonders betont, daß der Erwählte der dümmste von drei Brüdern ist und in verachteter Stellung an seines Vaters Hofe dient. Diese Form der Gattenwahl wird in den Märchen aus Europa bis Asien so häufig erzählt, daß an ihrer geschichtlichen Tatsache auch für die großen Kulturvölker nicht mehr gezweifelt werden kann. Diese mutterrechtliche Gattenwahl muß weit älter sein als die Gattenwahl durch das Glasbergreiten. Dabei erhält der Mann bereits eine Bedeutung, da es auf seine Leistung ankommt. Man könnte annehmen, daß dies eine neuere Form darstellte, die noch nicht die volle Anerkennung durch das Volk gefunden hatte, weshalb die mutterrechtliche Form noch angehängt wurde, weil diese Form dem gesamten Volke als viel ehrwürdiger galt.

### **Die sportlichen Höchstleistungen**

Das Reiten auf den Glasberg hat bis jetzt die Forscher am meisten beschäftigt. Und ist sogar nur die Frage des Glasberges. Was mag dieser Glasberg gewesen sein? War es wirklich ein Berg aus Glas? Oder war es vielleicht nur eine verglaste Bergwand? Damit aber haben sich die Forscher nur auf eine merkwürdige Vorstellung beschränkt, die zwar häufig ist, aber ganz andere merkwürdige Vorstellungen beiseite läßt. Eine Einzelvorstellung ist herausgezogen worden und zur Hauptvorstellung gemacht worden. Nicht beachtet ist auch die Tatsache, daß dieser Glasberg zum Zwecke des Wettbewerbes erst errichtet wird.

In Lettland „ließ der König für seine Tochter einen hohen Glasberg errichten. Er setzte die Tochter auf die Spitze des Berges und ließ bekanntmachen, er wolle sie dem zur Frau geben, der dreimal zu ihr hinaufritte <sup>2)</sup>.“

In Finnland „ließ der König eine drei Klafter hohe Diele errichten und ein kleines Häuschen darauf. Wer dreimal mit dem Pferd hinaufspringen könne, der sollte sie haben <sup>3)</sup>.“

In Rußland ist es „ein Hindernis von so und so viel Balken. Er springt erst zweimal zu kurz, dann überspringt er alle Balken <sup>4)</sup>.“

---

<sup>2)</sup> M. Boehm und F. Specht, Lettisch-Litauische Volksmärchen Nr. 10, Jena 1924.

<sup>3)</sup> August von Löwis of Menar, Finnische und estnische Volksmärchen, Jena 1922, S. 5.

<sup>4)</sup> Alexander N. Afanasjew, Der Feuervogel, Märchen a. d. alten Rußland, S. 201, Stuttgart 1960.

In Holstein „muß er über eine Kuhle springen<sup>5)</sup>“.

In Schleswig ist es „ein Wettreiten mit der Prinzessin. Wer an ihr vorbeireiten könne, der kriegt sie zur Frau<sup>6)</sup>.“

Es sind also alle Formen des Pferdesportes, die als Prüfungen für den Bewerber in Frage kommen.

Die seltsamste Sportart ist aus dem Bündnerland berichtet. Es heißt: „Er wolle seine Tochter dem zur Frau geben, der mit seinem Roß durch einen Reif springen könnte. Es ist eine Tribüne gebaut, vor der der Reif aufgehängt ist. — Er ist wieder durch den Reif gesprungen, der Prinzessin aber ist es gelungen, sich zu ihm hinaufzuschwingen und ihm einen Schnitt ins Ohr beizubringen<sup>7)</sup>.“

Mit dieser Szene ist uns ein Sportakt überliefert, der ungeheure Kunstfertigkeit voraussetzt. Der Reif hängt in der Luft und muß wohl im Luftzug hin und her schaukeln. Mit dem Pferd hindurchzuspringen, erfordert eine große Geschicklichkeit. Aber es ist nicht der Reiter allein, der hindurchspringen muß. Beim Springreiten kommt das Pferd im vollen Galopp an. Im Moment, wenn das Pferd zum Sprung ansetzt, muß sich die Prinzessin auf das Pferd hinaufschwingen, den Reiter um den Leib fassen und mit ihm zu gleicher Zeit hindurchspringen. Während dieses Aktes muß sie ihm mit der Schere einen Schnitt ins Ohr beibringen. Diese Wunde soll dazu dienen, den unbekanntem Reiter zu identifizieren.

Dieser Sprung zweier Personen zu gleicher Zeit durch den Ring kann nur in Beziehung gesetzt werden zu dem kretischen Stiersprung. Dort sprang jeweils nur eine Person über den dahinstürmenden Stier. Die überlieferten Bilder lassen es zu, daß mehrere Personen nacheinander über den rennenden Stier gesprungen sein könnten. Dieser Sprung zweier Personen auf einem Pferd ist aber weitaus schwieriger als der kretische Stiersprung. Es ist ein toller Zirkusakt, den zu heutiger Zeit wohl kaum jemand nachahmen könnte. Die kretischen Stiersprünge werden für die Zeit von 3000 bis 1400 v. Chr. vermutet. Nach der dem Reiter angebrachten Wunde muß der bündnerländische Pferdesprung in eine weit frühere Zeit der Vorgeschichte verlegt werden.

### **Daz Zeichen am flüchtigen Freier**

#### **a) Der Schnitt ins Ohr**

Die Prinzessin hätte nun gar zu gerne gewußt, wer der auf dem schwarzen Roß sei, dem der Sprung gelungen war. Sie bat, die Probe zu wiederholen. Der König sagte: „Diesmal wollen wir den Vogel schon fangen.“ Er hat seiner Tochter befohlen auf der Tribüne Platz

---

<sup>5)</sup> u. <sup>6)</sup> Kurt R a n k e, Schleswig-Holsteinische Volksmärchen II 152 und 154, Kiel 1957.

<sup>7)</sup> Gian B u n d i, Märchen aus dem Bündnerland, S. 58, Zürich 1955.

zu nehmen und dem, der durch den Reif spränge, einen Schnitt mit der Schere beizubringen. — Es ist ihr gelungen, sich zu ihm hinaufzuschwingen und ihm einen Schnitt ins Ohr beizubringen. Er ist aber schleunigst heimgeritten. — Der König hat seine Gendarmen — geschickt, um den Kavalier mit dem Ohrenschnitt zu finden. — Die Brüder waren nicht gezeichnet. Als sie den Schnup zu Gesicht, haben sie ihn gepackt und ihm den Verband abgenommen. Sobald sie den Schnitt im Ohr gesehen haben, haben sie gerufen: „Das ist der Rechte.“

Der Schnitt ins Ohr ist zur Kennzeichnung und als Mittel zur Identifizierung des Mannes gedacht. Er wird ausdrücklich angebracht, um den Vogel zu fangen. Es sind Gendarmen, die ihn suchen. Sie packen ihn. Es wird also Gewalt angewendet. Wenn ihn die Gendarmen so behandeln, so kann kein Zweifel sein, daß er wie ein Verbrecher angesehen wird. Sein Verbrechen aber kann nur darin bestehen, daß er immer wieder flüchtet. Und das ist das große Rätsel, daß dieser Mann flüchtet, obgleich er die geforderte Leistung vollbracht hat. Und es ist ihm versprochen, daß er die Prinzessin zur Frau bekommen und sogar König werden soll. Sein Interesse an seiner zukünftigen Stellung scheint sehr gering zu sein, wenn er sich erst durch die Gendarmen zur Hochzeit zwingen läßt.

#### b) Der Biß in die Backe

Am ersten Tag heißt es: „Er ritt bloß den Berg herauf und gab der Dirn ne Mulfig (Maulschelle). Damit ritt er aber wieder hinunter und läßt die Dirn sitzen.“ — Nun ist der König nicht zufrieden, daß er die Tochter nicht mitgenommen hat. Er läßt Militär aufstellen. — Nun reitet er wieder herauf und kommt zu der Dirn. „Du bist derselbe“ sagte sie. Sie kennt ihn wieder. „Mußt mich mitnehmen. Sieh mal all die Wachen.“ Hans guckt sich um und sieht, daß kein Ausweg ist. Muß sie mitnehmen. „Dann komm mal auf den Schimmel.“ Die Dirn ist so flink zu Fuß und steiet mit auf. Dann klappert er mit ihr den Berg hinab. Die Wachen machen Platz. Wie sie aber ein Stück entfernt sind, sagt Hans: „Nun muß ich einen Augenblick absteigen. Ich muß mal!“ „Nein“, sagt sie. „absteigen tu ich nicht. Denn wenn ich absteige, gibts du deinem Pferd die Sporen und reitest weg. Du nimmst mich mit.“ Hans kann sie aber nicht mitnehmen. Er springt ab und dabei riß er sie auch vom Pferd herab. Aber die kleine Dirn ist viel klüger, hat ihn so fest um den Leib gefaßt, sie beißt ihn in die Backe. Damit wird Hans sie los, springt wieder auf den Schimmel und galoppiert davon. — Der König will den Menschen sehen, der sie abgesetzt hat, der muß sie heiraten. Nun müssen alle jungen Leute vor ihr vorbei snazieren. — Wie er noch zehn Schritte von ihr ab ist, sagt sie: „Komm her, mein Junge, du bist es!“ Denn das Zeichen, was sie ge-

geben hat, ist echt. Da kann er nicht auskneifen. Da geht er mit ihr und sie werden verheiratet<sup>8)</sup>).

Dieser Mann tut alles mögliche, um die Königstochter zu verlassen. Er hat sie sitzen gelassen, heißt es am ersten Tag. Sitzen lassen, das ist ein Ausdruck des Volkes, wenn ein Bräutigam sein Mädchen wieder verläßt. Auch der König gebraucht denselben Ausdruck und bestimmt, daß er sie trotzdem heiraten muß. Der Reiter nimmt sie am zweiten Tag tatsächlich mit, weil ihm vor dem Militär kein Ausweg bleibt. Nachher aber will er sie mit einer Lüge zum Absteigen bringen. Das Mädchen aber ist klüger. Er reißt sie sogar vom Pferd. Aber sie hält ihn fest um den Leib und nun beißt sie ihn in die Backe. Dann reißt der Mann trotzdem aus. Am nächsten Tag kennt sie ihn wieder, weil er ihr Zeichen trägt. Und das ist echt. Das kann er nicht verleugnen. Nun erst ergibt er sich, weil er mitgehen muß.

Das Zeichen, das sie ihm anbringt, ist ein Biß in die Wange. Das gibt eine Wunde, die nicht so schnell verheilt und wohl auch eine Narbe hinterlassen muß. Diese Narbe wird er wohl noch jahrelang zu tragen haben.

### c) Der Brandstempel an der Stirn

„Da gab er der Königstochter die Hand und einen Kuß. Sie drückte ihm ein Zeichen auf die Stirn und steckte ihm einen goldenen Ring an den Finger. In dem Ring stand ihr Name. — Zu Hause umwickelte er den Ring am Finger mit Pech und verband sich den Kopf, damit der Stempel nicht glänzte<sup>9)</sup>.”

„Er ritt wie der Blitz auf den Berg, küßte die Königstochter und ritt ebenso zurück. — Als er am dritten Tag hinaufritt, drückte ihm die Königstochter ein Siegel auf die Stirn. — Sie fragten, ob hier nicht einer wohne, der mit dem Siegel des Königs bezeichnet sei. — Sie rufen ihn, und siehe da! Er hat das Siegel auf der Stirn<sup>10)</sup>.”

Er kommt, er küßt und reitet schnell davon. Das macht er genauso auch am zweiten Tage. Am dritten Tag hat sie sich vorgesehen. Ehe er wegreiten kann, drückt sie ihm das Siegel auf die Stirn. Dies wird auch Stempel genannt. Es ist ein Brandstempel, denn er verursacht eine Wunde. Deswegen verbindet er sich den Kopf.

„Wie er bei der Königstochter angesprungen ist, hat sie einen glühenden Königsstempel in der Hand gehabt, und wie sie ihm den Kranz gibt, drückt sie ihm mit dem Stempel einen Brand an den Kopf. Zu Hause hat er die Schlafhaube über die Wunde gezogen. — Der

<sup>8)</sup> Kurt Ranke, Schleswig-Holsteinische Volksmärchen II 167, Kiel 1957.

<sup>9)</sup> Löwis of Menar, Finnische und estnische Volksmärchen, Jena 1922, S. 8—10.

<sup>10)</sup> Boehm und Specht, lett.-lit.-Volksmärchen, Jena 1924, S. 84.



König hat das Militär ausgeschiedt, ob sie den nicht finden, der den Stempel hat. Sie haben ihm die Schlafhaube abgezogen: „Oh, wir haben ihn!“<sup>11a)</sup>“

Hier ist es ausgesprochen, daß der Stempel glühend ist. Es gehört ein besonderes Gerät dazu, den Stempel glühend zu erhalten. Es wird eine Brandwunde genannt und das gilt als Königsstempel. Der Brandstempel muß wohl als Narbe noch zu sehen sein, wenn die Wunde längst verheilt ist. Und das ist später der König, der den Brandstempel an der Stirn trägt. Das sagt auch ein Erzähler: „Und der Hans wurde der König in diesem Lande und an dem Kopf behielt er immer den Stern“<sup>11b)</sup>“.

Was dieser Brandstempel bedeutet, wird in folgenden Fällen erläutert:

„Wenn du dir mein Siegel auf die Stirne brennen läßt, so bezahle ich alle deine Schulden.“ Der andere war damit zufrieden. Als alle Schulden bezahlt waren und der Jüngling sein Siegel im Feuer glühte, bat ihn der Sohn des Paschas, ihm nicht den Schimpf anzutun und ihn auf die Stirne zu siegeln, sondern das Siegel auf den Arm zu drücken. Der Jüngling hatte Mitleid mit ihm und brannte ihm das Siegel auf den rechten Arm. — Sie untersuchten den Arm des Paschasohnes und als sie das Siegel des Schäfers darauf erkannten, jagten sie ihn mit Prügeln und Steinen fort<sup>12)</sup>.

„Prinz Goldhaar nahm sein eigenes Namenspetschaft und ging in den Wald. (Die Schwäger wollen ihm seine Jagdbeute abkaufen.) Er willigte ein, aber nur unter der Bedingung, daß sie ihm sein Petschaft auf ihren Rücken anbringen ließen. Er zog sein Petschaft heraus und drückte es auf die Rücken. — Ihr werdet auf dem Rücken dieser Männer meinen Königsstempel sehen. — Dies sind meine Diener, weil sie meinen Stempel tragen“<sup>13)</sup>“.

Der Paschasohn ist ein Schuldner, der seine Schulden nicht bezahlen kann. Er wäre nach dem 12. Tafelrecht Altroms zum Tode verurteilt worden, oder er hätte als Sklave ins Ausland verkauft werden können. Dieser Fall ist hier gegeben. Dem Paschasohn werden die Schulden bezahlt. Er wird aber dafür Sklave des Auslösers. Der Jüngling will mit dem Brandstempel ihn als Sklaven kennzeichnen. Eine kleine Milderung ist es, wenn der Brandstempel nur am Arm angebracht wird, wo er nicht so leicht sichtbar ist. Der Stempel wird im Feuer glühend gemacht. Prinz Goldhaar hat sein Namenspetschaft

---

<sup>11a)</sup> Karl Haiding, Oesterr. Märchenschatz, Graz 1969, S. 230.

<sup>11b)</sup> Oskar Grannas, Plattdeutsche Volksmärchen aus Ostpreußen, Marburg 1957, S. 121.

<sup>12)</sup> P. Kretschmer, Neugriechische Märchen, Jena 1919, S. 238 f.

<sup>13)</sup> Gustav Jungbauer, Märchen aus Turkestan und Tibet, Jena 1923, 81 ff.

bei sich. Er bringt es den Schuldnern auf dem Rücken an. Er nennt dies seinen Königsstempel. Wenn sie nun seinen Namen auf dem Rücken tragen, so gelten sie als seine Diener. Das bedeutet aber in frühen Zeiten „Sklaven“. Darum wird der Paschasohn, nachdem sie das Siegel des Schäfers am Arm erkannten, „mit Prügeln und Steinen fortgejagt“. Er ist aus der Schicht der Freien und hochgeachteten Leute in die Schicht der Unfreien, der Knechte und Sklaven verstoßen. Der gesamte Vorgang ist nur denkbar, solange das altrömische Schuldrecht noch Geltung hatte.

### **Der Brandstempel in der Geschichte der Menschheit**

„Im alten Babylon war die Behandlung der Sklaven nicht glimpflich. Sie galten nicht als Menschen, sondern als Sachen, waren durch ein eingebranntes Mal gekennzeichnet und mußten häufig Ketten tragen <sup>14)</sup>.“

„Wie das Tier so wird auch der Sklave mit dem Stempel gekennzeichnet, auch hier begegnet neben der meist in die Hand eingebrannten oder eingeschnittenen die am Hals oder Arm oder Fuß umgehängte Marke <sup>15)</sup>.“

„Auch für Griechenland und Rom nimmt Dölger in weitestem Ausmaße Sklavensignierung an: Nicht bloß, wie man meist lehrt, verbrecherische und flüchtige Sklaven seien stigmatisiert worden — deren Stigma sei nur von besonders entehrender Art gewesen und auf die Stirn geschrieben worden —, sondern das Sklavenstigma mit Buchstaben auf Hand, Rücken oder Brust sei ganz allgemein gewesen <sup>16)</sup>.“

In der römischen Militärverwaltung der späteren Kaiserzeit begegnet die Signierung der Rekruten mit dem vermutlich nur durch einzelne in den Unterarm oder die Hand eintätowierte Buchstaben gekennzeichneten Namen des Kaisers, ein Zeichen mangelnder Vollfreiheit. Von großer Bedeutung war die Tätowierung oder Brandmarkung mit dem Symbol der Gottheit in der religiösen Kultur des Altertums, — namentlich in den religiösen Kulturen. — Freie werden in der griechisch-römischen Zeit grundsätzlich nicht gezeichnet, wengleich dies ausnahmsweise, wie bei Sklaven, zur Strafe vorkommt <sup>17)</sup>.“

„Aus dem alten Babel wird berichtet, daß auch die Ehefrau, die die Scheidung begehrt, mit dem Sklavenstempel gekennzeichnet werden kann: Arad-Samas nimmt zwei Schwestern zur Ehe und macht folgendes aus: Wenn eine Gemahlin zu Arad-Samas: „Nicht bist du

---

<sup>14)</sup> Wilutzky, Vorgeschichte des Rechts, Breslau 1903, VII, 172.

<sup>15)</sup> Leopold Wenger, Quellen des römischen Rechts, 1953, S. 132.

<sup>16)</sup> Wenger, a. a. O., S. 132, Anm. 9.

<sup>17)</sup> Wenger, a. a. O., S. 133.

mein Mann' spricht, wird er ihr ein Mal machen (als Zeichen der Knechtschaft) und sie für Geld verkaufen<sup>18)</sup>."

„Gewisse reliefierte Tonstempel (Pintaderas) haben wohl zum Aufdrücken von Farbe gedient, allerdings dürften sie wegen ihrer unebenen Oberfläche weniger bei Tongefäßen, wie man vermutet hat, als vielmehr bei elastischen Substanzen wie Textilien oder dem menschlichen Körper verwendet worden sein<sup>19)</sup>."

„Benutzt wurden auch die Siegelzylinder: Die Beischrift fügt die Bezeichnung ‚abnu kunukku‘ hinzu, d. h. ‚Siegelstein‘, aber auch den Ausdruck ‚Eigentum(sa)‘ nebst dem Namen des Inhabers<sup>20)</sup>.

Die Kennzeichnung von Menschen mit einem Siegel oder Brandstempel ist also bereits in vorgeschichtlichen Zeiten bezeugt und ragt weit in die geschichtliche Zeit hinein.

### Schluß

Nach diesen Zeugnissen für die Stigmatisierung von Schuldnern und Sklaven mit einem Brandstempel kann wohl kaum ein Zweifel sein, daß der Brandstempel am flüchtigen Glasbergreiter dieselbe Bedeutung hat.

Trotzdem bleibt es ein großes Rätsel, weshalb die Königstochter ihren zukünftigen Gemahl und den späteren König in dieser schimpflichen Weise kennzeichnet.

Weder in der Rechtsgeschichte noch in der Mythologie noch in den Bodenfunden der Archäologie kann ein Beispiel gefunden werden, für einen König, der ein Zeichen an der Stirn trägt, das man als den Brandstempel deuten könnte. Es kann also kein direkter Beweis geführt werden. Es kann nur eine Vermutung ausgesprochen werden.

Der Stempel heißt ausdrücklich „Königssiegel“. Er ist also ein Symbol der königlichen Macht.

Es ist die Königstochter, die den Stempel in der Hand hat und ihn benutzt. Es ist nicht der väterliche König, wie man heute vermuten müßte. Dies ist ein wichtiges Zeichen für ihre weibliche Oberhoheit. Sogar der königliche Vater ist ihr untergeordnet und hat ihre Wünsche zu berücksichtigen oder gar ihren Befehl auszuführen. Das zeigt sich darin, daß er manchmal mit der Wahl der Tochter nicht einverstanden ist. Aber er läßt sie trotzdem zu. Das zeigt sich bei der mutterrechtlichen Gattenwahl: Die Königstochter läßt alle jungen Leute des Landes an sich vorbei defilieren. Sie wirft ihren Apfel auf den Erwählten. Wenn sie dann den schlechtest gekleideten Mann aus-

---

<sup>18)</sup> Wilutzky, a. a. O., Nachträge zu 213 I. Bd.

<sup>19)</sup> G. Karo in Ebert Reallexikon der Vorgeschichte VII, S. 354.

<sup>20)</sup> Eckhard Unger in Ebert, a. a. O., Bd. 4, 2.

wählt, äußert der König manchmal sein Mißfallen. Aber sie setzt in jedem Falle ihren Willen durch.

Kann nun aber der Mann gegenüber der Frau wirklich so untergeordnet gewesen sein, wie es in diesen Fällen berichtet ist? Es gibt auch dafür einzelne Zeugnisse:

„Der Fürstenmutter bei den Aschanti fällt die Leitung der Beratung bei der Fürstenwahl zu. Sie besitzt sogar ein Vetorecht. Der neue Fürst leistet ihr den Eid. An sie werden auch die Bitten um Begnadigung gerichtet <sup>21)</sup>.“

„Von den sauromatischen Stämmen (= Sarmaten) ist uns die seltsamste Überlieferung erhalten. Nikolaus von Damaskus sagt von ihnen geradezu: ‚Sie gehorchen in allen Dingen den Frauen als Gebieterinnen.‘ — Plinius nennt sie die Untertanen ihrer Frauen <sup>22)</sup>.“

„Diodor bestätigt die hervorragende Stellung der ägyptischen Frauen und bemerkt, die Königin hätte mehr Ansehen und Ehre als der König, und so sei es auch im Innern des Hauses, denn dort herrsche das Weib, und der Bräutigam pflege im Ehevertrag seiner zukünftigen Frau Gehorsam zu versprechen <sup>23)</sup>.“

Ein seltsames Gegenstück zur Raubehe wird uns von dem mutterrechtlichen Volk der Garros in Bengalen berichtet: „Der Hochzeitszug nähert sich dem Hause des Bräutigams. Dieser tut, als ob er nicht mitgehen wolle und rennt fort. Er wird gefangen und trotz seines Widerstandes und erheuchelten Kummers und Klagen seiner Eltern zum Hause der Braut mitgenommen <sup>24)</sup>.“

Dieser Hochzeitsbrauch aus Bengalen ist zwar nur ein Spiel, aber es ist ein Volksbrauch, der immer ein Rest früherer geschichtlicher Tatsachen ist. Er zeigt denselben Vorgang wie bei den Glasbergfällen. Der Bräutigam wird von der Braut geholt. Sie ist also der aktive Teil bei der Hochzeit. Der Bräutigam aber flüchtet und wird gefangen. Er will sich also der Hochzeit entziehen und wird mit Gewalt dazu gebracht.

Wenn man all dies bedenkt, so muß man wohl erkennen, daß in den Geschichten vom Glasbergtritt und der Brandmarkung des Reiters geschichtliche Tatsachen berichtet werden. Es sind Vorgänge aus Staaten mit matri-linearer Verfassung. Das heißt: Die Frau sitzt auf dem königlichen Hochsitz. Ihr Mann aber darf nur vor ihr knien. Klar spricht das ein griechisches Märchen aus, wenn eine Königin zu

---

<sup>21)</sup> Ebert, Reallex. Vorgesch. VIII, S. 371.

<sup>22)</sup> Wilutzky, a. a. O., I, S. 96.

<sup>23)</sup> Wilutzky, a. a. O., I, S. 96.

<sup>24)</sup> Wilutzky, a. a. O., Nachtrag S. 138 (nach Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal).

ihrem Mann sagt: „Zum König kann ich dich nicht machen, weil sie hier zu Lande nur Königinnen haben. Aber du sollst der erste nach mir sein <sup>25)</sup>.“

Es ist dasselbe Verhältnis, wie es heute noch im englischen und holländischen Königshause üblich ist. Die Frau ist die herrschende Königin. Ihr Ehemann ist nur Prinzgemahl und hat bei offiziellen Anlässen hinter ihr zu gehen.

Mit der Kennzeichnung des Prinzgemahles mit einem Brandstempel ist wohl die allerälteste Form dieses Verhältnisses überliefert. Es ist kaum zu sagen, wann dies Brauch und Sitte der vor-indo-europäischen Völker gewesen ist. Mindestens aber war es etwa 5000 Jahre vor unserer Zeit.

Die oben angeführten Geschichtsquellen und Zeugnisse sind in mühsamer Arbeit von zahlreichen Gelehrten zusammengetragen worden. Sie sind teilweise erst aus versunkenen Sprachen entziffert worden. Keilschrift und Hieroglyphen mußten erst gelesen werden. All dies ist aber auch jetzt nur einem beschränkten Kreis von hochstudierten Personen zugänglich. Es ist nur in verstaubten Bibliotheken nachzusehen. In dieser speziellen Arbeit handelt es sich um den Brandstempel am Freier einer Königstochter. Es sind nur Spezialgelehrte, die sich damit befassen.

Es muß aber nun als eine große Überraschung erscheinen, daß ausgerechnet der Straßenkehrer Tobias Kern diese Geschichte erzählt hat. Auch ihm war an der Geschichte der Brandstempel das Seltsamste. Er betitelte seine Erzählung darum: „Der König mit dem Brand.“ Ebenso wie von Kern ist die Geschichte vom ostpreussischen Drainearbeiter Franz Sambraus erzählt worden. Es waren überall und in allen Ländern Hirten, Schäfer, Waldarbeiter, Mägde und Knechte, die diese Geschichten im Gedächtnis behielten.

Wie aber konnten diese Leute wissen, was die Gelehrten erst so mühsam erarbeiten mußten?

Die Erzähler stammen meist aus abgelegenen Gebieten, aus Bergtälern und Hochalmen. Diese Gebiete waren zu früheren Zeiten nur Rückzugsgebiete. Die Viehhalter in den Ebenen wichen zurück vor den einwandernden Bauern. In den abgeschlossenen Bergtälern konnten sie ihre gewohnten Beschäftigungen beibehalten. Mit den Jahrtausenden kamen neue Herrscherschichten in die Ebenen. Diese brachten zwar neues Denken und Sitten und Gebräuche mit. Aber all dies kam kaum bis hinauf in die Bergtäler. Sogar in ihrer völkischen Substanz blieben die Leute meist unberührt. Die Ethnologen sprechen

---

<sup>25)</sup> J. G. von Hahn, Griechische und Albanische Märchen, 1918 München und Berlin, Nr. 16, S. 100.

darum von der Konstanz der Bevölkerung. Als Beispiel sei eine Äußerung über die indo-europäischen Kelten angeführt: „Fast überall zeigt sich, daß die Besitzergreifung einen durchaus politisch-militärischen Charakter trug. Es hat sich also nur um eine Herrscherschicht gehandelt, die auf ihren Burgen in der Mitte der alteingesessenen und unterworfenen Bevölkerung wohnte. Das bedeutet, daß die ethnische Struktur nicht wesentlich verändert wurde: Solche Eroberer verschwinden nach einigen Jahrhunderten in der Masse der Einheimischen, die dann freilich die Kulturgüter, zuweilen sogar die Sprache ihrer Beherrscher übernommen haben <sup>26)</sup>.“

Die Konstanz der Bevölkerung zeigt sich nicht nur an den körperlichen Merkmalen: Gesichtsform, Hautfarbe, Haarfarbe. Sprachen und vor allem Dialekte zeigen deutlich die Grenzen der ursprünglichen Bevölkerungen. Das wichtigste Zeugnis scheint mir aber das Erzählgut zu sein. Durch ca. 5000 Jahre hindurch hat das Volk seine speziellen Erzählungen beibehalten. Sie sind stets als geheim und nur für Vertraute zugänglich betrachtet worden. Sie sind immer im Dialekt erfolgt. Der Dialekt ist die Sprachgrenze gegenüber der gebildeten Schicht. Die offizielle Bildung war dagegen immer großen Schwankungen unterworfen. Was sind in diesen selben 5000 Jahren für Herrschaften aufgerichtet worden. Es waren die vorchristlichen Religionen, z. B. der Dionysoskult. Deren Anhänger haßten die Andersgläubigen so sehr, daß sie diese nicht nur töteten, sondern sie bei lebendigem Leibe zerfetzten und zerstückelten. Es kam der Kaiserkult, der die Christen den Löwen aussetzte. Es kamen die mittelalterlichen Herrscher, die Kaiser und ihr Kampf gegen den Papst. Hexenverfolgung und Inquisition waren vor allem gegen die Andersgläubigen gerichtet. Kriege zwischen Arianern und Athanasianern führten zur Ausrottung ganzer Volksteile. All dies aber hat die Bergtäler und abgelegenen Gebiete kaum berührt. In diesen Zeiten blieben die Erzählungen am Herdfeuer dieselben. Die Geschichte der herrschenden Schichten war ihnen uninteressant. Es war ihre eigene Geschichte, von der sie erzählten. Es waren ihre eigenen glorreichen Zeiten, in der die einheimische Königin das Staatsleben beherrschte.

Die Volksüberlieferung hat damit Zustände bewahrt, die vor aller geschriebenen Geschichte liegen. Das geschichtliche Material, das in den Volkserzählungen vorliegt, ist so ungeheuer, daß jedes Ergebnis der Spatenforschung daneben nur verblassen muß.

---

<sup>26)</sup> J a n d e V r i e s, Keltische Religion, Stuttgart 1961, 7 f.

# Das volkstümliche rumänische Theater

Von Horia Barbu Oprisan

Das volkstümliche Theater bildet eines der interessantesten und eigentümlichsten Kapitel der rumänischen Volksliteratur und nimmt unter den übrigen Gattungen derselben eine Sonderstellung ein. Reichtum, einzigartige Mannigfaltigkeit und Struktur sichern ihm sogar im Rahmen der gleichartigen europäischen Erscheinungen einen Ehrenplatz. Aber nicht nur diese Merkmale unterscheiden es von seinen europäischen Geschwistern, sondern auch sein Ursprung, sein Gehalt, der innere Aufbau, seine Entwicklungsgeschichte und sein Doppeldasein als Theater und Volksdichtung.

Die Sphäre des volkstümlichen Theaters umschließt all jene Veranstaltungen schauspielhaften Charakters, die in Stadt und Land gepflegt werden und ihren Höhepunkt während der Winterfeiertage und namentlich zu Neujahr, erreichen. Ähnliche Vorführungen gibt es auch das Jahr über, ihre Anzahl, Importanz und Anziehungskraft fallen jedoch nicht ins Gewicht. Im Gegensatz zu den abendländischen Völkern kennt der Rumäne den Karneval und das daraus hervorgegangene Volksschauspiel nicht. Die Mehrzahl seiner Volksstücke gelangt während der Weihnachtstage und am Silvesterabend zur Aufführung, die übrigen, die im Laufe des Jahres vorgeführt werden, sind Bräuche mit mehr oder weniger betontem Schauspielcharakter.

Die Spielzeit des volkstümlichen Theaters ist von kurzer Dauer. Sie erstreckt sich während eines ganzen Jahres auf die drei Weihnachtstage und Neujahr. An diesen Tagen „zieht man mit dem Stück herum“, wie der landläufige Ausdruck lautet, dessen man sich in Kreisen dieses Theaters bedient. Die Truppe wandert in ihrem Heimatdorf oder auch in Nachbardörfern herum, sie gastiert in jedem Haus, das sich ihr öffnet, und spielt bei schönem Wetter im Freien, im Hof, bei schlechtem in der Stube.

Das volkstümliche Theater hat kein Lokal, keine Bühne und keine Dekoration. Verwaltung, Regie- und künstlerische Organe, wie sie beim gewerblichen Theater üblich sind, sind ihm unbekannt. Das volkstümliche Theater darf nicht mit dem Lientheater verwechselt werden. Es ist improvisiertes Theater im wahrsten Sinne des Wortes, die Truppe wird alljährlich zwei oder mehrere Wochen vor Weihnach-

ten neu ins Leben gerufen. Nichts an ihm ist feststehend und von Dauer, es fügt sich auch keiner Ordnung oder Regel, wie selbst die Laienbühne sie respektiert. Das Darstellerteam ist eine Schöpfung des Moments. Es besteht einen Tag lang, solange das Herumziehen dauert, dann löst es sich auf. Das volkstümliche Theater kann nicht mit einer ständigen oder halbständigen Laienspielgruppe verglichen werden, die eine Saison lang in einem Haus oder auswärtig auf Gastreisen spielt. Beim Volksspiel kann jedermann Schauspieler werden, der Zutritt ist keinem Mädchen, Jungen, Burschen, keiner Frau und keinem Mann verwehrt, nur muß die Person in der Lage sein, den Umzug mitmachen zu können. Alles steht dem freien Willen offen, der Liebhaber kann sich diejenige Truppe auswählen, die ihm menschlich und vom Standpunkt des Stücks oder Spiels zusagt. Sind diese bekannt, d. h. ist mit ihnen schon ein Umzug veranstaltet worden, so sind Besetzung der Rollen und Einstudierung ein Leichtes. Der Initiator sucht sich die Darsteller aus und hält ein paar Proben ab, damit sind die Vorbereitungen erledigt. Die Kostümierung ist Sache des Einzelnen. Am Umzugstag verschafft man sich aus der Dorfkanzlei die Bewilligung der Behörden, dann geht's ins Dorf, ohne eine bestimmte Ordnung. Meist spricht man nur bei Leuten vor, von denen man weiß, daß sie einem ihr Haus öffnen. Nach dem Spiel wird man beschenkt, in der Regel mit Geld, oft bewirtet einen der Hausherr auch mit einem Glas Wein. Traditionsgemäß wird die Truppe aus Jungen, Burschen oder verheirateten Männern gebildet, die in diesen Dingen schon einige Erfahrung besitzen, also mindestens einmal bei einem Umzug dabeigewesen sind. Am liebsten werden Leute, *recte* Schauspieler, aufgenommen, die sich in irgendeiner Rolle oder in dem betreffenden Stück einen Namen gemacht haben. Oft geht die Idee der Aufstellung einer Truppe von ihnen aus, auch sind sie die Instanz, an die sich Anfänger wenden, wenn ihre neugegründete Truppe einen Spielleiter braucht. Außerdem bilden sie einen wichtigen Faktor der Verbreitung des Spielguts, denn sie machen neue Stücke oder unbekannte Spiele ausfindig und setzen sie in Szene. Neuheit und Qualität sind auch im volkstümlichen Theater gesucht. Normalerweise wird ein Kollektiv aus Leuten gebildet, die sich kennen und auf einander eingespielt sind. Hat ein erfahrener Spieler ein unbekanntes Stück von irgendwo mitgebracht, so befaßt er sich in der Regel mit der Inszenierung desselben. In diesem Fall richtet sich die Anwerbung der Besetzung nach der Schauspielerlaufbahn des Infragekommenden, existieren aber Hinweise über Äußeres und Kostümierung der Gestalten — schriftlich niedergelegte oder mündlich empfangene —, werden diese als Richtlinien genommen. Sobald der Leiter seine Leute beisammen hat, bestellt er sie zu sich nach Hause, liest ihnen den Text vor, weist jeden an, seine Rolle abzu-



schreiben, und beginnt mit den Proben ohne Kostüm. Drei, vier Tage vor dem Auftreten wird dann im Kostüm geprobt. Am festgesetzten Tag — Weihnachten oder Neujahr — findet vormittags die Generalprobe statt, die Kostüme erhalten die letzte Retusche, dann bricht die Truppe auf ins Dorf. Herrscht Ehrgeiz oder Drang nach Geldgewinn unter den Spielern, so geht die Truppe, falls Zeit vorhanden ist, auf einen Gastumzug in die Nachbardörfer.

In dieser Weise vollzieht sich die Bildung und Organisierung der Theatergruppen, die mit Textstücken und namhaften Spielen am Weihnachtsfest und zu Silvester umziehn, sie ist aber auch für die andern, das Jahr über auftretenden Volksschauspielgruppen fast ohne Unterschied gültig.

Das Volksschauspiel ist im Lande nicht allgemein und gleichmäßig verbreitet. An der Spitze aller rumänischen Provinzen befindet sich die Moldau, innerhalb ihres Gebietes wiederum nimmt das Karpatenvorland den ersten Platz ein. Hier und in der Bukowina erlebt das Volksschauspiel seine abwechslungsreichsten und glänzendsten Aufführungen. Interessantes gibt es hier und da auch in den anderen Landesteilen.

Das Volksspiel ist eine relativ junge Erscheinung. Diese Behauptung bezieht sich insbesondere auf das Texttheater zum Unterschied vom Theater ohne Textvorlage, dessen Ursprung weiter zurückliegt. Das älteste Spiel nach den Kaluscharen scheint das Geißspiel zu sein, das Dimitrie Cantemir <sup>1)</sup> in seiner „Descriptio Moldaviae“ gelegentlich erwähnt. Bemerkenswert ist, daß häufig der Versuch unternommen wurde, zwischen Veranstaltungen mit schauspielhaftem Charakter bei den Römern und dem rumänischen Volksspiel Verbindungen zu ziehen. Aus der allgemeinen Geschichte schlußfolgerte man, daß die Rumänen in früheren Jahrhunderten ähnliche Spiele wie die Römer gehabt haben müßten, die sich aus den römischen entwickelt hätten. Diese These wird von keinem unanfechtbaren Beweis bestätigt. Das Texttheater debütiert Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Herodespiel. Aus der Zeit vor dem Texttheater sind die Kaluscharen bekannt. Es ist das einzige Spiel; von dem Fäden zu den Römern führen. Wie erwähnt, beschreibt Dimitrie Cantemir eine Art Geißspiel, das er „Turka“ nennt. Sonst ist kein anderes Schauspiel aus historischen Quellen bekannt. Nicht einmal das Geißspiel wird noch irgendwo erwähnt, obwohl einige der Meinung sind, es stamme unmittelbar von

---

<sup>1)</sup> Dimitrie Cantemir (1673—1723), 1693 und in den Jahren 1710/1711 Fürst der Moldau. Gelehrter von enzyklopädischer Bildung, Verfasser historischer, philosophischer und schöngeistiger Schriften. „Descriptio Moldaviae“ ist das erste rumänische Geographiewerk und wurde 1716 auf Wunsch der Berliner Akademie geschrieben.

den antiken Griechen. Während der Fanariotenzeit<sup>2)</sup> tauchten ein paar Possen und Harlekinaden aus der Levante auf, die jedoch nicht über die Stadtgrenzen Bukarests und Jassys<sup>3)</sup> hinausdrangen. Wie T. Burada schreibt, wurden sie von Fremden auf Rummelplätzen und in den Randvierteln der erwähnten Städte aufgeführt. Ihr Widerhall blieb lokal beschränkt. Sie gaben nicht den Anstoß zur Entstehung eines bodenständigen Volksschauspiels.

In der Geschichte des schriftlich festgelegten Volksspieles kann man drei Abschnitte unterscheiden: Der erste beginnt mit dem Erscheinen des religiösen Theaterspiels, es ist die Geburtsstunde des Volksschauspiels mit Textvorlage. Zeitlich tritt dieses Ereignis am Anfang des 19. Jahrhunderts ein. Das 19. Jahrhundert ist das Jahrhundert des religiösen Schauspiels.

Um das Jahr 1880 erscheint das weltliche Schauspiel, u. zw. in Gestalt des historischen Stücks. Nach kurzer Zeit folgt das Heiduckensstück, das der folgenden Periode sein Gepräge gibt. Mit ihm beginnt der Zweite Abschnitt, der bis 1916 dauert. Es sind die Jahre des Heiduckenschauspiels. Der erste Weltkrieg setzt dieser Epoche in der Geschichte des volkstümlichen Theaters ein Ende und eröffnet den dritten Abschnitt. Es soll nicht vergessen werden, daß das Schauspiel ohne Text, insbesondere das Tiermaskenspiel, während des Zeitraums zwischen 1890 und 1920 in der Moldau und der Bukowina glanzvolle Höhepunkte erlebt. Es übertrifft die Textstücke an Vielfalt und Zahl und ist im Vergleich zu diesem, dessen Ursprung die Kunstliteratur ist, volkstümlich echter.

Der dritte geschichtliche Abschnitt des volkstümlichen Theaters beginnt um 1919, mit ihm fängt sein goldenes Zeitalter an. Diese Epoche erstreckt sich über ungefähr zwei Jahrzehnte. Es ist die schönste und reichste Periode seit Bestehen des volkstümlichen Theaterspiels. Während dieser Zeitspanne breitet sich das Heiduckenschauspiel beinahe über die ganze Moldau aus und faßt stellenweise auch im restlichen Rumänien Fuß. Die Landkarte des volkstümlichen Theaters erhält Kolorit. Das Heiduckenschauspiel mit seinem ersten und repräsentativsten Stück, „Jianu“, beginnt seinen Siegeszug und setzt sich, mit einigen Ausnahmen, in der ganzen Moldau und in erster Reihe im Karpatenvorraum fest. Mit „Jianu“ kommen gleich nach 1919 auch

---

<sup>2)</sup> Die Fanariotenzeit erstreckt sich über mehr als hundert Jahre. Man bezeichnet damit jenen Abschnitt in der Geschichte der rumänischen Fürstentümer, während dessen die Hohe Pforte den Thron der Moldau und der Walachei ausschließlich mit reichen Griechen aus Fanar, dem griechischen Viertel Stambuls besetzte. Die Fanariotenzeit beginnt in der Moldau im Jahre 1711, in der Walachei 1716 und endet hier wie dort im Jahre 1821.

<sup>3)</sup> Bukarest und Jassy — ehemals die Hauptstädte der Walachei, bzw. Moldau.

neue Heiduckenstücke in Umlauf sowie historische Stücke und eine Menge anderer, die bisher unbekannte Stoffgebiete erschließen. Nicht allein Reichtum und Vielfalt des Repertoires verleihen dieser Epoche ihren Glanz, sondern auch das schauspielerische Können der Truppen, die das Volksspiel pflegen, und die fesselnde Handlung der Stücke. In den Dörfern des Karpatenvorlands, besonders aber im Bistritatal nördlich von Piatra Neamt, im Bogen Piatra Neamt-Tîrgul Neamt, im Landkreis, Roman, im Trotuştaţ und in der Bukowina beginnt ein wahrer Wettstreit zwischen den Spielgruppen. In jedem Dorf gibt es derer mindestens drei bis vier und in den großen Dörfern sechs bis sieben. In diesem Zeitabstand dringt das Heiduckenschauspiel mit dem Stück „Jianu“ in die Dörfer des moldauischen Tieflands und stellenweise bis in die Dobruşsna und nach Muntenien vor. „Jianu“ erobert sich manche Dörfer und bereichert die bis dahin auf Geiß-, Bär-, Rößchen- und andere burlesken Spiele beschränkten Neujahrsvorstellungen. Erst nach 1920 wird das volkstümliche Theater auf einem guten Teil Rumäniens annähernd allgemein. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde es mehr im städtischen Milieu gepflegt. Es ist die städtische Phase des Volksschauspiels. Nach 1920 tritt es effektiv in den folklorischen Umlaufkreis ein und wird Bestandteil der Volksdichtung. Bis dahin lebte es zurückgezogen in einigen Gebirgsstädtchen und -dörfern, wo es eine zwar strahlende, aber lokal beschränkte Existenz führte. Um dieselbe Zeit betritt auch das historische Schauspiel die Bühne des volkstümlichen Theaters. Neuheit und Originalität dieser Stücke verschaffen ihm einen Erfolg, wie er vorher und nachher nicht mehr verzeichnet worden ist. Die Geschichtsstücke finden unwahrscheinlichen Widerhall und erhöhen den Glanz, den das Heiduckenspiel jener Epoche verliehen hatte. Ebenfalls jetzt erscheint außer der Posse und Groteske, der Pantomime und dem Kinderstück verschiedenster Inspirationsquellen ein vollkommen neues Schauspiel. Ein Schauspiel, das nur von Mädchen gespielt wird. Diese Tatsache stellt einen Kreuzpunkt im Leben des volkstümlichen Theaters dar, denn sie bedeutet den Bruch mit einer Tradition und leitet gleichzeitig einen neuen Stil, ein Theater neuer Beschaffenheit ein. Dieses Theater, originell und äußerst interessant durch Inhalt und Form, ist die aparteste von allen volkstümlichen Theaterschöpfungen. Es gründet sich in großem Maße auf Märchenmotive, auf Balladen und Kunstgedichte oder auf eine einfallsreiche Verflechtung von Liedern, Gedichten, Tänzen, Dialogen und Sprüchen. Das Erscheinen des Mädchentheaters bezeichnet den Gipfelpunkt der Epoche. Das goldene Zeitalter des Volksschauspiels endet um das Jahr 1950.

Ihrem Inhalt nach zerfallen die volkstümlichen Textstücke in geistliche und weltliche. Das geistliche ist das älteste aller Volksschau-

spiele. Seine Existenz ist quellenmäßig am Ende des 18. Jahrhunderts nachweisbar. Das repräsentativste Stück dieses Theaters ist das Herodes- oder Vikleimspiel, wie es oft auch genannt wird. In der Moldau und in Siebenbürgen heißt es einfach „Herodes“ oder „Die Herodesse“, in Muntenien wechselt die Bezeichnung von Gegend zu Gegend zwischen „Herodes“ und „Vikleim“ und in Oltenien werden abwechselnd die beiden letzten gebraucht.

Das Herodesspiel ist kunstliterarischen Ursprungs. Sein Auftauchen wird um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Siebenbürgen gemeldet, wo es von katholischen Gläubigen eingebürgert wurde. Von hier zog es weiter in die Bukowina und breitete sich dann nach Süden in die Moldau aus. Zahlreiche Fassungen und Varianten davon haben sich erhalten. Es ist in Versen geschrieben und enthält Einlagen geistlicher Lieder. Ins Volk ist es über die Gebildeten eingedrungen. Lehrer und Städter haben es verbreitet. Die Landkarte seiner Ausdehnung umfaßt ganz Rumänien. Das Herodesspiel wurde in großartiger Regie- und Kostümaufmachung dargeboten. Den Ausführungen fehlte es nicht an Erhabenheit. Die Darsteller verwandten höchstes Interesse auf ihre Kostüme. Man spielte vor der Öffentlichkeit, ohne Bühne und Bühnendekoration, auch ohne jedes andere Regieelement des Kunsttheaters. Heute wird „Herodes“ seltener gespielt. Früher spielten Erwachsene das Stück, heute spielen es die Buben und sogar die Mädchen. Die Kostümierung ist armselig und oft äußerst einfach, auch der Text und die Anzahl der handelnden Personen haben Abstriche erfahren. Die Personen des Stücks sind folgende: Herodes, ein Offizier, die drei Weisen aus dem Morgenland und das Christuskind. In älteren Fassungen, die einen ausgedehnteren Text haben, kamen neben den aufgezählten Personen noch ein Hirte, ein Engel, Pfarrer und Mönch vor, in anderen alten Varianten tauchten neben all diesen auch noch Philosophen, ein Greis, Soldaten und ein Mohr auf, der die Rolle eines Possenreißers versah. Hinzu kamen zahlreiche Statisten. Die Handlung ist einfach: Die drei Weisen befinden sich auf der Suche nach dem Jesuskinde. Auf ihrer Wanderschaft kommen sie vor Herodes, der mit jedem von ihnen ein Gespräch über die Person Christus führt. Mit dem Herodesspiel zieht man nur während der drei Weihnachtstage um. Früher dauerte das Umziehen bis Neujahr und manchmal auch bis zur Wasserweihe (6. Januar). In Gebirgsgegenden unternehmen die Spieler lange Reisen in Dörfer, von denen man weiß, daß sie keine Herodestruppe aufstellen. Ehemals im 19. Jahrhundert und in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, wurden die Herodesse von einem Puppenspiel begleitet. Dieses bezeichnete man als „Vikleim“. Man findet es auch heute noch in den Landkreisen Olteniens Mehedinti und Gorj. Das Puppenspiel enthält handelnde Personen und bildet so-

mit eine Theatervorführung im wahrsten Sinne des Wortes nach. Der Viklein, d. h. die Puppenbühne, besteht aus einer großen, hohen Kiste, die von zwei Menschen getragen wird. Die Puppen werden von einem Puppenspieler gehandhabt, der auch die Rolle jeder einzelnen Person spricht. Die Personen sind folgende: Herodes, die Soldaten seiner Leibwache, Väterchen Ionică (der Alte des Vikleims), Hanswurst, Joghurtverkäufer, Väterchen Ionicăs Tochter, Bragaverkäufer<sup>4)</sup>, Madame Mitza, Pasmak, Jäger, Bärenführer, Jude, Türke, Russe, Pope, Kirchensänger, Stan und Alte. In seiner klassischen Form besteht das Puppenspiel aus zwei Episoden. Die Puppen verkörperten die Gesellschaft jener Zeit, und ihr Gespräch beleuchtete die Sitten derselben. Heute lebt dieses Puppenspiel nicht mehr. Es existiert nur noch als zweiter Teil einer geistlichen Theatervorstellung in Oltenien, aber mit anderen Personen und einer anderen Ausrichtung. Ein Puppenspiel in sehr beschränkter Aufmachung, mit nur zwei Personen: Vasilache und Marioara, trifft man auch heute noch in einigen moldauischen Dörfern und auf dem Jahrmarkt am Heiligengeisttag an, wo es von einem Puppenspieler hinter dem Vorhang vorgeführt wird. Dieses Spiel, mit dem Zweck, das Publikum durch Kurzweil aufzuhalten und anzulocken, wurde im Freien auf einem Podium als Reklame und Nebenvorstellung der populären Wanderzirkusse dargeboten, die auf den Jahrmärkten und Rummelplätzen zu Sankt Petrus, Sankt Elias, Sankt Johannes und am Marienitag Vorstellungen gaben. Heute gehören auch diese beiden Puppen, genau wie die Zirkusse, wo sie die Menge ergötzen, der Vergangenheit an.

Außer „Herodes“ gibt es in Siebenbürgen, nur in einigen Dörfern aus der Umgegend von Hermannstadt (Sibiu) und besonders in Rod, das Spiel „Die Salbfrauen“<sup>5)</sup>. Man zieht damit zu Ostern herum. Der Autor des Stücks ist der Meßner Picu Procopie Petrut aus Sălişte bei Hermannstadt. Petruş ist auch der Schöpfer zweier „Herodes“- Fassungen, die in Siebenbürgen zirkuliert haben. „Die Salbfrauen“ kommt um das Jahr 1880 in Umlauf. Das Stück ist in Versen und enthält Liederlagen. Es ist ein äußerst einfaches Spiel. Von einer Handlung zu sprechen, ginge zu weit, es ist eigentlich nur ein Dialog zwischen den Personen. Diese sind: die Jungfrau Maria, Maria Magdalena, Susanna, Johanna, Salome, Kleopa, Jesus Christus, ein Engel, Petrus, Lovin und Erzpriester. Das Stück wird von Buben und Mädchen zwi-

---

<sup>4)</sup> Braga — leicht säuerliches Kühlgetränk, das aus gekochtem und gegorenem Hirsemehl oder aus im Wasser gegorenen Brotstückchen hergestellt wird.

<sup>5)</sup> Dieser Titel entspricht dem ursprünglichen Sinn des rumänischen Originaltitels „Mironositele“. Man bezeichnete damit die Gruppe der Frauen, die Jesus Christus einsalben kamen und als erste von seiner Auferstehung erfuhren.

schen 12 und 15 Jahren gespielt. Die erste Aufführung erfolgt in der Kirche, dann geht es durchs Dorf von Haus zu Haus. Die Mädchen treten in einem langen schwarzen Kleid auf. Den Kopf bedecken sie sich mit einem schwarzen Tuch. Die Buben tragen hohe farbige Papierkronen auf dem Kopf. Sie sind weiß angezogen. Jesus Christus trägt eine weiße Kirchenfahne herum. Die Truppe führt eine Lade mit, die das heilige Grab darstellt. Während sie spielt, stellt sie die Lade vor sich auf einen Stuhl. Die Mädchen stehen eine an der andern in einem leichten Halbkreis auf der einen, und die Buben auf der andern Seite des Stuhls mit der Lade. Die Idee übernahm Petruş aus dem katholischen Brauchtum.

### Das Heiduckenschauspiel

Das Interesse am geistlichen Spiel schwindet, sobald das von historischen und vom Heiduckenschauspiel vertretene weltliche Theater auftaucht. Das Heiduckentheater tritt 1885 auf den Plan. Es debütierte am 31. Dezember 1885 in Roman in der Moldau mit dem Stück „Jianu“. Dieses stammt aus Kreisen des Kunsttheaters. Der Autor der ersten Fassung ist unbekannt geblieben. Dem Stück wurde gleich von seinem Auftauchen an ein besonderer Erfolg zuteil. Der erwähnte unbekannt gebliebene Autor stellt eine erste „Jianu“-Fassung aus einem Stück Mihail Pascaly's <sup>6)</sup> her, das über die Bühne des Bukarester Nationaltheaters gegangen war. Pascaly seinerseits hatte ein Stück Matei Millos <sup>7)</sup> aufgegriffen und erweitert.

Die Geschichte des Schauspiels „Jianu“ ist interessant. Der Ausgang von einer historischen Tatsache aus: der Existenz Iancu Jianus. Iancu Jianu war ein Landbojar aus Oltenien. Er wurde 1787 geboren und starb 1842. Aus Gründen, die er Freunden gebeichtet hat und die prosaischer Natur sind, wurde er Heiduck.

Die Geschichte des Heiduckenschauspiels weist drei Abschnitte auf. Der erste beginnt 1885 mit der Verbreitung der ersten Fassung des „Jianu“. Der zweite 1920, als neue Varianten des Stücks zu zirkulieren beginnen, und der dritte 1930 mit dem Auftauchen eines neuen, singspielhaften „Jianu“. Mit dem Heiduckenschauspiel zieht man nur am Silvesterabend und am Neujahrstag herum. Spielumzüge finden

---

<sup>6)</sup> Mihail Pascaly (1830—1882). Schauspieler, Theaterdirektor, Regisseur; Professor, Übersetzer und Verfasser von Dramen; Publizist. Förderer des rumänischen Theaters. Glanzrollen in den romantischen Schauspielen Hugos und Vignys.

<sup>7)</sup> Matei Millo (1814—1896). Schauspieler und Dramenautor, Verfechter realistischer Schauspielkunst, Förderer des nationalen Bühnenrepertoires. Glanzrollen in Alecsandris Komödien.

besonders in der Moldau, u. zw. im Karpatenvorland und in den Karpatendörfern selbst statt: im Bistritatal. Im Raum von Piatra Neamt und Tîrgul Neamt, sowie im Tazläu- und im Troţuştal. In der übrigen Moldau ist das Schauspiel nur ungleich verbreitet, und in den anderen Provinzen Rumäniens wird es nur in zwei Landkreisen Munteniens und sehr vereinzelt in Oltenien aufgeführt. In Siebenbürgen ist es vollkommen unbekannt. Das Stück ist in Versen. Es ist nicht in Akte eingeteilt. Sein Text ist einfach. Liederinlagen geben ihm einen volkstümlich-singspielhaften Anstrich. Das Schwergewicht fällt übrigens auf die Lieder. Es gibt Varianten, in denen sogar der ganze Handlungsablauf gesungen wird.

Die Gestalten sind: Jianu, zwei, drei Heiducken, das Mädchen (Jianus Geliebte), ein Hirt, Hauptmann, Jäger und ein Soldat der Reiterei. Die Handlung besteht aus zwei Episoden: Jianus Gefangennahme und seine Befreiung aus der Gewalt der Häscher. Das Stück wird von Burschen oder Männern aufgeführt. Diese spielen und kostümieren sich so, wie es ihre Vorgänger ihnen überliefert haben. Die Laufbahn des Stücks ist interessant. Zuerst wurde es in Roman vermerkt, dann in Piatra Neamt und Tîrgu Neamt und nahm hernach den Weg ins Dorf. Sein Aufstieg ist steil, aber auch reichlich bizarr. Von 1920 angefangen bereichert das Heiduckentheater seinen Spielplan. Neue Varianten des „Jianu“ erscheinen und daneben gleichzeitig auch neue Heiduckentstücke. Die alte Fassung des „Jianu“ befriedigt nicht mehr. Anonyme Autoren verfassen neue Varianten, erhöhen die Anzahl der Personen und verbreitern den Konflikt durch die Einführung einer Gestalt, die die Gefangennahme Jianus logischer motiviert. Es erscheint das Motiv des Verrats. Der Verräter ist ein Grieche, wodurch das Stück sich noch mehr der historischen Wirklichkeit nähert. 1930 beginnt eine neue „Jianu“-Fassung zu zirkulieren, die sich durch die Behandlung des Stoffes von den vorherigen unterscheidet. Sie ist als volkstümliches Singspiel konzipiert. Die Musik beherrscht das Schauspiel und wird zum dominierenden Faktor. Darin kommen ganz andere Personen vor als in den übrigen Varianten. Der gesprochene Text schrumpft mächtig ein. Die Gestalten singen ihren Dialog. Man kann von einer volkstümlichen Oper sprechen. Außer dieser Auffrischung des „Jianu“-Repertoires durch neue Varianten, bereichert sich das Heiduckentheater, ebenfalls um 1920, um ein neues volkstümliches Stück: „Bujor“.

Der Heiduck Bujor lebte am Anfang des 19. Jahrhunderts. Sein Revier lag in der Moldau. Die Spielleute bemächtigten sich seiner Taten und schufen daraus ein Heldenlied, das ein gleich ihnen unbekannter Autor als Vorlage für das Theaterstück „Bujoru“ benützte. Als Modell diente ihm dabei „Jianu“. Das Gerüst der beiden ist identisch. Beide Stücke haben eine gemeinsame Gestalt: Codreanu, der

ebenfalls historisch ist und dessen Taten Gegenstand einer herrlichen Ballade sind, deren sich der Autor sehr freimütig bedient hat, indem er ganze Abschnitte *ad literam* daraus entlehnt. „Bujor“ war als Gegenstück des „Jianu“ überstrahlt. Anfangs ging eine einfachere Variante des „Bujor“ auf die Rundreise. Ihre Personen sind: Bujor, zwei Heiducken, Ghincu, Grecu, der Hauptmann, Jäger und Soldat der Reiterei. Zwei, drei Jahre nachdem diese Variante zu zirkulieren begonnen hatte, erschien eine neue, breitangelegte, mit einer großen Anzahl von Gestalten und komplizierter Handlung. Darin wird auch von einem Märchenelement Gebrauch gemacht. Eine der Gestalten, ein Anführer der Heiducken, kommt um. Am Schluß wird er wieder lebendig. Die Personen dieser Variante: Bujor, Dragoş, Codreanu, ein oder zwei Heiducken, Ghincu, das Mädchen, Hauptmann, Jäger und Soldat der Reiterei. Das Stück hat auch eine komische Person: den „Gevatter“. Für ihn gibt es keine Textrolle. Spiel und Replik bleiben der Eingebung des Darstellers überlassen wie in der *Commedia dell'arte*. Er hat die Freiheit, sich jedes schauspielerischen Ausdrucksmittels zu bedienen. Auch die Pantomime steht ihm zu Gebote.

„Bujoru“ ist in Versen verfaßt, dazwischen eingestreut sind Lieder, Monologe und Chorgesang. Die Personen sind fast identisch kostümiert. Anfangs gab es einige kleine Unterschiede im Hosenbesatz. Heute sind die Kostüme alle gleich. Die Spieler können sie frei nach ihrem Geschmack gestalten. Das Stück hat einen leicht nationalen und teilweise sozialen Charakter. Das Hauptgewicht fällt auf den Verrat. Der Verräter ist Ghincu, ein Heiduck aus der Schar Bujors. Anscheinend ist das Motiv des Verrats in den neueren Fassungen des „Jianu“ aus „Bujor“ entlehnt. Übrigens ist der Verrat eine viel logischere Begründung des Ablaufs der Handlung und rechtfertigt die Gefangennahme Bujors vor dem Publikum in zufriedenstellender Weise. Dieses Publikum, das die Auferstehung eines ermordeten Heiducken als unbezweifelbare Wirklichkeit hinnimmt, kann die Gefangennahme Bujors durch die Häscherschar nicht resigniert als folgerichtig gelten lassen. In seiner Vorstellung sind Jianu und Bujor eine Art Übermenschen. Halbgötter, können also nicht einfach wie gewöhnliche Sterbliche gefangengesetzt werden. Nur ein ungewöhnliches Geschehen, das ihre Macht übersteigt, kann sie den Häschern ausliefern. Demnach kann nur Verrat, gegen den selbst Götter vergebens kämpfen, sie unterkriegen und der Gewalt des Todes überantworten. Nach 1920 kamen auch andere Heiduckenstücke in Umlauf, wofür die Heiduckenscharen Bostans, Grozeas und Lucanus den Stoff lieferten. Sie sind alle über den gleichen Leisten geschlagen. Konflikt und Handlung entwickeln sich in derselben Weise, sogar die Namen der Personen sind gewissermaßen dieselben. Der Umlauf dieser Stücke war äußerst beschränkt.



## Das historische Volksschauspiel

Das historische Volksschauspiel ist älter als das Heiduckenschauspiel. Das erste Stück dieser Art ist „Der Fall Plewnas oder Die Kapitulation Osmans“. Es wurde zum erstenmal um 1880 in Tîrgu Neamt in der Moldau aufgeführt. Der unbekannt gebliebene Autor des Stücks hat sich den Stoff aus dem rumänischen Unabhängigkeitskrieg von 1877/78 geholt. Im Stück erscheinen Gestalten, die an diesem Krieg teilgenommen haben: Halim, Osman Pascha, Carol I., General Cerchez, rumänische und türkische Soldaten. Die Handlung ist einfach. Das Stück ist in Versen geschrieben. Auch Lieder kommen darin vor. Es wurde mit außergewöhnlichem Pomp und in grandioser Aufmachung in Tîrgu Neamt gespielt. In der übrigen Moldau ist es nicht bekannt. Bis 1936/1937 beherrscht es den Spielplan; um diese Zeit erscheinen neue Schauspiele und drängen es an die zweite Stelle zurück. Zwischen 1880 und 1900, als der Spielplan leer war, bildete es das bedeutendste Vergnügen der Volksmenge. Seine Aufführung stellte einen wahren Triumph für die Truppe dar, zumal die Organisatoren und Schauspieler von Tîrgu Neamt keine Mühe scheuten, um ihr durch Kostümierung und Regie außergewöhnlichen Glanz zu verleihen.

Am 31. Dezember 1919 findet in Vaduri neben Piatra Neamt und Oantu im Bistritatal der erste Umzug mit dem Stück „Der grüne Tisch“ statt. Gleichzeitig begegnet man ihn auch in Vinătorii-Neamt.

„Der grüne Tisch“ oder „Der allgemeine Frieden“, beide Titel sind gebräuchlich, ist „ein Schauspiel mit Kaisern“, wie ein alter Schauspieler es nennt, der 1920 darin aufgetreten ist. Der Verfasser des Stücks ist bis heute unbekannt geblieben. Es ist in Versen geschrieben, eine Form, welche diesen Schauspielern zusagt, und enthält nur ein einziges Lied, am Ende. Die Personen sind: Krieg und Frieden, die das Stück mit einem Prolog eröffnen, dann England, Frankreich, Serbien, Japan, Zar und Rumänien einerseits, sowie der deutsche Kaiser, Österreich, Bulgarien, der Sultan und China andererseits. Außerdem kommt noch der Friedenspräsident vor. Er leitet Dialog und Disput, und er schließt auch das Stück und proklamiert den Frieden. Dieses hat keine eigentliche Handlung und keinen dramatischen Konflikt. Es lebt nur durch den Dialog. Die beiden Seiten messen sich in Rede und Gegenrede. Aus dem Dialog erfahren wir, daß die Verbündeten einer nach dem andern den Kaiser verlassen, der, alleingeblichen, sich geschlagen gibt. Das Schlußwort hat der Friedenspräsident, der in einigen Fassungen der Präsident der Vereinigten Staaten ist. Am Ende reichen sich alle die Hände und singen ein Lied, das den Frieden verherrlicht. Das Stück wurde von Anfang an von Erwachsenen gespielt, die ihren Rollen besonderen Nachdruck verliehen. Sie legten in Spiel und Kostümierung außerordentliche Sorgfalt an den Tag.

„Der grüne Tisch“ wurde nur in einigen Ortschaften der Moldau gespielt, im restlichen Rumänien blieb das Stück unbekannt. „Der grüne Tisch“ wird ohne Dekor oder anderes Theaterzubehör aufgeführt. Es gab von Anfang an zwei Varianten dieses Stücks: eine mit elf und eine mit vierzehn Gestalten. Am meisten wurde die erste dargeboten. Der laute Widerhall, den das Stück gehabt hat, fand im Volk in mancherlei Formen seinen Niederschlag. Petrea Lupu Potoceanu aus Potoci, ein im ganzen Bistritatal berühmter Darsteller von Volksschauspielerrollen, machte sich die Fassungen, in denen er aufgetreten war, zunutze und schuf eine Reihe neuer Textvorlagen des „Grünen Tisches“. Er entwarf ungefähr zwanzig, aus dem Weltgeschehen und der internationalen und innerpolitischen Lage geschöpfte Versionen. Beinahe jedes Jahr bekam so seinen „Grünen Tisch“. Potoceanu begann damit 1922 und setzte seine Tätigkeit bis zum zweiten Weltkrieg fort, dem sieben Varianten gewidmet sind. Darin kamen Zar, Kaiser und Sultan nicht mehr vor, sondern Stalin, Hitler, Mussolini, Roosevelt, Churchill und andere. Ein paar seiner Schöpfungen befassen sich mit Rumänen. Darin treten außer Carol II. Iorga, Brătianu, Codreanu und andere Politiker auf. 1957 wurde eine Truppe aufgestellt, die eine letzte Version aufführen sollte, in der Eisenhower, Bulganin und andere Persönlichkeiten der Weltpolitik vorkamen. Kurz nach dem „Grünen Tisch“ tauchen „Die Beschwerde Rumäniens“ und „Der Friedensschluß“ auf. Beide Stücke sind ebenfalls ein Nachhall des ersten Weltkriegs. Den Hintergrund des Bühnengeschehens bildet die Lage Rumäniens zur Zeit des ersten Weltkriegs. Die Personen in „Beschwerde Rumäniens“ sind: der deutsche Kaiser, Mackensen, König Ferdinand von Rumänien, General Averescu, ein deutscher und ein französischer General, etliche deutsche und rumänische Soldaten. Der Text ist in Versen. Der Ablauf des Stücks gründet sich auf den Dialog. Die Personen stehen sich in zwei Reihen gegenüber wie beim „Grünen Tisch“.

„Friedensschluß“ nimmt in text- und gestaltenmäßig eng angelehnter Form Thema und Handlung soweit von einer solchen die Rede sein kann von „Beschwerde Rumäniens“ auf. Die Schauspiele wurden selten dargestellt. „Die Beschwerde Rumäniens“ wurde hauptsächlich in Tîrgu Neamt aufgeführt, „Friedensschluß“ dagegen in Oantu und Vaduri. Im übrigen Rumänien kennt man sie nicht.

### **Das volkstümliche, von Mädchen gespielte Theater**

Im Jahr 1920 fügt das volkstümliche Theater seinem Repertoire ein neues Kapitel bei: es bilden sich Mädchentruppen, die mit Volksschauspielen umziehen. Sie sind nur im Bistritatal, im Karpatenvorland und in den Gebirgsdörfern anzutreffen. Mit ihrem Auftreten kommt ein neuer Zug in das volkstümliche Theater. Der unbekannt geblie-

bene Verfasser führt eine Neuerung ein: er bedient sich ausgiebig von der Kunstdichtung. Die alte Form, die uns aus „Herodes“, dem Hei-  
ducken- und historischen Schauspiel bekannt ist, wird aufgegeben, um  
von einem Theater s u i g e n e r i s ersetzt zu werden. Dieses erscheint  
1923/24, seine Existenz wird zuerst aus Pîngărati, einer Ortschaft in  
der Moldau, nördlich von Piatra Neamt, gemeldet.

Das erste Stück dieses Theaters ist „Hora der Vereinigung“. Ge-  
spielt wird es von 6 oder 8 Mädchen. Die Darstellerinnen sind im  
allgemeinen 16 bis 20 Jahre alt. Eine eigentliche Altersgrenze gibt es  
aber nicht. „Hora der Vereinigung“ besteht aus folgenden kunstliterari-  
schen und volkstümlichen Schöpfungen: „Hora der Vereinigung“<sup>8)</sup>,  
getanzt und gesungen von allen Darstellerinnen, „Siebenbürgen“, ein  
Gedicht, das von einem der Mädchen vorgetragen wird, ein Tanz zu  
zweit (Volkstanz), das eigentliche Stück, an dem alle Darstellerinnen  
beteiligt sind, „Auf blutigem Felde . . .“, Gedicht, vorgetragen von  
einem der Mädchen, ein Volkstanz, von allen Mädchen aufgeführt,  
Vortrag eines kunstliterarischen Gedichts, ein neuer Volkstanz; am  
Schluß wird „Hoch solln sie leben“ gesungen. Der Titel „Hora der  
Vereinigung“ steht kaum in einem Zusammenhang mit dem eigent-  
lichen Stück. Den Kern desselben bildet ein einfacher Auftritt, in dem  
die Mädchen die verschiedenen rumänischen Provinzen, also Sieben-  
bürgen, die Bukowina, die Maramureş, das Banat, die Moldau sowie  
Rumänien verkörpern und einen Dialog über ein vaterländisches  
Thema führen. Ausgangspunkt der Idee ist wieder der erste Weltkrieg  
1916—1919, und zwar sind es diesmal die Leiden Rumäniens, das  
seine Provinzen, r e c t e Töchter, sich entrissen und unter fremder  
Herrschaft sieht. Am Schluß kehrt sich das Leid in Freude um, denn  
alle Provinzen versammeln sich, wie aus der Geschichte bekannt ist,  
wieder um Mutter Rumänien. So die Handlung des Stückes, das seinen  
Platz inmitten des Schauspiels hat. Im übrigen ergänzen sowohl die  
Gedichtvorträge als auch das Lied „Auf blutigem Felde bei Măr-  
seşti“ die vaterlandsbegeisterte Atmosphäre des Stückes und bilden mit  
ihm ein organisches Ganzes. Das Schauspiel fand seinerzeit viel Ge-  
fallen. Außer der Neuerung, die es mitbrachte, rief es die Erinnerung  
an rührende und bittere Erlebnisse des Weltkrieges wach. Die Lieder  
und Kriegsgeschichten ergriffen das Gemüt der Zuschauer.

„Hora der Vereinigung“ hat nicht nur zahlreiche Varianten her-  
vorgebracht, sondern auch als Inspirationsquelle für den Entwurf ande-  
rer Stücke gedient. In den Jahren 1946/47 beginnt im Bistritatal ein

---

<sup>8)</sup> „Hora der Vereinigung“ ist ein patriotisches Gedicht des klassischen  
rumänischen Schriftstellers Vasile Alecsandri (1821—1890), entstanden aus An-  
laß der Vereinigung der Moldau und der Walachei im Jahre 1859.

neues Stück seinen Umlauf, dessen Beschaffenheit der „Hora der Vereinigung“ ähnlich ist. Es führt den Titel „Mosch Trauerklage“. Beim Aufstellen seines Stücks nahm sich der Autor die „Hora der Vereinigung“ zum Modell. Das Sujet des Stücks ist einem Gedicht des klassischen rumänischen Dichters George Coşbuc (1866—1918) entnommen. Der Rest ist mit Kunst- und Volksliedern, Gedichten und Volkstänzen ausgefüllt. Coşbucs Lyrik umfaßt eine Menge langer Gedichte, daneben auch viele Balladen mit betont dramatischem Charakter. Es ist ein leichtes, diese Dichtungen in Stücke umzuformen. Der Autor wählte aus Coşbucs Lyrik ein Gedicht, in dem die Helden abwechselnd je eine Strophe lang sprechen. Das andere Unterhaltungsmaterial hat mit dem eigentlichen Stück nichts zu tun. Es ist dazu da, um dem Schauspiel Abwechslung und Lebhaftigkeit zu verleihen, aus diesem Grund führt der Autor unbekannte Gedichte ein und verwandelt bekannte Kunstgedichte in Lieder. Erwähnenswert ist, daß das gesamte Material fast restlos aus der Kunstdichtung stammt. Selbstverständlich werden die Lieder in volkstümlicher Weise behandelt. Das Stück wird von vier, sechs oder gar acht Mädchen gespielt.

Gleichfalls nach 1920 erscheint fast zur selben Zeit mit „Hora der Vereinigung“ das Stück „Adela und der König“, das auf einem Märchenmotiv aufgebaut ist.

„Adela und der König“ ähnelt im Aufbau „Hora der Vereinigung“. Das Stück hat zwei Hauptgestalten: Adela und den König, und vier Nebengestalten: die Mädchen aus Adelas Suite. Adela ist eine Prinzessin aus dem Reich des Sonnenuntergangs. Sie hat ein paar Edelfräulein um sich, die ihren Staat bilden. Adela führt mit dem König ein einfaches, kurzes Gespräch, in das sich auch ein Mädchen ihres Staats einschaltet. Das übrige bilden Gedichte, Lieder und Tänze. Unter anderem gehört dazu auch ein Lied, „Jesus mit den Jüngern“, das seiner Melodik und des Textes wegen beim Publikum sehr beliebt ist. Das Schauspiel wird sogar mit diesem Lied eröffnet, das in keinem organischen Zusammenhang mit dem Stück steht. Die Truppe setzt sich aus sechs bis acht Mädchen zusammen. Sie treten in Nationaltracht auf. „Adela und der König“ hat beim Verfassen des Stücks „Mosch Trauerklage“ eine wichtige Rolle gespielt. Die Verfasserin hatte in „Adela und der König“ mitgespielt. Die erste Idee zum Entwurf eines Stücks hat ihr „Hora der Vereinigung“ eingegeben, das Gefüge und die Einzelheiten entlehnte sie „Adela und der König“.

„Adela und der König“ ist im Bistritatal weit verbreitet. Es wird am häufigsten am Oberlauf des Flusses gespielt. Bekannt ist es unter drei Namen: „Adela und der König“, „Herodes“ und „Das Stück“.

Im Norden des Tals ist es unter dem Namen „Herodes“ oder „Die Herodesse“ bekannt. Das Stück hat zahlreiche Varianten hervorgebracht. Der Text wurde mit allerhand Gedichten, kunstliterarischen und volkstümlichen, beladen. Diese werden in jedem Jahr, von jeder Truppe ersetzt. Die Organisatoren geben sich Rechenschaft, daß sie jedesmal mit neuen Texten aufwarten müssen, um den Eindruck hervorzurufen, das Stück sei neu. Das Lied „Jesus mit den Jüngern“ fehlt in keiner Fassung. Es bildet die ständige Nummer der Aufführung.

Auf der Spielliste dieses Theaters steht ein variantenreiches Stück, dessen Aussehen etwas sonderbar ist. Es stammt von einem Heiduckenstück ab, das seinerseits auf „Jianu“ zurückgeht. Gespielt wird es nur von Mönchen. Umlauf und mündliche Weitergabe haben den Text derart verdorben, daß er nicht wiedererkannt wird, wenn man es neben sein Urbild stellt. All seine Fassungen und Varianten sind unter dem Namen „Das Stück“ bekannt. Es wird von vier bis sechs Mädchen zwischen 13 und 22 Jahren aufgeführt. Sie treten in der Nationaltracht als Burschen verkleidet auf. Die Personen haben keinen Namen. Sie stellen sich im Kreis auf. Der Aufbau des Stücks ist folgender: traditionelles Neujahrslied, bei dem alle mitsingen, Neujahrswunsch, der zweite Teil des obigen traditionellen Neujahrsliedes, Dialog zwischen den Darstellerinnen über ein Heiduckenthema aus „Jianu“ und „Bujoru“, Lied, von allen gesungen, Dialog wie der erwähnte, Schlußlied, bei dem alle mitwirken: Wunschlied für die gastgebenden Hausbewohner.

Um 1945/46 beginnt ein neues, von Mädchen gespieltes Stück sich zu verbreiten. Man nannte es „Das Heiduckenstück“. Es wurde zum erstenmal in Pîriul Pintii aufgeführt. Sein Verfasser scheint ein Schullehrer gewesen zu sein. Dieser entlehnte Teile aus dem Heiduckenstück „Bujoru“ und stellte ein Spiel mit fünf Personen ohne Namen zusammen, alle heißen sie Heiducken. Sie führen ein Gespräch, das in seiner Kunstlosigkeit recht weit vom Original entfernt ist. Das Stück ist voller Liedeinlagen. Die Absicht des Verfassers liegt auf der Hand: er wollte den Mädchen die Genugtuung und Freude verschaffen, mit einem den Jungenschauspielen ähnlichen Stück aufzutreten. Mit der Zeit wurden neue Lieder eingeführt. In einer Variante, die am Sabasa zirkuliert, kommen unter den Gestalten Stalin, Lenin, Bulganin, ein Deutscher, Rumänien und ein Mädchen vor. Im Dialog ist auch von der Atombombe die Rede. Die Aktualisierung wurde von den Truppenleiterinnen mit den Darstellerinnen zusammen vorgenommen. Jeder bemüht sich, das Stück so originell wie möglich zu machen, erneuert es und gestaltet es jedes Jahr um. Die Heiducken, aber auch Lenin, Stalin, Bulganin und der Deutsche, treten in der rumänischen Nationaltracht, als Burschen verkleidet, auf.

## **Das groteske Theater**

Das groteske Theater ist durch ein einziges Stück vertreten: „Die Zigeunerhochzeit“.

„Die Zigeunerhochzeit“ wird in einigen Ortschaften am Unterlauf der Bistrita, in Calu und Iapa, sowie im Tazläutal, dem Ort der Entstehung, aufgeführt. Sie stellt eine hanebüchene Parodie auf eine Zigeunerhochzeit dar. Die Handlung folgt in allem dem Ablauf einer Hochzeit mit ihrem ganzen Zeremoniell. Folglich trifft man alle Gestalten einer Hochzeit darin an: Braut, Bräutigam, Traumann, Traufrau, Schwiegervater, Schwiegermutter, Hochzeitsordner und Pope. Wie andernorts besteht auch in der Moldau der Brauch, daß sie Nächsten, aber auch die Hochzeitsgäste das Brautpaar beschenken. Das Spiel macht sich gerade diesen Brauch zunutze. Im Stück gibt es weder Handlung noch Konflikt. Es besteht aus den sich aneinanderreihenden Schenkungsansprachen der Personen. Den Anfang macht der Hochzeitsordner, ihm folgen die andern, der Reihe nach. Die Ansprachen sind satirisch und voll burlesker Komik. Alles ist lauter an die Zigeuner gerichteter Spott und Ironie. Darunter befindet sich viel auf Wortpaarungen beruhende Sprachkomik, in der Hauptsache ergibt sich das Lächerliche aber aus dem Kontrast zwischen Wort und Tat, das heißt zwischen Ansprache und Geschenk, dessen Überreichung der Zuschauer verfolgt.

## **Das volkstümliche Pantomimenspiel**

Das volkstümliche Theater pflegt auch die Pantomime, deren es sich in jeder Lage, aber besonders in den Schauspielen ohne Text bedient, die mit jenem Theater verwandt sind, dessen Gestalten aus der Tierwelt stammen: „Geiß“, „Storch“, „Hahn“, „Kamel“, „Giraffe“ usw. Die Pantomime ist ein beliebtes Ausdrucksmittel des volkstümlichen Theaters, sie ist für dieses sogar bezeichnend. Im Karpatenvorraum der Moldau haben die Dorfbewohner eine auserlesene Freude daran, sich gemimte burleske und groteske Auftritte vorzustellen. In diesen Auftritten, deren Thema aus dem Stegreif entsteht, spielen drei, vier oder fünf Schauspieler mit. Die Zahl schwankt. Man nennt die „Maskierte“, andernorts „Häßliche“, und in der Romaner Gegend heißen sie „Scheuchen“. Diese Auftritte, für die sich die Spieler kostümieren und maskieren, werden aus dem Stegreif gespielt, ohne irgendeine Vorbereitung. Einer der Spieler gibt die Anregung, sogleich finden sich noch zwei, drei dazu, kostümieren und maskieren sich und machen sich ins Dorf auf, in der Neujahrsnacht, zu Verwandten und Bekannten. Keiner der Spieler weiß, was er spielen wird. Man erfindet, angeregt durch den Hausherrn und seine Gäste, auf der Stelle eine komische Situation und macht daraus einen komischen Auftritt.

„Die Häßlichen“ oder „Maskierten“ hat keinen Text. Es ist eine richtige Commedia dell'arte. Alles ist Improvisation. Wohlgermerkt, es kann von keinem komplexen gemimten Dialog wie bei der Kunstpantomime die Rede sein. Es sind gutgepfefferte Farcen in dörflicher Manier. Jede Hausgemeinschaft bietet ausgiebige Sujets, um auf der Stelle einen gemimten Auftritt zu inszenieren. Das Dorfleben sowie das Leben jedes Dorfbewohners schlechthin stellen einem zahlreiche Stoffe zur Verfügung, so daß man nicht zu erfinderisch sein muß, um aus dem Stegreif ein kurzes Gebärdenspiel aufzuführen. Gewöhnlich sucht man sich etwas aus dem Leben des jeweiligen Gastgebers aus.

„Die Häßlichen“ oder „Maskierten“ wird von drei, vier oder fünf Männern bestritten. Manchmal nimmt die Truppe auch eine oder zwei Frauen auf. Im allgemeinen schließen sich die Mitglieder einer Familie oder Verwandte zu einer Truppe zusammen. Die Kostümierung ist oft einfallsreich und extravagant. Man setzt der Phantasie keine Grenzen.

Im Jahre 1932 wurde in den Dörfern Audia und Hangu im Bistritatal eine interessante, aus einem ungarischen Stück abgeleitete Pantomime aufgeführt, mit der man sich zu Neujahr auch in Cîşlegi zeigte. Verfasser der Lokalisierung und Umwandlung in eine Pantomime ist Dumitru Samoilă aus Boboteni. Es handelt sich um das Gleichnis vom Armen und vom Reichen, ein Motiv das in den mittelalterlichen Mysterienspielen vorkommt, von wo auch Hugo von Hofmannsthal es für sein Schauspiel „Jedermann“ entlehnte. Aus dem Bereich der Kunstliteratur gelangte es in die Folklore, wo es als Volksstück zirkuliert. Samoilă hat den ungarischen Text nicht gekannt. Er hat nur in groben Zügen die Handlung begriffen. Diese genügte ihm zu seiner Pantomime, die viel kürzer war als das ungarische Stück. In Samoilăs Fassung gab es folgende Gestalten: Erdenbürger, Engel, Höllenfürst, drei kleine Teufel, Tod. Er ließ den Spielern freie Hand, sie mußten nur die Grundidee bewahren.

### **„Altes Jahr und Neues Jahr“**

Nach 1920 kommt ein neues Stück in Umlauf, das sich von den bisher dargestellten durch sein Motiv unterscheidet. „Altes Jahr und Neues Jahr“ gibt in Dialogform Momente des Hochzeitszeremoniells wieder und ist zugleich das einzige Stück des volkstümlichen Theaters, dessen Darstellung zu Neujahr sinnvoll genannt werden kann. Unter dem Vorwand eines Hochzeitsbrauchs bringt das Stück den Zuhörern in schlichter Weise Wünsche zum kommenden Jahr dar. Es beruht auf der Gegenüberstellung des alten und des neuen Jahres. Das erste sagt, was es für die Dorfbewohner vollbracht hat, und das zweite, was es für sie zu vollbringen gedenkt, im Grunde also haben wir es mit einem

weitgefaßten Wunsch zu tun, der durch den Dialog die Gestalt eines Stückes annimmt.

Das Motiv kommt als Posse im grotesken volkstümlichen Theater vor. Hier wird es in schicklicher Form mit einem Einschlag von Schäferdichtung und lyrischer Stimmung im Stil einer Ansprache behandelt. Die Gestalten des Stückes sind: Altes Jahr, Neues Jahr, Bräutigam, Braut, Traumann Traufrau, Schwiegervater, Schwiegermutter, Hochzeitsordner und Brautjungfer. Das Neue Jahr eröffnet den Dialog, das Alte Jahr setzt ihn fort, dann nimmt ihn der Hochzeitsordner auf und von ihm geht er auf die andern Gestalten über, dabei wird die Form eines Wunsches oder einer Ansprache an die Brautleute, aber auch an die Zuhörer unverändert beibehalten. In manchen Versionen haben die Gestalten poetische Namen: der Bräutigam heißt Ahorn, die Braut Weide, der Traumann Eiche usw. Alle Spieler tragen Nationaltracht, nur Altes Jahr und Neues Jahr sind gemäß ihrer Rolle gekleidet.

### **Das Kinderschauspiel**

Das volkstümliche Theater hat auch die Kinder nicht vernachlässigt. Im Lauf der letzten Jahre hat ein einfaches, kurzes Stück mit dem Namen „Der Weihnachtsmann“ zu kursieren begonnen. Damit ziehen die Kinder in einigen Dörfern des Bistritats um.

Das Stück wird von drei Gestalten bestritten: dem Weihnachtsmann und zwei Engeln. Es beruht auf einem Gedicht aus der klassischen rumänischen Literatur, das in allen Schulbüchern zu finden war, der Verfasser des „Weihnachtsmannes“ ist nicht bekannt, allem Anschein nach war es ein Lehrer. Er dramatisierte das Gedicht, stutzte den Text zurecht und füllte ihn mit zwei Liedern vom Weihnachtsmann auf. Auf diese Weise gelang ihm ein anmutiger Auftritt voll entzückender Naivität und poetischem Duft, von dem auch Erwachsene beeindruckt bleiben.

### **„Die Arnauten“**

Die Arnauten waren eine historische Gegebenheit. Im 18. und 19. Jahrhundert bildeten sie eine Art Gendarmerie. Sie wurden auch gegen die Heiducken eingesetzt. Ein Unbekannter erfand, hiervon angeregt, einen Tanz, eine Art Ballett. Auf diesem Tanz, der „Die Arnauten“ hieß, wurde weitergebaut. Findige Spieler und Organisatoren von Schauspieltruppen begnügten sich nicht mehr mit dem einfachen Auftritt, dem Tanz allein. Sie bemühten sich, eine Begründung für den Tanz zu finden, ihn in eine dramatische Handlung einzuflechten, um dem Ganzen den Charakter eines Schauspiels mit dramatischer Handlung zu geben. So entstand „Die Arnauten“.



Es ist ein einfaches Stück, ein Auftritt, dessen Gestalten zum Teil aus der Wirklichkeit übernommen wurden, zum Teil aber aus dem Märchen. Darin gibt es einen Roten oder einen Grünen Kaiser, einen Mohren, der kommt, um dem Kaiser die Macht zu entreißen, einen General, Befehlshaber der Arnauten, und das Arnautenheer. Die Handlung beschränkt sich auf einen heftigen Dialog zwischen Mohr, Kaiser und Arnautenführer und endet mit einer Suite von Tänzen. „Die Arnauten“ ist nur in wenigen Gegenden der Moldau bekannt.

Von dieser Version ging der Unbekannte oder die Unbekannten aus, als sie das Stück dieses Namens dichteten. Es hat keine Tanzeinlagen mehr. Sein Umlaufgebiet ist eng begrenzt. Es zirkulierte nur in der Moldau. Erstmals wurde es nach 1920 im Raum von Tîrgu Neamț wahrgenommen.

Die Entstehungsgeschichte dieses Volksstücks ist äußerst interessant. Seine Verfasser gingen, wie gesagt, von dem erwähnten Auftritt aus. Konflikt und Handlung wurden ausgebaut, die Märchenmotive vertieft. Das Stück pendelt zwischen Märchen und realistischem Volksleben hin und her. Darin kommen zwei Kaiser vor, der Rote und der Grüne, eine Kaiserin, ein König, ein Mohr, zwei Generale, eine Art Soldat, ein Fahnenträger, und ein Quacksalber. Der Konflikt entsteht zwischen einem der beiden Kaiser und dem Mohren. Der Mohr macht sich Kaiser und Kaiserin untertan. Diese bitten den König um Hilfe, der einen General entsendet, sie zu befreien. Der Quacksalber ist eine komische Figur, er wurde von Ion Căprioară erfunden, einem äußerst begabten Schauspieler aus dem Bistritatal. Im Urtext kam die Gestalt nicht vor. Übrigens war der Urtext auch einfacher. Er wurde von den großen Spielern, die mit dem Stück umherzogen, erweitert und ausgebaut und ins Märchenhafte umgelenkt. Der Text wurde jedes Jahr ausgeweitet. Jeder Spieler legte etwas Neues in seine Rolle. Oft wurden von einer Probe bis zur anderen Hinzufügungen gemacht, ja sogar noch während des Spiels. Die Spieler durften ihrer Einbildung die Zügel schießen lassen, so daß das Stück ein recht sonderbares Aussehen erhielt. Es war eine Mischung von Seltsamem und Possenhaftem, von Farce, Tragödie und Märchen, von Phantastischem und Realem. Das Märchen wurde in die prosaischste Wirklichkeit herabgezogen.

### **Volkstümliches Theater, das epenhafte und kunstilliterarische Motive verarbeitet**

Das volkstümliche rumänische Theater macht nicht bei dem vorhin beschriebenen Schauspielgenre halt. Es verarbeitet alles, was ihm in die Hände fällt, um neue Formen und Schöpfungen hervorzubringen. In der rumänischen Volksdichtung gibt es eine Sagengestalt mit dem Namen Novacs Gruia. Die Novacs sind eine Sippe. Sie stiegen aus

der Volksdichtung in die Kunstdichtung auf. Petre Dulfu<sup>9)</sup> stellte eine Art Volksepos zusammen, das er „Novacs Gruia“ nannte. Das Buch wurde sehr viel gelesen. Es geriet auch in die Hände eines Volksstückspielers. Erfinderischen und beweglichen Geistes, wie er war, hatte er den Einfall, Momente aus „Novacs Gruia“ zu dramatisieren. Dieses war nicht übermäßig schwierig, weil das Epos in sehr theaternahem Stil abgefaßt ist. Dazu noch in Versen. Die ersten Varianten sind einfache Auftritte, deren Text beinahe wortwörtlich aus dem Buch stammt. Auch die Personen sind die gleichen wie im Buch, nur fügte der Bearbeiter einen Erzähler hinzu, der die Verbindung zwischen den Episoden herstellt. Das Stück hatte Erfolg, so daß er und seine Nachahmer sich bemüßigt sahen, noch ausgedehntere Dramatisierungen zu verfassen. Wie er selbst waren auch seine Nachahmer Bukowiner. In der Bukowina wurden auch die Verslegenden „Bucels Hügel“ und „Preda Buzescu“ des Dichters Dimitrie Bolinteanu dramatisiert.

### **Das Puppentheater**

Das Puppentheater wurde beim Herodesspiel erwähnt. Wie gesagt, bestand in Muntenien früher der Brauch, nach dem Herodesspiel die Puppen auftreten zu lassen. Das Puppentheater ist in Rumänien ziemlich neu. Es gelangte Ende 18. Jahrhundert aus der Levante hierher. Anfangs bestand es nur aus zwei großen, häßlichen Puppen, einer Art Vogelscheuchen, die Gestalten des Karnevalsmummenschanzes ähnelten, später, mit der Zeit, vermehrte sich ihre Zahl, und das Spiel nahm die Form eines Puppentheaters an.

Das Puppentheater war im wahrsten Sinne des Wortes Volksschauspiel. Neben den bescheidenen Zirkussen, die sich auf Rummelplätzen und Jahrmärkten aufhielten, fehlten Vasilache und Marioara nicht. Von diesen im Volksmund „Panoramen“ genannten Zirkusvorstellungen holte ein gescheiter Mann Vasilache und Marioara ins Volk hinunter. Er verfertigte eine Lade, in der die beiden Puppen fortan spielen mußten. So wurden Vasilache und Marioara zum volkstümlichen Theater, mit dem man das Publikum vieler moldauischer Dörfer erheiterte.

Die textlosen und die sich mit beschränkten Texten behelfenden Volksschauspiele bilden das zweite wichtige und ausgedehnte Kapitel des volkstümlichen Theaters. Zweifellos hat es zuerst Schauspiele ohne Text gegeben. Das Literaturtheater ist jungen Datums. Welches das erste Schauspiel war, kann man nicht genau feststellen. Es scheint, daß die Kaluscharen das älteste aller Spiele sind, erst viel später er-

---

<sup>9)</sup> Petre Dulfu (1856—1953) rumänischer Schriftsteller und Mittelschullehrer, veröffentlichte erzieherische Schriften und Schulbücher, bearbeitete in Versen Volksschwänke und -märchen für die Schuljugend.

schien dann auch das erste Tiermaskenspiel: „Die Geiß“. Belegt ist das Geißspiel sehr spät. Am verbreitetsten ist es im Bereich der Moldau, so erhebt sich die Frage, ob es nicht etwa aus dem Norden stammt und zugleich mit der „Malanka“, dem Rößchenspiel und anderen eingeführt worden ist.

Die Kaluscharen sind schriftlich schon im 16. Jahrhundert nachweisbar, selbstverständlich nicht in der hochentwickelten heutigen Form, wie wir sie etwa im Bezirk Vlaşca finden.

Der Gesamtbestand der Spiele läßt sich in einige Unterabteilungen gliedern. Es gibt Spiele mit Tiergestalten und Spiele ohne Tiergestalten, Brauchtumsspiele, balletthafte Spiele, karnevalsartige Spiele und schließlich Bestattungsspiele. Beinahe bei allen ist die Maske ein unerläßliches Zubehör der Kostümierung, was übrigens im allgemeinen bei allen Völkern der Erde zu beobachten ist und infolgedessen beim rumänischen Volksschauspiel keine besondere Bedeutung hat.

Verweilen wir zunächst bei den karnevalsartigen Spielen, weil sie kein inländisches Gewächs sind. Sie wurden von den Bulgaren eingeführt, die sich in der Donautiefenebene niedergelassen haben. Der Bulgare pflegte sie seinem seelischen Leben gemäß, und mit der Zeit übernahmen die Rumänen sie. So erklärt es sich, daß ihre Verbreitung beschränkt ist und der Linie bulgarischer Niederlassungen folgt. Zum Unterschied vom westlichen Karnevalsbrauchtum finden diese Spiele am ersten Montag der österlichen Fastenzeit statt. Das bekannteste der Spiele ist „Cucii“. Früher war es ein eindrucksvoller Aufzug, dabei fehlte auch die dramatische Pantomime nicht. Neben „Cucii“ bestehen noch die Schauspiele „Uralia“, „Der Bundschuh“, „Alimoru“, „Udelebroadele“ und „Mädchenrufen“. Ebenfalls bulgarisch ist „Lazarus“, ein rührendes Spiel voll Poesie und Zartheit. Darsteller sind die Schulkinder, Jungen und Mädchen, gespielt wird „Lazarus“ im Frühling am sogenannten Lazarussonabend (der zweite vor Ostern). „Lazarus“ ist ein Ballett mit Gesang, bestritten von zwei Gestalten: Schwiegersohn und Braut, die von vier Mädchen begleitet werden.

Zu den Volksschauspielen mit Ballettcharakter (der Begriff ist nicht ganz zutreffend) gehören noch „Die Arnauten“, „Die Knopfler“, das Rößchenspiel und die Kaluscharen.

„Die Arnauten“ entwickelte sich zu einem vielseitigen Schauspiel und sprengte den Rahmen des einfachen beschränkten Tanzspiels, das es anfangs war. Ähnlich steht es auch mit den Kaluscharen, die, vornehmlich in den Landkreisen Teleorman, Olt und Vlaşca, ein aus Tanz und Theater bestehendes Schauspiel bilden.

„Rößchen“ und „Knopfler“ bestehen nur aus Tanz, Tanzsprüchen und Befehlsrufen. Das Rößchenspiel ist etwas breiter ange-

legt, sein Trumf ist die Anwesenheit der Pferdchen<sup>10)</sup>, die von den Spielern nach eigenem Gutdünken im Tanz geschwenkt werden, doch unter Beachtung des Zusammenspiels der Truppe. Befehlsrufe fehlen, wie überall, auch hier nicht. Bei den Kaluscharen spielt die Musik als Quelle des Tanzes eine wichtige Rolle.

Ein Übergangsschauspiel ist „Hora“ oder, wie man vor Jahrzehnten noch sagte, „Der große Tanz“. Die „Hora“ kommt nur in der Moldau vor und hauptsächlich im Bezirk Neamt. Heute hat sie ihre ehemals abwechslungsreiche und aufsehenerregende Eigenart verloren. Der Auftritt, um den sich das Schauspiel drehte, der ihm Farbe verlieh, ist verschwunden. Zurück blieben allein die Tänze: burleske und groteske und Volkstänze.

Die Zahl der Spiele mit oder ohne Tiermasken ist unabsehbar. Der Umfang ihres Repertoires verliert sich im Grenzenlosen, und eine Bestandsaufnahme ist der Kurzlebigkeit der Spiele und ihres Stegreifcharakters wegen von vornherein ein aussichtsloses Unterfangen. Die Schauspiele sind in der Regel lokal begrenzt. Oft vollzieht sich ihr Entstehen und Verschwinden am Tag der Premiere. Ihre Vielfalt ist dem Vergnügensbedürfnis der Spieler zu verdanken. Der Vorwurf ist immer grotesk-burlesker Natur. Alle Spiele sind übrigens Possen. Auch die Farce fehlt nicht. Natur und Behandlung des Vorwurfs sind ländlich-volkstümlich. Gewöhnlich holt man sich ihn aus dem Alltag des Bauern. Die Ausdrucksmittel werden gemischt eingesetzt. Man bedient sich der Sprache und der einfachen Geste. Eine bedeutende Rolle spielt die Kostümierung. Mit ihrer Hilfe ergänzt und unterstreicht der Spieler das Gesagte oder Gemeinte. In den meisten Fällen erfüllt die Kostümierung die Funktion eines Textes. Das Spiel verfolgt den Zweck, Lachen zu erregen. Die Moldau überstrahlt mit Spielen dieser Art alle anderen Provinzen. Erfinderisch in Theatersachen, läßt sich der Moldauer alles Mögliche einfallen, um sich zu Silvester und am Neujahrstag zu amüsieren. Meistens hält sich das Schauspiel gesondert, manchmal verbündet es sich auch mit anderen Volksbelustigungen. Die aus dem Norden, aus der slawischen Welt in die Bukowina und von da in die nördlichen Bezirke der Moldau eingedrungene Malanka hat hier den kunterbunten Mummenschanz eingebürgert, der aus Geißspiel, Bärspiel, Rößchenspiel und zahlreicher Statistengefolschaft besteht, welche ebensoviele groteske Auftritte darstellt. Möglich, daß unter dem Einfluß der Malanka das Geißspiel seinen Statistenanhang vermehrt und vermannigfaltigt und sich in eine volkstümliche Schau verwandelt hat, der es nicht an Theaterelementen fehlt.

---

<sup>10)</sup> Eine Tiermaske, ein verkleidetes Holzgestell mit holzgeschnitztem Pferdekopf und einem natürlichen oder nachgeahmten Pferdeschweif, das der Spieler sich so um die Hüfte befestigt, daß es aussieht, als reite er darauf.

„Die Geiß“ ist das verbreitetste aller Volksschauspiele mit Tiermasken. Die Art, in der es aufgezogen wird, ist verschieden. Anfangs scheint es nur die Geißmaske und den, der ihr auf der Hirtenflöte vorspielte, gegeben zu haben. Mit der Zeit kommen die Statisten auf und vermehren sich zu einer Vielfalt von Gestalten. Manche davon sind unmaskiert, „seriös“, wie der Volksmund sie nennt, andere, die Menzheit, sind grotesk, also maskiert. Das Geißspiel ist bei den Rumänen ziemlich neu. Es wurde ebenfalls aus der slawischen Umwelt eingeführt. Der Geist des Rumänen vertrug die Verzerrung des menschlichen Antlitzes und auch die Gesichtsmaske nicht. Die Vergnügungen des Rumänen waren lauter, natürlich und schlicht, Vergnügungen eines unter kirchlicher Vormundschaft stehenden Naturmenschen. Es ist kein Zufall, daß in Muntenien und Oltenien die burlesken moldauischen Spiele nicht bekannt sind. Sogar in der Moldau ist der Norden viel reicher und vielfältiger mit Volksschauspielen gesegnet als der Süden, und in dem muntenischen und oltenischen Karpatenvorland, ja sogar in den Karpaten selbst gibt es viele Dörfer, wo das Geißspiel unbekannt ist. Übrigens ist das aus dem moldauischen Tiefland vorstoßende Geißspiel sogar in die Gebirgsdörfer der Moldau schwer eingedrungen. Ursprünglich hatte die Geißmaske nur ein sehr kleines Gezioge, mit der Zeit aber, dank dem Einfluß der Malanka aus dem Norden, vervielfältigte und vermannigfachte sich ihre Begleitung und nahm eine Reihe verschiedener Masken auf. Es verdient festgehalten zu werden, daß in gewissen Landstrichen der Moldau ein Geißspiel mit Hochzeitsgestalten existierte. Im Gefolge der Geiß kamen vor: Bräutigam, Braut, Hochzeitsordner, Traumann, Traufrau, Jäger, Schwiegervater und Schwiegermutter. Angelpunkt des Spiels war die volkstümlich-klassische Ansprache des Hochzeitsordners beim Freien um die Braut, vom Kaiser, der auf die Jagd zog und ein Reh sichtete, dessen Spur ihn in das Hochzeitshaus führte. Dieses maßvolle Geißspiel ohne Masken, das einen Hochzeitsbrauch entlehnte, um einen Auftritt daraus zu machen, verkörpert die Auffassung des Rumänen von Kurzweil. Er koppelte das Geißspiel mit jenem Ereignis seines Lebens, das ihm innere Genugtuung verschafft, vor allen Dingen aber seiner Gesinnung entspricht. Damit erhielt das Geißspiel rumänisches Gepräge.

Mit dem Geißspiel als Ausgangspunkt haben erfindungsreiche Geister eine Unzahl von Tiermaskenspielen geschaffen: „Der Ochse“, „Die Ochsen“, „Das Pferd“, „Der Bock“, „Die Geiß mit den Geißlein“, „Ziege und Bock“, „Das Böcklein“, „Der Hahn“, „Der Hahn und die Hennen“, „Der Storch“, „Bär und Storch“ usw. Auch der fremde Einfluß hat in diesem Kapitel Spuren hinterlassen: „Die Giraffe“, „Der Vogel Strauß“, „Das Kamel“ stehen dafür Zeuge. Wir erwähnen noch ein Maskenspiel mit Haustieren und Hofgeflügel, die

untereinander sprechen. Es wurde vor Jahren im Trostußtal gezeigt. Es ist nicht volkstümlicher Herkunft.

Abschließend vermerken wir aus der Gruppe der Tanz-Spiele die Spiele der Totenwache. S. Fl. Marian, ein überragender Folkloresammler des vorigen Jahrhunderts, hat eine Anzahl solcher Tanz-Spiele in der Bukowina und in Siebenbürgen aufgezeichnet. Die meisten und farbreichsten stammen aus der Bukowina. Das ist kein Zufall, die Idee kam aus dem slawischen Volkstum. Auch hier fehlt die Geiß nicht.

# Keramik- und Kachelreste des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit aus Kitzbühel-Hinterstadt 14, Tirol

Von Richard Pittioni

## 1. Fundort und Fundgeschichte

Die nachstehend behandelten Keramik- und Kachelreste hat Herr Dipl.-Ing. H. Kristian Rief seit 1970 anlässlich der von ihm selbst besorgten Entfernung einer 15 cm starken Schuttdecke und damit bewirkten Reinigung seines Dachbodens im Haus Hinterstadt Nr. 14 in Kitzbühel geborgen. Sie lagen in dem Beschüttungsmaterial, wohin sie seinerzeit zweifellos absichtlich verbracht worden sind. Über Vermittlung von Herrn cand. phil. Manfred Rupert (Kitzbühel) hat mir Herr Dipl.-Ing. H. K. Rief am 10. 1. 1977 dieses Fundmaterial für eine Bearbeitung und Veröffentlichung freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich darf ihm auch an dieser Stelle dafür aufrichtig danken. Über mein Ersuchen vom 3. 8. 1977 hat die Stadt Kitzbühel am 27. 10. 1977 einen entsprechenden Betrag für die Anfertigung der Objekt-Zeichnungen genehmigt, wofür ich sowohl dem Stadtrat wie auch — besonders — dem Herrn Bürgermeister LA Hans Brettauer zu herzlichem Danke verpflichtet bin. Die Vorlagen zu den Abb. 2—7 hat wieder Herr L. Leitner angefertigt, den Plan zu Abb. 1 verdanke ich der Vermittlung von Herrn M. Rupert.

Über den Fundort Hinterstadt 14 (Abb. 1) berichtet J. Felmayer <sup>1)</sup>, daß „das Haus . . . von 1559 bis 1872 ein Wirtshaus“ war. „1559 und 1585 wird der Wirt Augustin Pergleithner genannt, 1597 Andree Pergleithner, der 1624/25 Bürgermeister war, 1626 dessen Erben, 1644 besaß das Haus der Wirt Leonhardt Seereither, 1649 Wolfgang Lindtner, der 1552 Bürgermeister war“. — „Das dreigeschossige Haus bildet den nördlichen Abschluß der Westflanke der Hinterstadt. Es hat einen ganz unregelmäßig fünfeckigen Grundriß, der sich durch den in der Nordwestecke dem Bauverband eingegliederten Turm ergibt, und ist heute mit diesem und dem Haus No. 16 gemeinsam verdacht,

---

<sup>1)</sup> J. Felmayer, Die profane Baugeschichte der Stadt Kitzbühel, in: Stadtbuch Kitzbühel III, 1970, 71 ff.

wobei die Giebelspitze des Satteldaches noch zu diesem Haus gehört. An der Front sind fünf Fensterachsen in unregelmäßigen Abständen angeordnet. Im Dachgeschoß öffnet sich, etwas nach links aus der Mittelachse gerückt, eine hohe, im Segmentbogen geschlossene Speichertür mit einem über der Sockelzone abgefasten Gewand. Beiderseits sitzen kleine, rechteckige Bodenluken, drei weitere sind darüber gegen die Giebelspitze gerückt." Im Jahr 1620 war das Haus bereits fünfschsig und dreigeschossig und im 2. Obergeschoß an der Südwand des Turmes ist der Fuß eines Erkers aus der 2. Hälfte des 15. Jhs. erhalten. Das Haus wurde vor Anfang des 16. Jhs. an den Turm angebaut und in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. wurde der Baukörper auf seine heutige Ausdehnung erweitert. — Über die Baugeschichte des 15. Jhs. dürften keine Angaben vorliegen, wenn es aber 1559 als Gasthaus benützt wurde, dann deutet dies doch auf ein wesentlich höheres Alter hin. Da 1620 schon die drei Geschosse bestanden, könnte man auch daran denken, daß davor der Dachboden mit dem Deckschutt versehen wurde. Es würde dies bedeuten, daß das im Schutt gelegene Material, die keramischen Reste und die Bruchstücke der Kacheln, noch im vorgeschrittenen 16. Jh. verwendet worden sein könnten. Dies würde gut zu den bekannten Verwendungszeiten für die im Schutt angetroffene Schwarzhafnerei passen, soweit man dies zur Zeit feststellen kann.

## 2. Fundmaterial

1. Zwei, fast aneinander passende Randstücke eines mittelgroßen T o p f e s. Schwarzgrauer, kompakter Ton mit zahlreichen, klein zerteilten Graphitstückchen gemagert. Oberfläche nicht geschlickert, gut geglättet. Innen und außen verkohlte Speisereste. Gesimsartig abgesetzte Schulter, darunter zwei umlaufende schwache Rillen, niederer zylindrischer Hals mit verdicktem, nach außen bogenförmig umgelegten Rand. Auf der Rand-Rundung quer von außen nach innen eingedrückter Töpferstempel, wahrscheinlich ein Kreuz, mitten im Stempel gebrochen. Randkante unterhalb des Stempels etwas ausgelappt. Mdm. ca. 11 cm (Abb. 2/1).

2. Randstück eines mittelgroßen T o p f e s. Schwarzgrauer, kompakter, mit vielen klein zerteilten Graphitkörnchen gemagert Ton, Oberfläche nicht geschlickert, gut geglättet, auf der Außenfläche verkohlte Speisereste. Schulter durch einen schwachen Wulst vom Hals abgesetzt, niederer Hals leicht konkav nach oben verengt, Rand kräftig verdickt, nach außen bis fast an den Hals heran umgebogen. Auf der Rand-Rundung quer gelegener, von oben eingedrückter Töpferstempel (etwa in liegender P-Form), daher keine Randerweiterung unterhalb des Stempels. Mdm. 16 cm (Abb. 2/2).

3. Kleines Bruchstück eines großen T o p f e s. Schwarzgrauer, kompakter, mit vielen klein zerteilten Graphitkörnchen und einigen Quarzitkörnchen gemagert Ton, Oberfläche nicht geschlickert, gut geglättet. Schiefe Schulter, niederer Hals, Rand verdickt und fast bis zur Halswand zurückgebogen. Mdm. ca. 17 cm (Abb. 2/3).



4. Randstück eines T o p f e s. Schwarzgrauer, kompakter, mit vielen Quarzkörnern und wenig zerkleinerten Graphitstückchen gemagerter Ton. Oberfläche gut geglättet, nicht geschlickert. Innen und außen verkohlte Speisereste. Schulter gesimsartig vom Hals abgesetzt, ganz niederer Hals schwach konkav eingezogen, Rand verdickt und bogenförmig nach außen umgelegt. Mdm. ca. 11 cm (Abb. 2/4).

5. Randstück eines sehr großen T o p f e s. Schwarzgrauer, kompakter, mit sehr viel zerkleinerten Graphitstückchen versetzter Ton, Oberfläche nicht geschlickert, gut geglättet. Wand gegen den Rand zu sehr stark verdickt. Rand scharf nach außen fast bis zur Halswand umgebogen. Mdm. ca. 21 cm (Abb. 3/5).

6. Boden-Wandstück eines T o p f e s. Schwarzgrauer, kompakter, mit sehr viel zerkleinerten Graphitstückchen versetzter Ton, Oberfläche nicht geschlickert, gut geglättet, auf ihr Speisereste. Konisch-konvex aufsteigende Wand von der ebenen Standfläche scharf abgesetzt. Stfl. ca. 13 cm (Abb. 3/6).

Bodenstück eines T o p f e s von der Art 6., Wand gut abgesetzt mit Speiseresten. — 4 Wandstücke der gleichen Art.

7. Randstück eines kleinen T o p f e s. Mittelgrauer, kompakter Ton ohne Magerungszusatz, Oberfläche geschlickert, im Schlicker sehr kleine Glimmerblättchen, gut geglättet. Niederer Hals von der Schulter zylindrisch aufsteigend. Rand ganz schwach verdickt und waagrecht etwas ausladend, im Querschnitt annähernd dreieckig. Randoberfläche glatt gestrichen und mit unregelmäßig aneinander gereihten schiefen seichten Kerben versehen. Mdm. ca. 14 cm (Abb. 3/7).

8. Randstück eines H e n k e l g e f ä ß e s. Mittelgrauer, sehr kompakter Ton, kleinst zerteilter Quarzgrus und Glimmerreste als Magerungszusatz verwendet, schwarzgrauer, feiner Schlicker. 2,1 cm hoher Kragenrand, Mundsaum waagrecht abgeschnitten, auf dem Kragenrand ein etwa 4 cm breiter Bandhenkel angesetzt mit deutlichen Verstrichspuren. Topfwandrest schwach konvex. Klingend harter Brand. Mdm. ca. 15 cm (Abb. 3/8).

9. Bodenwandstück eines T o p f e s. Graubrauner, sehr kompakter Ton mit kleinst zerteilten Glimmerresten versetzt, Oberfläche dunkelschwarzbraun geschlickert, klingend hart gebrannt. Wand an der Standfläche scharf abgesetzt und leicht konvexkonisch aufsteigend. Stfl. ca. 13 cm (Abb. 3/9).

10. Bodenwandstück eines T o p f e s. Gelbgrauer, sehr kompakter, mit Quarzkörnchen versetzter Ton. Oberfläche geschlickert, in ihm kleinste Glimmersplitter, gut geglättet. Wand von der Standfläche gut abgesetzt und konisch aufsteigend. Stfl. ca. 12 cm (Abb. 3/10).

11. Bodenwandstück eines T o p f e s. Gelbgrauer, kompakter, mit Quarzitkörnchen versetzter Ton. Oberfläche geschlickert, darin kleine Glimmersplitter, gut geglättet. Wand von der Standfläche scharf abgesetzt und breit konisch aufsteigend, auf der Standfläche Abdrücke eines Holzbrettes. Stfl. ca. 12 cm (Abb. 4/1).

12. Bodenwandstück eines T o p f e s. Mittelgrauer, sehr kompakter Ton mit Spuren kleinster Quarzit- und Glimmersplitter. Oberfläche dunkelblauschwarz geschlickert und sehr gut geglättet. Innenfläche durch ehemaligen Inhalt (?) braun verfärbt, klingend hart gebrannt. Wand von der Standfläche scharf abgesetzt und konisch-konvex aufsteigend. Stfl. ca. 14 cm (Abb. 4/12).

13. Bodenwandstück eines T o p f e s. Dunkelgrauer, sehr kompakter, nicht gemagerter Ton mit vereinzelt kleinsten Quarzkörnchen. Außenfläche gut geglättet, auf der Innenfläche feine Drehrillen. Klingend hart gebrannt. Wand von der Standfläche gut abgesetzt, breit konisch aufsteigend. Stfl. ca. 16 cm (Abb. 4/13).

14. Randstück einer großen konischen S c h ü s s e l. Rötlichgelber, kompakter Ton ohne Magerungszusatz, leicht abblätternnd. Innenfläche und Rand außen graugrün glasiert, Außenfläche nicht geschlickert, aber sehr gut geglättet.

Waagrecht abgeschnittener, im Querschnitt schmaler Kragenrand mit schwacher Querfurche oberhalb der unteren Kante. Leicht angedeutete Schulter mit drei umlaufenden Rillen versehen. Mdm. ca. 28 cm (Abb. 3/14).

15. Randstück eines Kruges. Rotbrauner, kompakter, mit sehr wenig Quarzitkörnchen vermischter Ton. Innenfläche einschließlich Rand dunkelgrün glasiert, Außenfläche nicht geschlickert, aber gut geglättet. Etwa 1,3 cm unterhalb des Hals-Randes ein 3,3 cm breiter Bandhenkel mit verstärkten Rändern angesetzt und waagrecht abstehend. Mdm. ca. 12 cm (Abb. 3/15).

16. Fast zur Hälfte erhaltene Tonplatte. Hellrötlicher, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Platte in Model gepreßt, Unterseite rauh mit eingepreßten Sandresten, Oberseite geglättet, Seitenflächen schwach schief unregelmäßig gebildet mit etwas abgerundeten Kanten. Die Oberseite mit senkrechten, nur schwach eingedrückten Fingerstrichen versehen, darüber dann mit drei Fingern eine Diagonale von links oben nach rechts unten furchig gezogen und über diese dann gleichfalls mit drei Fingern eine schwächer ausgeführte Gegendiagonale angebracht; rekonstr. Länge 32 cm, Breite 24,7 cm, Dicke 1,4 cm (Abb. 7/16).

Dazu noch: 3 größere und 3 kleinere Bruchstücke von gleichen Tonplatten.

17. Fast halbe quadratische Blattkachel. Rotgelber, kompakter, mit Quarzkörnchen versetzter Ton. Rand gesimsartig vorspringend, vergesetztes Blatt mit einer umlaufenden Rippe eingefaßt, die Mitte des Blattes schüsselartig vertieft. Quadratischer, mit abgerundeten Ecken versehener Rumpf (Hinterteil) der Kachel knapp nach dem Ansatz am Kachelrahmen abgebrochen. Kachellänge 22,2 cm, Rahmenbreite 2,8 cm, Blattlänge 17 cm, Schalentiefe 1,8 cm (Abb. 5/17).

18. Eckstück einer gleichen Blattkachel. Gleicher Ton und selbe Ausfertigung. Rumpf knapp nach dem Ansatz am Kachelrahmen abgebrochen (Abb. 5/18).

19. Eckstück einer gleichen Blattkachel. Gleicher Ton und selbe Ausfertigung. Rumpf knapp nach dem Ansatz am Kachelrahmen abgebrochen (Abb. 5/19).

20. Eckstück einer (quadratischen?) Blattkachel. Gelblichroter, ziemlich kompakter, mit Quarzitkörnchen und kleinen Steinchen gemagerter Ton. Blatt im Model gepreßt, Rand gesimsartig vorspringend, vorgesetztes Blatt mit einer umlaufenden Rippe eingefaßt. Quadratischer, mit abgerundeten Ecken versehener, 5,6 cm breiter Rumpf auf die Platte aufgesetzt und mit ihr verschmiert. Rumpf-Rand verstärkt und zweimal gewulstet. Gesamtdicke der Kachel einschließlich Rumpf 8 cm (Abb. 5/20).

21. Eckstück einer (quadratischen?) Blattkachel. Rotgelber, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Blatt in Model gepreßt, Rand gesimsartig vorspringend, vorgesetztes Blatt mit einer umlaufenden Rippe eingefaßt. Quadratischer, mit abgerundeten Ecken versehener, 6 cm breiter Rumpf auf die Kachel aufgesetzt und mit ihr verschmiert. Rand des Rumpfes wulstartig nach innen verstärkt, außen mit zwei Wülsten versehen. Gesamtdicke der Kachel einschließlich Rumpf 8 cm (Abb. 6/21).

22. Kleineres Bruchstück einer Kachel. Rotgelber, kompakter, mit Quarzitstückchen und kleinen Steinchen gemagerter Ton. Kachelform nicht näher bestimmbar, wahrscheinlich quadratisch mit gerundeter Rückseite, auf dieser Gewebeabdruck (Abb. 6/22).

23. Bruchstück einer Blattkachel. Rotgelber, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Grundform der Kachel anscheinend rund mit Gewebeabdruck, auf die Wandaußenfläche ein 2,5 cm hoher Ring mit verdickter Kante aufgesetzt und mit der Wand verschmiert (Abb. 6/23).

24. Großes Bruchstück einer **Rundkachel**. Rotgelber, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen und kleinen Steinchen gemagerter Ton. Wölbungsdurchmesser ca. 20 cm, Basis flach, aber abgebrochen. Auf die Außenfläche eine (quadratische?) Tonleiste aufgesetzt, Rand verdickt und deutliche Spuren des Verschmierens der Leiste mit der Kacheloberfläche. Innerhalb der Leiste diese mit senkrechtem Kammstrich und außerhalb davon mit fünfteiligem, gekreuzt ausgefertigtem Kammstrich versehen. Ränder der Rundkachel abgerundet (Abb. 6/24).

25. Großes Eckstück einer **Schüsselkachel**. Durch Hitzeeinwirkung hellgrau geworden kompakter, mit Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Oberfläche geschlickert, im Schlicker zahlreiche kleinste Glimmersplitter. Rand waagrecht abgeschnitten, auf der Wand darunter zwei parallele flache Wellenlinien eingerissen (Abb. 4/25).

26. Kleines Eckstück einer **Schüsselkachel**. Dunkelgrauer, kompakter, mit Quarzitkörnchen gemagerter Ton, vereinzelte Glimmersplitter sichtbar. Auf der Außenwand unterhalb des waagrecht abgeschnittenen Randes drei parallele breite Furchen (Abb. 4/26).

27. Eckstück einer **Schüsselkachel**. Dunkelgrauer, sehr kompakter, durch Hitzeeinwirkung stellenweise hellgrau gewordener Ton mit ganz kleinen Glimmersplittern (Abb. 4/27).

28. Kleines Eckstück einer **Schüsselkachel**. Dunkelgrauer, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Auf der Außenfläche unterhalb des waagrecht abgeschnittenen Randes zwei tief eingerissene parallele Furchen (Abb. 4/28).

29. Kleines Eckstück einer **Schüsselkachel**. Grauer, kompakter, mit Kalkgrus versetzter Ton. Unterhalb des waagrecht abgeschnittenen Randes auf der Außenfläche fünf seichte parallele Rillen (Abb. 4/29).

30. Sehr kleines Randstück einer **Schüsselkachel**. Grauer, kompakter, mit Quarzitkörnchen und kleinsten Glimmersplittern gemagerter Ton. Auf der Außenfläche unterhalb des waagrecht abgeschnittenen Randes zwei seichte umlaufende Rillen (Abb. 4/30).

31. Sehr kleines Eckstück einer **Schüsselkachel**. Dunkelgrauer, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Knapp unterhalb des waagrecht abgeschnittenen Randes zwei umlaufende Rillen (Abb. 4/31).

32. Größeres Randstück einer **Schüsselkachel**. Mittelgrauer, kompakter, mit viel Quarzitstückchen gemagerter Ton, Oberfläche geschlickert, darin kleine Glimmersplitter. Rand nach innen etwas keilförmig verdickt, unterhalb des Randes außen schwach eingerissene umlaufende Rillen (Abb. 4/32).

33. Kleines Randstück einer **Schüsselkachel**. Dunkelgrauer, kompakter, mit viel Quarzitkörnchen gemagerter Ton. Rand nach innen keilförmig verdickt, Außenfläche mit waagrechten, seichten Fingerfurchen versehen (Abb. 4/33).

34. Kleines Randstück wahrscheinlich einer **Schüsselkachel**. Graubrauner, kompakter, mit Kalkgrus gemagerter Ton, Rand schwach verdickt. Außenfläche glatt. Innenfläche mit waagrechten, seichten Rillen versehen (Abb. 4/34).

### 3. Fundauswertung

Im Vordergrund des Interesses stehen hiebei die beiden Topf-Randstücke mit Töpfermarke, u. zw. das Stück Nr. 1 (Abb. 2/1), das fast mitten in der Marke gebrochen ist, sowie das Stück Nr. 2

(Abb. 2/2). Die Marke auf dem Randstück Nr. 1 ist von außen nach innen eingedrückt worden, sie dürfte ein einfaches Kreuz darstellen, ein zugehöriger Balken ist nicht zu sehen. Eine wahrscheinlich gleiche, verhältnismäßig kleine Marke konnte Herr M. Rupert im Spätsommer 1976 auf einem Randstück eines kleinen, mit aufbereitetem Graphit gemagerten Topfes nachweisen, den er im Abraum des Neubaus Tiefenbrunner gesichert<sup>2)</sup> hat. Die Marke entspricht auch jenen beiden Belegen aus Kitzbühel-Vorderstadt 23, die gleichfalls der Aufmerksamkeit von Herrn M. Rupert zu verdanken sind<sup>3)</sup>. Besonders interessant ist das Randstück Nr. 2 mit der von oben her eingedrückten Buchstabenmarke, die als P gelesen werden darf. Gleich dem Randstück Nr. 1 ist auch Nr. 2 wegen des in ihnen festgestellten aufbereiteten Graphitzusatzes als aus dem Passauer bzw. Hafnerzeller Töpferbereich kommend zu bezeichnen. Die gleiche Buchstabenmarke P gibt es in dem dortigen Material vom Grenzbereich Passau—Österreich<sup>4)</sup>, u. zw. nach H. Rauscher auf den Henkeln von Krügen. Aus dem gleichen Fundbestand kennt man neben dem P auch noch die Kombinationen AP, HP, IP, MP, OP und PS, wobei es noch nicht geklärt sein dürfte, ob P auf „Passau“ zu beziehen ist oder ob die Buchstaben als eine Vor- bzw. Frühform der Buchstabenstempel des 16. und 17./18. Jhs. anzusehen sind. Für eine solche Annahme spräche der Nachweis anderer Buchstabenkombinationen in dem gleichen Material, u. zw. von AA, AS, GH, FI, GL, GM, HE, HR, HS, IK, IM, IS, MG, MP, MS und TH. Damit ist auch die Frage der zeitlichen Zuordnung einer solchen gestempelten Ware verbunden. Die sowohl formenmäßig wie technologisch gleichartige Ausfertigung der beiden Kitzbüheler Stücke Nr. 1 und 2 spräche für eine allgemeine Zeitgleichheit, die man aber eher im vorgeschrittenen 16. als im späten 15. Jh. wird anzusetzen haben. In die gleiche Erzeugungsreihe wie die Randstücke Nr. 1 und 2 sind dann noch die Randbruchstücke Nr. 3, 4 und 5 (Abb. 2/3, 4: 3/1) zu stellen. Sie stammen von großen Gefäßen und belegen neuerlich die Verwendung Hafnerzeller Graphitware als Kochgeschirr. Die auf dem Randstück Nr. 1 noch erhalten gebliebenen dik-

<sup>2)</sup> Es ist zu bedauern, daß man diesen Geländearbeiten keine ausreichende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die wenigen Proben, die Herr M. Rupert bergen konnte, lassen nicht bloß einen umfangreichen, sondern auch einen gegenständlich interessanten Bestand vermuten, der nun für die heimische Forschung verloren ist. Der „Fall Tiefenbrunner“ erweist die Notwendigkeit einer von der Stadt Kitzbühel selbst initiierten Bodendenkmalpflege sowie einer fachlich verankerten kulturhistorischen Forschungsarbeit.

<sup>3)</sup> R. Pittioni, Keramisches Fundgut aus der Stadt Kitzbühel. ÖZV 31 (80), 1977, 213 ff., Abb. 2/1.2.

<sup>4)</sup> H. Rauscher, Hafnerzeichen aus dem Raum Passau. Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch f. Geschichte, Kunst und Volkskunde 12, 1970, 309 ff., Nr. 139 auf S. 318.

ken verkohlten Speisereste sind unverkennbare Zeugen dafür<sup>5)</sup>. Wenn J. Felmayer für die zweite Hälfte des 16. Jhs. einen Gasthausbetrieb im Haus Hinterstadt 14 nachweisen kann, so paßt dies sehr gut zu den aus den Fundstücken ableitbaren Ergebnissen. Zu Kochtöpfen gehören wohl auch die noch vorhandenen Boden- und Wandstücke, wie z. B. die Nr. 6 (Abb. 3/6). Sie sowie die bis jetzt sonst noch aus Kitzbühel und Jochberg bekannt gewordenen Randstücke gleicher Art<sup>6)</sup> erweisen eine bevorzugte Verwendung von Passauer Schwarzhafnerei in den Küchen der bäuerlichen sowie der kleinbürgerlichen Haushalte.

Daneben gibt es aber auch noch Schwarzhafnerei anderer Herkunft. Hieher gehören die Randstücke Nr. 7 (Abb. 3/7) und Nr. 8 (Abb. 3/8) sowie die Bodenstücke von Töpfen Nr. 9—13 (Abb. 3/9, 10; 4/11-13). Das Randstück Nr. 7 zeigt allein durch die Art der Randbildung eine andere Orientierung an als jene der Hafnerzeller Töpfer. Sie ergibt sich vor allem durch das Glattstreichen des Randes und die darauf angebrachten Kerben. Im Schlicker der Außenfläche sind ganz kleine Glimmersplitter enthalten. Glimmer gibt es in der Grauwackenzone Kitzbühels nicht, er dürfte aber auch kaum in glimmerhältigen Geschieben des Würmglazialen Moränenbestandes so reichlich vorkommen, daß er als Verwitterungsprodukt im Kitzbüheler Bereich unschwer zu finden war. Man wird daher an eine Werkstatt zu denken haben, die sich im Nachbarbereich der Tauern befunden hat, wo in den Verwitterungserden auch Glimmer vorhanden gewesen sein wird. Von Kitzbühel aus gesehen käme für den Standort einer solche Tone verwendeten Hafner-Werkstätte entweder Mittersill oder vielleicht auch Zell am See in Betracht, deren Erzeugnisse unschwer über den Paß Thurn zum Verwendungsort gebracht worden sein werden. Daß man den Ton nach Kitzbühel geschafft hätte, ist sicherlich weniger wahrscheinlich, weil zu kostspielig und auch zu riskant. Denn jeder Brand hat nicht so funktioniert, daß er nur ausgezeichnete Ware geliefert hätte. Fehlbrände aber wären bei einem so weit hinzu gebrachten Rohstoff viel zu teuer gekommen. Auch für das Randstück Nr. 8 (Abb. 3/8) wird man eine Herkunft aus dem Pinzgauer Bereich anzunehmen haben. Gleich dem Randstück Nr. 7 gehört es wohl ebenfalls dem späten 15. bzw. dem frühen bis mittleren 16. Jh. an. Das Randstück Nr. 9 enthält dann noch dazu beigemengte Quarzitkörnchen, die die angenommene Herkunft noch plausibler machen würden. Allerdings muß in diesem Zusammenhang doch auch betont

---

<sup>5)</sup> Herr Dozent Dr. W. Kiesel (Analytisches Institut der Universität Wien) hat freundlicher Weise verkohlte Speisereste zur Untersuchung übernommen.

<sup>6)</sup> R. Pittioni, Passauer Schwarzhafnerei in Österreich, ein Beitrag zum Keramikhandel des 15. bis 17. Jhs., Österr. Akademie d. Wiss., phil.-hist. Kl. Anzeiger 114, 1977, 93 ff., Nr. 2 c, d sowie die Anm. 2 und 3.

werden, daß Quarzit allein nicht herkunftsweisend verwendet werden kann, da er bekanntlich als Gangmasse im gesamten Kitzbüheler Bergbaubereich anzutreffen ist und daher ohne Mühe gewonnen werden kann. Da die Bodenwandstücke gleichfalls Glimmersplitter enthalten, wird man auch sie auf eine Pinzgauer Hainerwerkstätte beziehen dürfen. Sie sind zeitlich gleichfalls dem 15. und 16 Jh. zuzuordnen.

Wesentlich jünger sind die Randstücke einer großen Schüssel Nr. 14 (Abb. 3/14) und eines Kruges Nr. 15 (Abb. 3/15), wie sich allein schon aus der Form, aber auch aus der Glasur ergibt. Der Ton der beiden Bruchstücke enthält keine Beimengungen, die für ein bestimmtes Herstellungsgebiet sprächen. Eine Herkunft aus Kitzbühel selbst läßt sich mangels entsprechender Bodenfunde, die mit den dortigen Hafnern in Verbindung gebracht werden könnten<sup>7)</sup>, nicht nachweisen. Doch ergäbe sich gerade bei dieser Frage eine wichtige Aufgabe für eine gelenkte Stadt-Bodenforschung, um eventuell noch vorhandenes Material vor der Zerstörung zu retten. Für die beiden Randstücke wird man eine Zuordnung zum 17. Jh. anzunehmen haben, ohne aber ein Weiterverwenden solch einfacher Gefäßtypen bis ins 18. Jh. verneinen zu wollen.

Neben den mehrfach nachgewiesenen Resten an Passauer Schwarzhafnerei fallen in dem vorliegenden Fundbestand die zahlreichen Kachelbruchstücke auf. In den Rahmen des geläufigen und weit verbreiteten Bestandes gehören die verhältnismäßig kleinen Eckstücke von Schlüsselkacheln Nr. 25—31 (Abb. 4/25—31). Die Stücke Nr. 25 bis 28, 30 und 31 bestehen aus einem dunkelgrauen, kompakten Ton, in den Quarzitkörnchen und Glimmersplitter eingemischt sind. Eine Herkunft aus den oben angenommenen Pinzgauer Hafnereien wäre daher in Betracht zu ziehen. Hingegen ist das Randstück Nr. 29 mit Kalkgrus gemagert, weshalb man an eine Erzeugung im Umkreis des Wilden Kaiser denken könnte. Ob hierfür St. Johann oder Kufstein in Betracht käme, muß unentschieden bleiben. Formenkundlich bieten die Randstücke Nr. 25—31 keine Besonderheiten, hingegen fallen die drei Randstücke Nr. 32—34 (Abb. 4/32—34) wegen ihrer dünnen Wand auf. Würden hier nicht die Spuren einer scharfen Bugkante zu erkennen sein, wäre eine formenkundliche Zuordnung dieser kleinen Bruchstücke kaum möglich. Die Magerung der Randstücke Nr. 32

---

<sup>7)</sup> Nach E. Moser, Kitzbüheler Hafner, Tiroler Heimatblätter 29, 1954, 110 ff., sind folgende Hafnerbehausungen für Kitzbühel nachgewiesen: Ehrenbachgasse 18 (wo auch Hans Resch gearbeitet hat), Florianigasse 17 und Florianigasse 11. Ob der bekannteste Kitzbüheler Hafner Hans Resch den Ofen im Hause Hinterstadt 14 aufgestellt hat, wird sich kaum mehr feststellen lassen, die von ihm bekannten Daten dürften aber nicht dagegen sprechen. Gleichzeitig mit ihm haben Hieronymus Altenhofer, David Haizmann und Michl Zeller in Kitzbühel gearbeitet.

und 33 spricht für eine Herkunft aus dem Pinzgauer Bereich, jene der Nr. 34 wieder aus dem Umkreis des Wilden Kaiser. Daß die Schüsselkacheln dem 14. und 15. Jh. angehören, ist zu bekannt, um weiter belegt werden zu müssen.

Formenkundlich wesentlich interessanter sind die Kachelbruchstücke Nr. 17—24 (Abb. 5/17—20; 6/21—24); sie sind bis jetzt noch nicht im Kitzbüheler Raum nachgewiesen. Es handelt sich bei den Stücken Nr. 17—22 um quadratische Blattkacheln von beachtlicher Größe und bester Ausfertigung mit einem kegelförmigen oder mit einem zylindrischen Rumpf, wie Zd. Smetánka den rückwärtigen, aus der Schüssel entstandenen Kachelbestandteil bezeichnet<sup>8)</sup>). Die mit einem niederen zylindrischen Rumpf versehenen Kachel werden von ihm Rahmenkachel genannt, wobei dann aber der ursprünglich in das Ofeninnere gerichtete Hinterteil der Kachel nach vorne gedreht und der so entstandene Rahmen als Verzierung verwendet wurde. Nur so sind die beiden Bruchstücke Nr. 23 und 24 (Abb. 6/23, 34) zu erklären, da deren Innenfläche die bei der Anfertigung der Kacheln zurück gebliebenen Gewebeabdrücke aufweist. Die delienartige Vertiefung auf der Vorderseite der Blattkacheln von der Art Nr. 17—21 dient wahrscheinlich der Oberflächenvergrößerung und gleichzeitig auch der Verzierung der einzelnen Kachel. Vielleicht wird man auch für die Stücke Nr. 20—22 die gleiche Ausfertigung annehmen dürfen. Ihnen gegenüber ist das Stück Nr. 24 durch die Strichdekoration ausgezeichnet, die ihm aber ein etwas rustikales Aussehen verleiht. Wo die Kacheln Nr. 17—23 hergestellt wurden, ist kaum festzustellen, da die geringe Magerung mit Quarzitkörnchen u. U. auch im Kitzbüheler Bereich möglich ist.

Über die zeitliche Zuordnung der Kitzbüheler Blattkacheln kann man nur eine Vermutung aussprechen. Wenn sie technologisch aus den Schüsselkacheln abzuleiten sind, dann wird man sie dem späten 15. und dem 16. Jh. zuweisen können. Zd. Smetánka glaubt für die böhmischen Blattkacheln eine intensive Herstellung für die 2. Hälfte des 15. Jhs. annehmen zu dürfen<sup>9)</sup>). Die früher genannten Daten über die als Wirtsleute nachgewiesenen Besitzer des Hauses Hinterstadt 14 würden auf das 16. Jh. verweisen und sogar auch die Verwendung der Kacheln in einem großen, die Wirtsstube wärmenden Ofen andeuten.

Auf diese Wirtsstube würden nämlich auch noch die Reste der Tonplatten Nr. 16 (Abb. 7/16) hinweisen. Die an ihnen festzustellenden Quarzitkörnchen könnten eine Kitzbüheler Hafnerei andeuten, wenn der Quarzit aus der Gangmasse der Kupfererzlagerstätten stammt.

<sup>8)</sup> Zd. Smetánka, K morfologii Českých středověkých kachlů, Památky archeol. 60, 1969, 228 ff., Abb. 1 5/6 und 15/7.

<sup>9)</sup> A. o. O., S. 264.

Die über 30 cm langen Tonplatten sind in Model gepreßt, mit der Fingerstrichrauhung verziert, aber nicht glasiert worden. Dies spräche dafür, daß man die Saugwirkung der Platten ausgenützt, die schwache Reliefierung der Oberfläche auch für eine leichtere Reinigung benützt hat. Deshalb wäre es naheliegend, die Tonplatten als Bodenfliesen anzusprechen, die sich in einer Wirtsstube wahrscheinlich wesentlich besser gewährt haben könnten als ein sehr mühevoll zu reinigender Holz-Bretterboden. Allerdings kann es sich bei einer solchen Interpretation nur um eine — wohl plausible — Vermutung handeln, da es meines Wissens bis jetzt keine Entsprechungen zu solchen Tonplatten gibt. Die Tatsache, daß die fingerstrichverzierte Oberfläche des fast ganz erhaltenen Stückes keine irgendwie gearteten Abnutzungsspuren aufweist, erklärte sich leicht dadurch, daß es aus solchen Teilen der ehemaligen Wirtsstube stammt, die nicht allzu sehr durch die Besucher abgenützt wurden, wie etwa in Ecken oder unter der Ofenbank, die es sicher rund um den schönen Kachelofen gegeben haben wird.

Korrekturnote: Das Ergebnis der chemischen Untersuchung der vom Randstück Nr. 1 abgelösten verkohlten Kochreste wird im Zusammenhang mit 2 Analysen von gleichem Material aus dem Fundbestand von Oberrain in Unken veröffentlicht werden. — Die mir im Sommer 1978 von Herrn Dipl.-Ing. H. K. Rief übergebenen weiteren Funde werden nach ihrer Bearbeitung nachgetragen werden. Die mit ihnen gemeinsam festgestellten zahlreichen Reste von Schüsselkacheln sind bekannt genug, um noch eigens vorgelegt werden zu müssen.





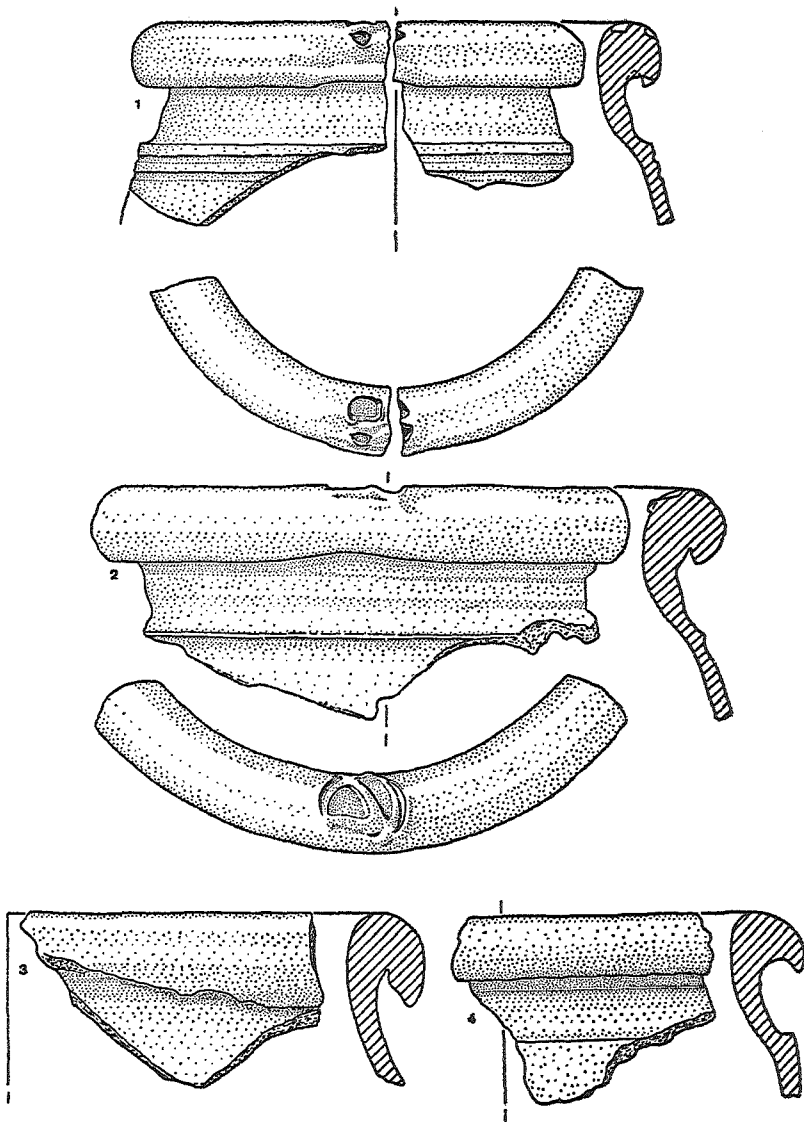


Abb. 2 Kitzbüchel, Hinterstadt 14 —  $\frac{1}{2}$  nat. Größe

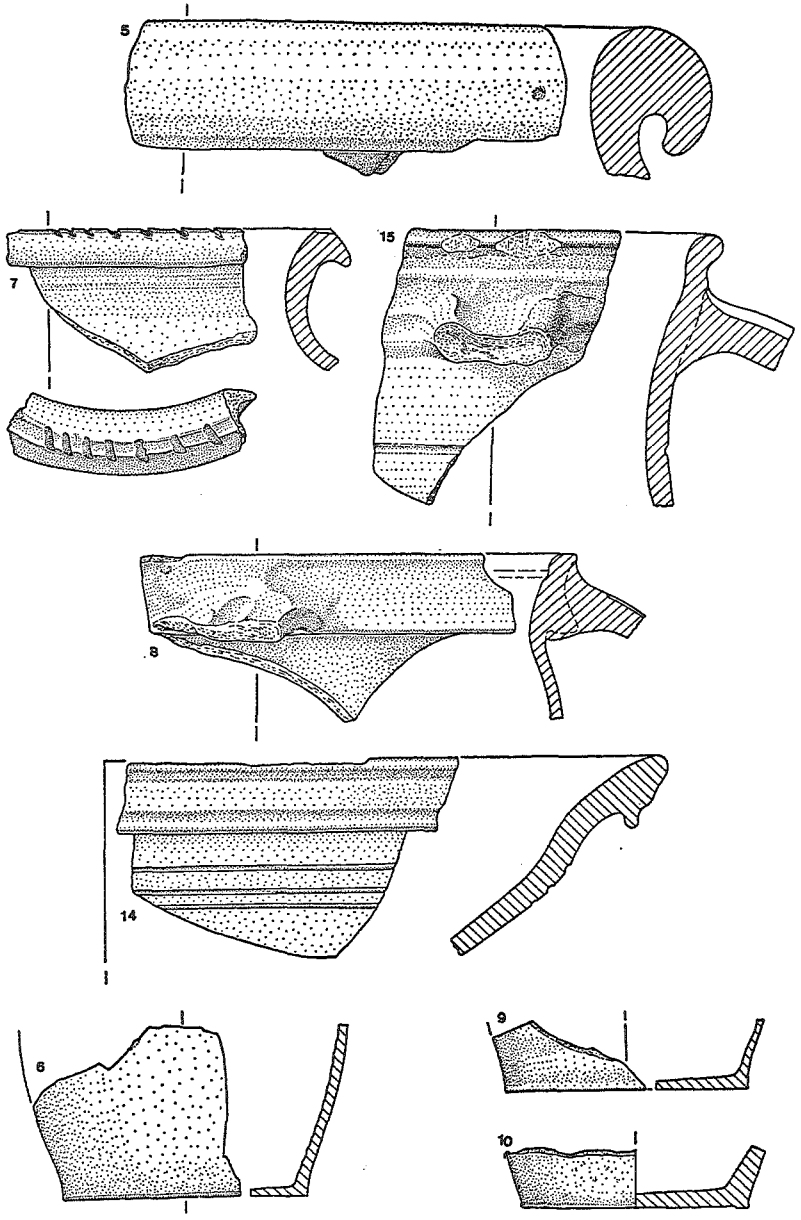


Abb. 3 Kitzbühel, Hinterstadt 14 — 6, 7, 8, 14, 15  $\frac{1}{2}$  nat. Größe,  
6, 9, 10  $\frac{1}{4}$  nat. Größe

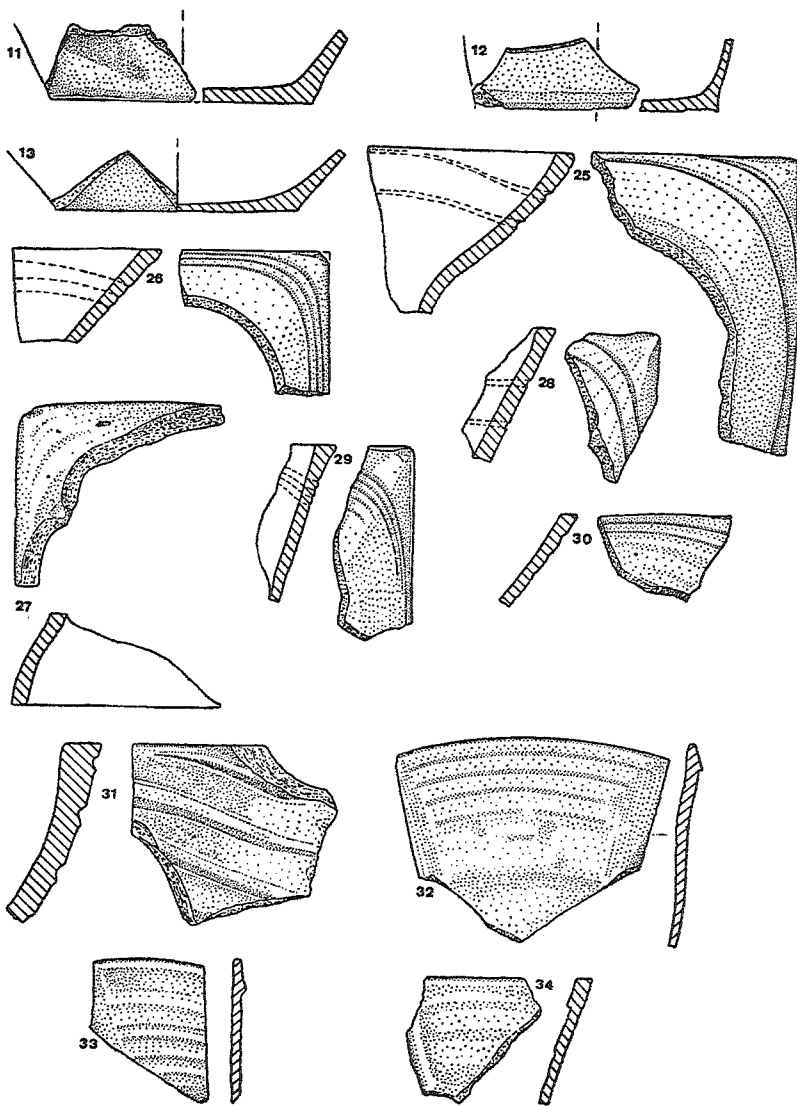


Abb. 4 Kitzbühel, Hinterstadt 14 —  $\frac{1}{2}$  nat. Größe

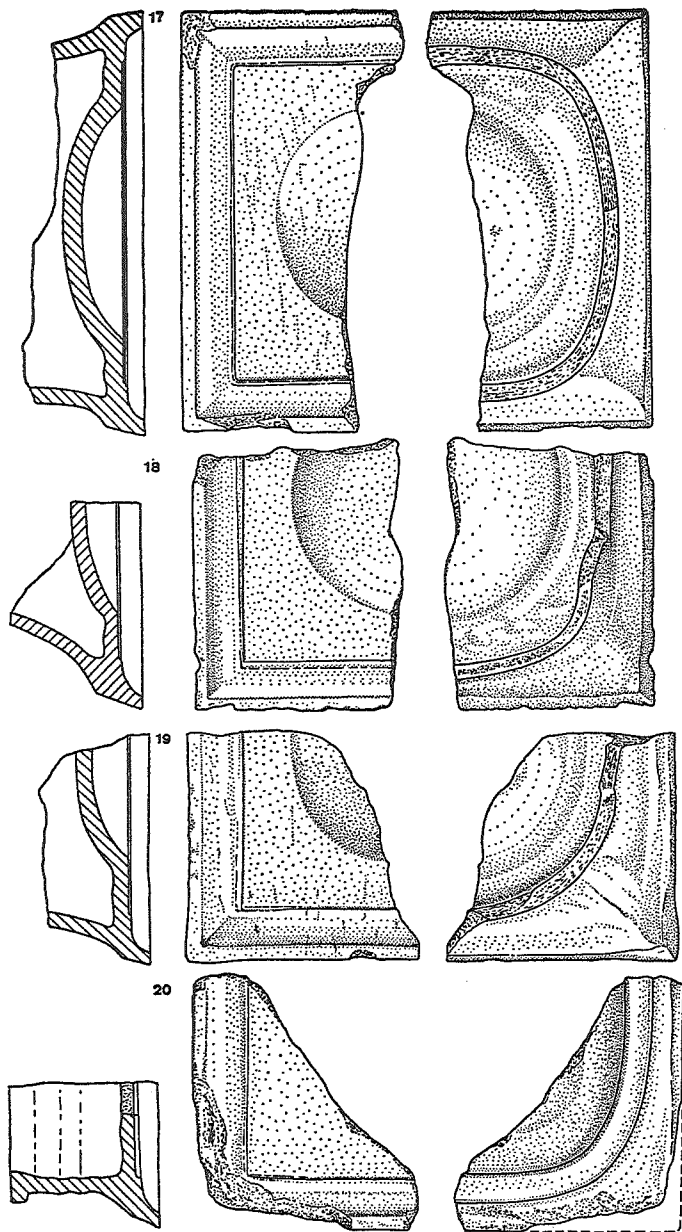


Abb. 5 Kitzbühel, Hinterstadt 14 —  $\frac{1}{2}$  nat. Größe

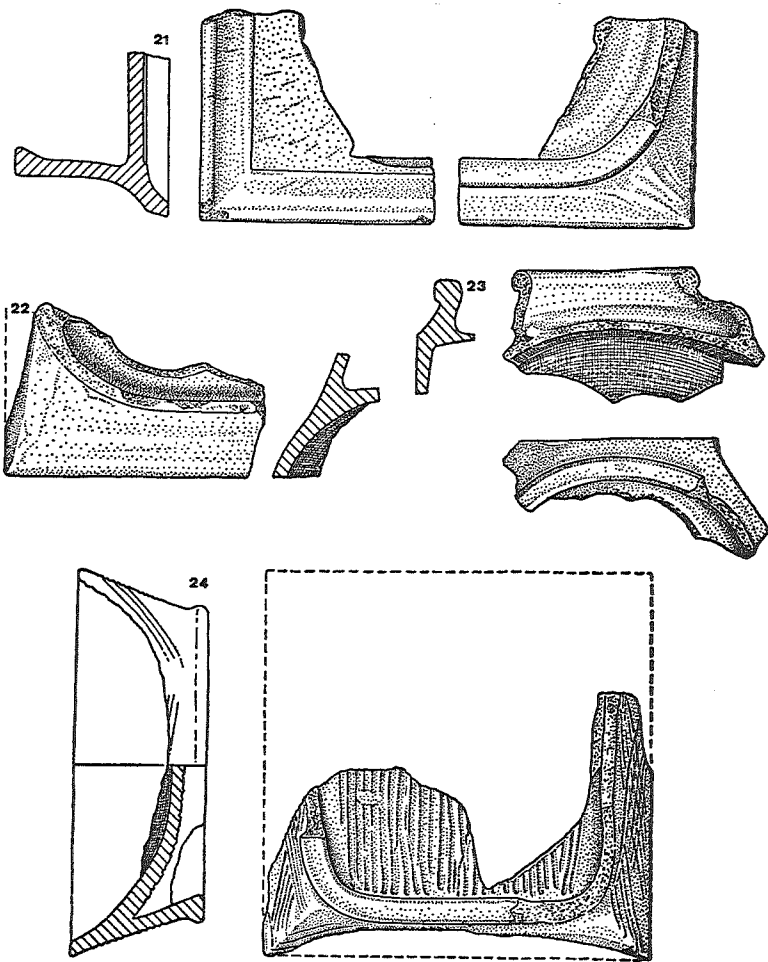


Abb. 6 Kitzbühel, Hinterstadt 14 — 1/2 nat. Größe

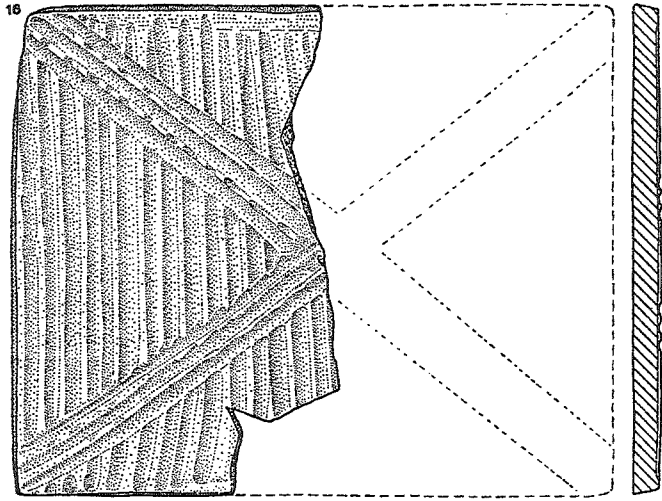


Abb. 7 Kitzbühel, Hinterstadt 14 —  $\frac{1}{4}$  nat. Größe

## Ein Glücksbrief von 1978 in englischer Sprache

Von Linda Schuller

Glücksbriefe erhalte ich — möglicherweise als Folge des Kontaktes mit einem in mancher Beziehung prädisponierten Personenkreis — alle paar Jahre einmal<sup>1)</sup>. Der jüngste enthält wie alle eine Berufung auf einen Mittler zu außerirdischen Mächten, hier einen Missionar, Glücksverheißung für den Fall, daß man die Kette nicht unterbricht und Drohungen — auch die Schilderung von Todesfällen — für denjenigen, der die Sache nicht ernst nimmt, den Brief nicht weiterleiten will oder nicht fortzusetzen wagt. Auch den Gefahren eines Krieges ausgesetzte Empfänger, weit von zu Hause lebende Militärs etc., werden — wie meist in solchen Fällen — erwähnt. Am Geist des Kettenbriefes hat sich nichts geändert. Neu an diesem Exemplar ist das Erscheinungsbild — um seinetwillen möchte ich hier berichten; sozusagen unter dem Motto „Technik und Automatisierung“, weltweites Wirkungsvermögen und selbstbewußt abgelegte natürliche Scheu haben durchaus nicht Aufgeklärtheit zur Folge.

Es handelt sich bei dem Glücksbrief, den ich am 4. Mai 1978 mit einem Wiener Aufgabestempel erhielt, nicht wie bislang um eine handgeschriebene, bittliche Aufforderung zum dreimaligen Abschreiben. Die Anregung hat mehr fordernden Charakter, ist maschingeschrieben, mechanisch vervielfältigt, befiehlt zwanzigfache Weiterleitung, was immerhin derzeit ein Porto von 60 Schillingen kosten würde, beruft sich auf Südamerika, ist in der weltweit verständlichen englischen Sprache gehalten . . . Wie wir heute eventuell die Heimatfilme aus dem Westen Nordamerikas und die Unterhaltungsmusik aus dem Inneren Afrikas beziehen, so genügt auch ein Glücksbrief mit Berufung auf Maria Zell nicht mehr. Und das, glaube ich, ist ein volkswundlich interessantes Phänomen.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Linda Schuller, Ein Glücksbrief anno 1970 in der Großstadt (ÖZV XXIV/73, 1970, S.229 f.).



Nun der erwähnte Brief im Wortlaut des Originals:

**TRUST IN THE LORD WITH ALL HEART AND HE WILL ACKNOWLEDGE AND HE WILL LIGHT THE WAY.**

This prayer has been sent to you for good luck. The original is from the Netherland. It has been around the world nine time. The luck has been brought to you, you are to receive good luck within four days of receiving this letter. **THIS IS NO JOKE**, you will receive it in the mail. Send copies of this letter to people you think need luck. Do not send money. Do not keep this letter. It must leave you within 96 hours after you receive it. An RAF officer received US\$ 70.000. Don Ellit received US\$ 50.000 but lost it because he broke the chain. While in the Phillipines General Welsh lost his life six days after he received this letter. He failed to circulate the prayer, however before his death, he received US\$ 775.000.

Please send 20 copies and see what happens to you on the fourth day. This chain comes from Venezuela and was written by St. Anthony de Cardif, a missionary from South America. Since this chain must make a tour of the world, you must have 20 copies identical to this and send them to your friends, parents and acquaintancies. After a few days you will get a surprise. This is true even if you are not superstitious. Take note of the following.

Constanince Diaz received the chain in 1955, he asked his secretary to make 20 copies and send them. A few day later he won a lottery of US\$ 1,000.000 in this country Coleo Grant, on office employee received the chain but forget it and in a few days he lost his job. He found the chain and send it to 20 people. Five days later he got an even better job. Davis Mac Donald received this chain, not believing he threw it away, nine days later he died.

For no reason what so ever, shall this chain be broken.

# Chronik der Volkskunde

## Verein für Volkskunde 1977

Die Ordentliche Generalversammlung 1977 des Vereins für Volkskunde in Wien fand statutengemäß am Freitag, dem 31. März 1978, um 17 Uhr im Festsaal der Hochschule für Musik und darstellende Kunst, Wien I, Johannesgasse 8, statt. Die Beteiligung von Vereinsmitgliedern aus Wien und aus den Bundesländern war wie in den vorangegangenen Jahren wiederum erfreulich zahlreich. Auf Grund der im Nachrichtenblatt des Vereins für Volkskunde fristgerecht veröffentlichten Tagesordnung wurden folgende Punkte behandelt und abgestimmt: 1. Jahresbericht 1977 des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien sowie der Arbeitsgemeinschaften des Vereins, 2. Kassenbericht 1977, 3. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern und 4. Allfälliges.

### 1. Jahresbericht des Vereins und des Österreichischen Museums für Volkskunde sowie der Arbeitsgemeinschaften des Vereins für das Jahr 1977

#### A. Verein für Volkskunde in Wien

##### a) Mitgliederbewegung

Der Mitgliederstand des Vereins für Volkskunde in Wien ist mit Jahresende 1977 auf 690 angestiegen, was bei insgesamt 45 Neuanmeldungen und 25 Abgängen (9 Todesfälle, 5 Austritte, 11 Streichungen wegen mehr als dreijährigen Zahlungsrückstandes) einen reinen Zuwachs von 20 Mitgliedern gegenüber dem Stand zu Ende des Jahres 1976 bedeutet.

Der Vereinspräsident gedachte zu Beginn der Ordentlichen Generalversammlung der im Jahr 1977 verstorbenen Mitglieder, zu deren ehrenden Andenken sich die Teilnehmer an der Generalversammlung zu einer Schweigeminute von ihren Sitzen erhoben hatten: Prof. Dr. Josef B u c h i n g e r, Wien (seit 1957), Dr. Maria C a p r a, Wien (1957), Rudolf E s t e r, langjähriger Rechnungsprüfer des Vereins für Volkskunde in Wien (1954), Prof. Dr. Wilhelm H u d i t z, Berndorf, NÖ. (1955), Dr. Anton Adalbert Klein, Graz (1954), Georg Franz K o l l e r, Wien (1973), Anna S c h ö p f l e u t h n e r, Wien (1968), Emilie W a l d s t ä t t e n, Wien (1954), Dr. Hertha W o l f - B e r a n e k, Gießen/BRD (1969).

##### b) Vereinsveranstaltungen

Während der zehn Arbeitsmonate des Jahres 1977 hat der Verein insgesamt 14 öffentliche Veranstaltungen wissenschaftlichen und volksbildnerischen Charakters durchgeführt. Der Besuch der 6 wissenschaftlichen Vorträge, 3 Vorführungen von volkskundlichen Filmdokumenten, 2 Studienfahrten und 3 Ausstellungseröffnungen mit einführenden Vorträgen war durchschnittlich gut und in mehreren Fällen sogar ausgezeichnet. Die Vortragenden und ihre Themen waren im einzelnen:

21. Jänner 1977: Vortrag von Wiss. Oberrat Dr. Klaus B e i t l (Wien), „Die wiedergefundene Volkskunde. Bericht von einer Studienreise im Sommer 1975 zu den Stätten der volkskundlichen Sammlung und Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere zum neueröffneten Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin“;

4. Februar 1977: Vortrag von Dr. Helga Thiel (Wien), „Aus der Lebenswelt des Faschings, mit Tonbeispielen aus dem Österreichischen Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften“;

18. März 1977: Ordentliche Generalversammlung 1977 mit Beglückwünschung des Vereinspräsidenten WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt zu seinem 65. Geburtstag durch Univ.-Prof. Dr. Richard Pittioni und Fernsehfilm-Erstaufführung „O du mein Österreich! Ein Museum stellt sich vor: Das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien“ mit einem Einführungsvortrag von Univ.-Prof. Dr. Ingeborg Weber-Kellermann (Marburg/Lahn);

27. April 1977: gemeinsam mit der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Vortrag und Erstaufführung des wissenschaftlichen Filmdokuments von Museumsdirektor i. R. WHR Dr. Franz Koschier (Klagenfurt), „Der Hüttenberger Reifentanz“;

7. Mai 1977: WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien), Eröffnungsführung durch die Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde „Alte Volkskunst aus dem Egerland“;

11. Mai 1977: Vortrag gemeinsam mit dem Wiener Goethe-Verein von WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt (Wien), „Alte Volkskunst aus dem Egerland“;

27. Mai 1977: Vortrag von Frau Dr. Hertha Wolf-Beraneck (Gießen), „Die Sudetendeutsche Volkskunde seit 1918“;

3. Juni 1977: 36. Studienfahrt in die Wachau mit Besichtigung der Ausstellung „Kunstschatze aus Niederösterreich“ in der Minoritenkirche Krems-Stein und zum Sommerfest des Vereins für Volkskunde auf Schloß Gobelsburg bei Langenlois mit Verleihung der Michael Haberlandt-Medaillen an... und Eröffnung der Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde im Schloßmuseum Gobelsburg „Wegkreuze und Bildstöcke im Umkreis von Gobelsburg“;

17. September 1977: 37. Studienfahrt nach Linz und Amstetten zum Besuch der Ausstellung „Baiernzeit in Oberösterreich“ im Oberösterreichischen Landesmuseum unter Führung von Direktor WHR Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp (Linz) unter des Mostviertler Bauernmuseums in Amstetten-Gigereith unter Führung von Frau Dr. Leopoldine Pelzl und Herrn Distelberger (Amstetten);

26. Oktober 1977: Museumsführungen anlässlich des „Tages der offenen Tür der Bundesmuseen in Wien“ (Nationalfeiertag) von Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl, „Möbelstuben“, Dr. Franz J. Grieshofer, „Alte Volkskunst aus dem Egerland“, und Dr. Klaus Gottschall, „Religiöse Volkskunst“;

4. November 1977: Filmvorführung von Reg.-Rat Karl Merhaut (Salzburg), „Salzburger Brauchtum im Herbst (Almabtrieb, Rangeln in Eschenau, Allerheiligen, Leonhardritt in Irrsdorf)“ und „Brauchtum in den Adventwochen bis zum Weihnachtsabend“;

25. November 1977: Vortrag von Oberstudienrat Alfred Höck (Marburg/Lahn), „Tiroler Bauhandwerker und Händler in Hessen (ca. 1650—1800). Ein Kapitel aus der volkskundlichen Mobilitätsforschung“ mit Lichtbildern;

2. Dezember 1977: Vortrag von Ing. Hermann Heidecker (Wien), „Weihemünzen österreichischer Gnadenstätten“ mit Lichtbildern;

15. Dezember 1977: Feierliche Verabschiedung von WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde nach mehr als 30 Jahren Dienst (seit 1946) und Überreichung der von einer Arbeitsgemeinschaft veröffentlichten „Leopold Schmidt-Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus den Jahren 1930 bis 1977“ (siehe Punkt c des vorliegenden Berichtes) mit Ansprachen des Vizepräsidenten und Generalsekretär des Vereins für Volkskunde, Museumsdirektor WHR Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp und Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl.

### c) Vereinspublikationen

Das Hauptgewicht des Arbeits- und Geldaufwandes des Vereins für Volkskunde lag auch im Jahr 1977 bei der redaktionellen und verlegerischen Betreuung der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“, deren XXXI. Band der Neuen Serie und 80. Jahrgang der Gesamtreihe im Berichtsjahr erschienen ist. Die Tatsache, daß dieses zentrale wissenschaftliche Fachorgan der österreichischen Volkskunde und trotz der verhängnisvollen politischen und wirtschaftlichen Einbrüche der beiden Weltkriege mit nur zwei kurzen Unterbrechungen seit 1896 regelmäßig betreut und im vergangenen Jahr im 80. Jahrgang vorgelegt werden konnte, wurde von Bundesminister für Wissenschaft und Forschung Dr. Hertha Firnberg in einem persönlichen Schreiben an den Verein besonders gewürdigt. Die Schriftleitung der Zeitschrift wird auch nach dem Ausscheiden von WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt aus dem aktiven Museumsdienst weiterhin in seinen Händen liegen.

Die Zeitschrift konnte auch 1977 in regelmäßiger Folge herausgebracht werden. Die vier Vierteljahreshefte erreichten einen Gesamtumfang von 351 Seiten, das sind etwa 22 Druckbogen. Die Auflagenhöhe wurde mit Rücksicht auf die bis Jahresende 1976 angewachsene Abonnentenzahl und auf häufige Einzelbestellungen um weitere 100 Exemplare erhöht und erreicht somit die Zahl 1100. Die Anzahl der Dauerbezieher belief sich Ende 1977 auf 838: davon 514 Mitglieder- und Direktabonnements, 116 Buchhandelsbestellungen, 180 Tauschabonnements (33 im Inland, 147 im Ausland) und 34 Pflicht- und Bibliotheksstücke. Der geringfügige Rückgang (8) der Zeitschriftenabonnements gegenüber dem Jahr 1976 ist zurückzuführen auf mehrere Abbestellungen verschiedener Universitätsinstitute benachbarter Fächer infolge von Sparmaßnahmen und Bibliotheksreorganisationen einerseits und auf straffere Handhabung der Möglichkeit von Streichungen wegen längeren Zahlungsrückstandes seitens einzelner Zeitschriftenbezieher andererseits.

Die Grundlage für die regelmäßige Erscheinungsweise der Zeitschrift war eine im wesentlichen ausgeglichene Finanzierung dieser Vereinspublikation, die jedoch wegen der Verteuerungen im Graphischen Gewerbe auf der einen Seite und durch die seit mehreren Jahren stagnierenden Subventionen auf der anderen Seite in der nächsten Zukunft neuerlich gefährdet erscheint. Im Interesse einer möglichst breiten Streuung der Zeitschrift soll der Bezieherpreis im Jahr 1978 jedoch noch auf dem Vorjahresstand belassen bleiben. Die Subventionen der öffentlichen Hand — des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, der Landesregierungen der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg und des Magistrats der Stadt Wien — kommen somit im Sinne einer Subjektförderung den Einzelabonnenten der Zeitschrift direkt zugute und sind auch von diesem Gesichtspunkt her gesehen wieder besonders zu bedanken.

Ein wichtiges Kommunikationsmittel des Vereins für Volkskunde ist weiterhin das Nachrichtenblatt „Volkskunde in Österreich“, dessen zehn Folgen des Jahrgangs 12/1977 jeweils eine Auflagenhöhe von 950 Exemplaren gehabt haben und unter Bedachtnahme auf möglichst geringe Herstellungskosten allen Vereinsmitgliedern und darüber hinaus einem bestimmten Kreis interessierter Institutionen und Persönlichkeiten ohne Berechnung zugeschiedt worden sind. Der finanzielle Aufwand (Druck, Versand) wurde vom Verein allein aus den Mitgliedsbeiträgen bestritten.

Die Folge 9/10 der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie. Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1973 und 1974“ in der Bearbeitung von Klaus Beitzl zusammen mit Dietmar Assmann, Margarete Bischoff, Elfriede Grabner, Hans Griebmair, Maria Kundegraber und Michael Martitschnig wurde 1977 fertiggestellt und dem Verlag des Ver-

bandes der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs zur Herstellung übergeben. Ihr Erscheinen ist für Herbst 1978 vorgesehen. Die Vorarbeiten für die nächste Doppelfolge 11/12 (1975 und 1976) schreiten voran; voraussichtliches Erscheinungsdatum Frühjahr 1979.

Im Druck erschienen ist zu Ende des Jahres 1977 außerdem die im Auftrag des Vereins für Volkskunde in Wien und unter Mitwirkung des Instituts für Gegenwartsvolkkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von Klaus Beitzl zusammen mit Margarete Bischoff, Helene Grönn, Maria Kundegraber, Elfriede Lies, Michael Martischni und Felix Schneeweis bearbeitete „Leopold Schmidt-Bibliographie. Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1930—1977. Mit einem Geleitwort von Leopold Kretzenbacher“. Mit dieser Veröffentlichung, die dem Vereinspräsidenten anlässlich seiner Pensionierung als Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde am 15. Dezember 1977 verehrungsvoll überreicht worden ist, wurde sowohl die „Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie“ fortgesetzt (Band 3) als auch die „Supplementreihe: Personalbibliographien“ der „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ eröffnet. In Erwartung eines verstärkten Buchsatzes wurde dieses im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde erschienene Druckwerk gleichzeitig vom Verlag des Verbandes der wissenschaftlichen Verbände Österreichs in Kommission übernommen und zusammen mit der dort verlegten „Österreichischen volkskundlichen Bibliographie“ vertrieben.

#### d) Bibliographische Arbeitsgemeinschaft

Die Mitglieder der 1977 im Verein für Volkskunde konstituierten Bibliographischen Arbeitsgemeinschaft haben sich am Freitag, dem 25. November 1977, im Österreichischen Museum für Volkskunde unter Vorsitz von Wiss. Oberrat Dr. Klaus Beitzl zu einer Besprechung zusammengefunden, bei welcher Gelegenheit einerseits die regionalen Zuständigkeiten neu aufgeteilt (Dietmar Assmann: Oberösterreich, Klaus Beitzl: Tirol und Vorarlberg; Margarete Bischoff: Wien; Elfriede Grabner: Kärnten und Steiermark; Franz J. Grieshofer: Burgenland und Niederösterreich (gemeinsam mit Maria Kundegraber); Hans Griebmair: Südtirol; Maria Kundegraber: Burgenland und Niederösterreich (gemeinsam mit Franz J. Grieshofer); Michael Martischni: Salzburg) und andererseits die Redaktionsnormen und ein mittelfristiger Editionsplan (1978: Folge 9/10 — 1973/74; 1979: Folge 11/12 — 1975/76; 1980: Folge 13/14 — 1977/78; 1981: Folge 15/16 — 1979/80; 1982: Folge 17 — 1981 usw.) festgelegt worden sind.

#### e) Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung

Da Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis krankheitshalber verhindert war, an der Generalversammlung teilzunehmen, hat in seiner Vertretung Dr. Klaus Gottschall den Jahresbericht vorgetragen. Er ist vor knapp einem Jahr in den Ausschuss der Arbeitsgemeinschaft gewählt worden.

Durch die Initiative und Einsatzbereitschaft der Mitarbeiter — hier sind besonders zu nennen die Damen Franzl und Inge Koller und Rosemarie Ernest sowie Herr und Frau Lemmé — aber auch durch die Förderung von Univ.-Prof. Hofrat Dr. Leopold Schmidt, Wiss. Oberrat Dir. Dr. Klaus Beitzl, Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil Schneeweis und Herrn Harald Boesch konnten nicht nur die Materialsammlung in Floridsdorf erweitert und ausgebaut werden, sondern auch in verschiedene Veranstaltungen Sinn und Zweck der Arbeitsgemeinschaft international unter Beweis gestellt werden.

Immerhin hat die Zahl der bisher inventarisierten Bilder die 6000er Grenze erreicht. Dies war möglich, da uns die Nachlässe von Dr. Walter Berger und

Gottfried H u l a dankenswerter Weise überlassen wurden. International gesehen konnte ein großer Erfolg mit der Zwetler Tagung (19.—22. Mai 1977), aber auch mit der Sonderausstellung im Schloß Gobelsburg „Flurdenkmäler im Umkreis von Gobelsburg“, die in das Exkursionsprogramm der Zwetler Tagung aufgenommen war, verzeichnet werden. Pressestimmen wie auch zahlreiche Schreiben der Teilnehmer bestätigen dies.

Aber auch im kleineren Rahmen war für ein ausgewogenes Programm gesorgt. Neben den allmonatlichen Treffen im Österreichischen Museum für Volkskunde, die auch der Vorstellung neuen Bildmaterials dienten, fanden — ebenfalls in diesem Rahmen — Vorträge von Dr. Karl K a u s, Wiss. Oberrat i. R. Dr. Emil S c h n e e w e i s, Frau Inge K o l l e r und Dr. Klaus G o t t s c h a l l statt.

Eine weitere sehr erfreuliche Entwicklung liegt darin, daß das Bundesdenkmalamt in Erfüllung seiner Aufgaben auch auf die Arbeitsgemeinschaft gestoßen ist. Rat Dr. Marian F a r k a, vom Conventionsbüro des Bundesdenkmalamtes, ließ eine Zusammenstellung aller schützenswerten Objekte aus unserer Kartei anfertigen. Ein anderes Ziel war die Intensivierung der Kontakte zu den Heimatforschern, woraus sich die Möglichkeit ergab, z. T. ganz beachtliche Privatsammlungen in Niederösterreich kennen zu lernen und für die Zwecke der Arbeitsgemeinschaft zu nutzen. Hier ist Herrn Direktor Herbert L o s k o t t zu danken, der sein Mitteilungsblatt (Nr. 5, Dezember 1977) in den Dienst der Sache der Bildstockforschung gestellt hat.

Dr. Emil S c h n e e w e i s hielt am 21. Oktober 1977 über Einladung des Leiters des OÖ. Landesinstitutes für Volksbildung und Heimatpflege, Dr. Dietmar A s s m a n n, und des Leiters des dortigen Arbeitskreises, Mag. Wolfgang B e r n h a u e r, in Linz einen Vortrag zur „Ikonographie der Flurdenkmale“. Ein weiterer Vortrag von Dr. S c h n e e w e i s in Thaya über unser Thema brachte eine Rekordbeteiligung von mehr als 100 interessierten Zuhörern. Der sehr rührige Arbeitskreis in Oberösterreich wird voraussichtlich — unter der Leitung von Dr. Dietmar A s s m a n n — die nächste internationale Tagung 1979 in Oberösterreich durchführen. Umso erfreulicher sind die guten Kontakte, die zum oberösterreichischen Schwesternunternehmen bestehen.

Abschließend sei sowohl der Niederösterreichischen Landesregierung wie auch dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung gedankt für die Subventionen zur Zwetler Tagung in der Höhe von zusammen S 13.000,— aber auch Herrn Harald B o e s c h für die organisatorische Glanzleistung bei der Durchführung der Tagung und Herrn Dr. Emil S c h n e e w e i s für seine wissenschaftliche, straff geführte Exkursion am zweiten Tag der „Zwetler Internationalen“, sowie der Direktion und den Mitarbeitern des Österreichischen Museums für Volkskunde für die Gobelsburger Ausstellung.

Klaus G o t t s c h a l l

## **B. Österreichisches Museum für Volkskunde**

(Arbeitsbericht für das Jahr 1977 siehe ÖZV XXXII/81, 1978, S. 149—151)

### **2. Kassenbericht des Vereins für Volkskunde 1977**

Die allgemeine Vereinsgebarung für das Jahr 1977 ohne Aufwand für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde weist bei Einnahmen in der Höhe von S 71.649,72 und Ausgaben von S 76.572,68 einen Verlust von S 4.922,96 auf, der auf das Rechnungsjahr 1978 vorgetragen werden muß.

Zur Abdeckung des Verlustes aus der allgemeinen Vereinsgebarung wurde der vom Vereinsausschuß nachträglich eingebrachte Antrag auf Erhöhung des Mitgliedsbeitrages mit Rücksicht auf die unterschiedlichen Aufwendungen für Porto- und Bankspesen von bisher einheitlich S 60,— auf gestaffelt S 70,— für Inländer und S 80,— für Ausländer von der Generalversammlung einstimmig

angenommen. Die Anregung, zur Verminderung der Überweisungsspesen für ausländische Mitglieder eigene Vereinskosten im Ausland (Bundesrepublik Deutschland, Schweiz) zu eröffnen, wurde einer eingehenden Prüfung zugewiesen.

### 3. Bestätigung von Korrespondierenden Mitgliedern

Die Generalversammlung hat das vom Vereinsausschuß zur Wahl vorgeschlagene Korrespondierende Mitglied Dr. Klára K.-Csilléry (Budapest) einstimmig bestätigt. Die Wahl von Frau Dr. K.-Csilléry erfolgte in Würdigung ihrer großen Verdienste auf dem Gebiet der vergleichenden Volkskunsthforschung. Die angesehene ungarische Forscherin hat während ihrer langjährigen Tätigkeit am Ethnographischen Museum in Budapest und am Ungarischen Freilichtmuseum in Szentendre in zahlreichen Veröffentlichungen namentlich auf dem Gebiet der Möbelkunde stets die europäischen Zusammenhänge und im besonderen auch die österreichischen Beziehungen mitberücksichtigt.

### 4. Allfälliges

Zu diesem Tagesordnungspunkt lag kein Antrag vor.

Der Generalsekretär konnte jedoch der Generalversammlung berichten, daß dem Präsidenten des Vereins für Volkskunde, WHR Univ.-Prof. Dr. Leopold Schmidt, mit EntschlieÙung vom 3. Jänner 1978, Zl. 74651, vom Bundespräsidenten das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse in Würdigung seiner hervorragenden wissenschaftlichen und organisatorischen Verdienste um die österreichische Volkskunde und seiner mehr als 30jährigen überaus erfolgreichen Tätigkeit für das Österreichische Museum für Volkskunde verliehen worden ist. Die feierliche Verleihung dieser hohen Auszeichnung durch Bundesminister für Wissenschaft und Kunst, Dr. Dr. h. c. Hertha Firnberg, erfolgte am 7. April 1978 im Rahmen eines Festaktes, an welchem neben dem Präsidenten der Österreichischen Akademie der Wissenschaften Univ.-Prof. Dr. Dr. h. c. Herbert Hunger und dem Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien Univ.-Prof. Dr. Günther Wytzens auch die zu diesem Zeitpunkt in Wien anwesenden Fachkollegen Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Brückner (Würzburg), Staatsbibliotheksdirektor Dr. Marianne Rumpf (Berlin) und Univ.-Prof. Dr. Hans Trümper (Basel) teilgenommen haben, im Audienzsaal des Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung statt.

Der Ordinarius des Faches Volkskunde an der Universität Wien, Univ.-Prof. Dr. Károly Gáál, beglückwünschte in der Generalversammlung namens seines Instituts den Vereinspräsidenten und sprach sich bei dieser Gelegenheit für eine verstärkte und fruchtbringende Zusammenarbeit der wissenschaftlichen Institute der Volkskunde in Wien aus.

\*

Den sehr zahlreich besuchten Vortrag im Anschluß an die Generalversammlung hielt die Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und Musikologin Dr. Brigitte Geiser (Bern). Ihr Thema „Bildzeugnisse zur Volksmusik-Geschichte der Schweiz“ fand vor allem auch bei den anwesenden Vertretern der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Wien lebhaftes Interesse. Namens der Hochschule, die dem Verein für Volkskunde für die Generalversammlung 1977 wiederum Gastrecht gewährt hatte, ergriff a. o. Prof. Walter Deutsch das Wort.

Die Generalversammlung 1977 fand bei der traditionellen gesellschaftlichen Zusammenkunft in den Räumen der Sammlung Religiöse Volkskunst im ehemaligen Ursulinenkloster bei einer kleinen Bewirtung und angeregter persönlicher Unterhaltung ihren Ausklang.

Klaus Beitzl

## Musik, Klang und Lärm

### Zur Ausstellung im Bezirksheimatmuseum Spittal an der Drau

Wer hören kann, dem klingt der Ton, die Melodie, der Zusammenklang wohlthuend im Ohr als Musik und schmerzhaft wirken Mißton und der Lärm. Der Forschungsbereich darüber ist groß. Auch geschrieben wurde schon viel dazu. Von Zeit zu Zeit wird es jedoch notwendig sein, die Instrumente der Musik nicht nur zu erfassen, sondern vor allem wieder dem Volke zu zeigen, bevor sie durch die Musikmaschinen in die Vergessenheit gedrängt werden. Gerade in der gegenwärtigen Situation der Volksmusik könnte es angebracht sein, Lärm und Klang nebeneinander zu stellen. Die Präsentation antiker und neuer Instrumente in Form und Klang ohne Unterschied der volklichen Zugehörigkeit dürfte noch mehr das Schöne, Wohlklingende vom Rhythmisch-Lauten abheben lassen.

Nicht musikwissenschaftlich und auch nicht musikethnologisch gesondert sollen die Instrumente gezeigt werden, auch nicht, ob damit komponierte oder auswendig (eigentlich inwendig) gespielte Musik hervorgebracht werden kann, allein, zu Dritt, im Quartett oder als Kapelle, sondern das Musikinstrument als „Werkzeug der Töne“ durch die Kunst der Fertigkeit und des Gehörs zum Unterschied von Lärm und mechanischen Musikwiedergaben.

Ideal zeigt sich dazu das Ensemble Musica Cludiforensis aus Klagenfurt, wie auch Gruppen der Musica antiqua, die alte Sätze in verschiedenen Besetzungen darbieten und im Konzert die Instrumente im wahrsten Sinne des Wortes dem Publikum vorstellen. Die Leihgaben der Privatsammler W. u. O. Fichtinger, Dr. G. Leute, Dr. M. Kundegraber, Dir. H. Schölm, Dir. O. Dorner, M. Hopfgartner werden ergänzt aus Museumsbeständen.

Die Klangformen zu Bräuchen im Alltag, soweit sie nicht Signale, Rufe, Erkennungszeichen, Zeitdeutungen, Warnungen sind, sollen wohl vom Lärm und Mißton unterscheiden, obwohl auch das Donnerrollen, Bachmurmeln, Meeressauschen und Brodeln von Menschenmassen wohl furchterregend, aber nicht „ohrenbetäubend“ sein braucht.

Daß manche Musikgeräte ganz verschwanden, wie das Alphorn im Gail- und Lesachtal durch das Aufhören der Käseerei mit Schweizern ist ebenso begreiflich, wie das Ausbleiben der Erzeugnisse sudetendeutscher Instrumentenbauer aus Graslitz und Klingental.

Der „Fotzhobel“ (Mundharmonika), die „Maultrommel“ (Mundorgel) und die „Maunkn“ (diatonische Knopffharmonika) sind nur mehr in Rückzugsgebieten zu finden, wie Okarina-, Hackbrett- und Zitherspieler. Die Laute wich der Jazz-Gitarre, und die Schwegelflöte dem Saxophon. Nur die Blockflöte ist ein Volksinstrument unserer Zeit. Sie gehört bei Feiern zur selbstverständlichen Repräsentation. Das produzierende ist gegenüber dem konsumierenden Musizieren ganz aus dem Gleichgewicht geraten. Selbst die Klanggeräte der Kleinkinder, die Schellen, Gefäßpfeiferin, Klappern und „Tschalperlen“, sind aus Plastik, daher stumpf, während Hackbrett und Harfe ein optischer Aufputz für sogenannte Hausmusikgruppen bei Heimatabenden sind.

Bilddokumente, Fotos und Handarbeiten, Wachs- und Porzellangebilde, Schnitzereien und Kleinkunstgegenstände mit Musikwerken (Spieluhren) ergänzen die Anschaulichkeit der Exponate nach ihrer Herkunft, Verwendung und Tradition.

Auch die „Musikkonserven“ von der Schallplatte bis zum Tonband haben ihre sehr interessante Geschichte im Zusammenhang mit Graphophonen, Polyphonen, Grammophonen, Orchestronen, Drehorgeln und Spieldosen bis zu Radio, Magnetophon, Wullitzer- und Hammond-Organen.



Gelingt der anschauliche Querschnitt vom Klang zum Lärm, dann wird bei der Betrachtung der Instrumente, Werkzeuge und Geräte die Musik etwas Erhebendes und die Volksmusik sogar etwas Beglückendes.

Die über den Sommer 1978 laufende Sonderschau im Parkschlößl zu Spittal zeigt mehr als 300 Instrumente aus aller Welt und darüber hinaus die Entwicklungsreihen vom Edison-Phonograph bis zum Volksempfänger und Tonband, Drehleiern, Hackbretter, Harfen, Wurz- und Alphorn, Naturhörner, Flöten, Zupf- und Streichinstrumente, aber auch eine Vielzahl von Gefäßpfeifen aus dem Südosten.

Damit hat das Spittaler Museum wiederum in Kärnten auf ein Kultursachgebiet hingewiesen, das sich nicht nur durch seinen vornehmen Katalog, sondern durch seine Vielfalt sehen lassen kann, denn in Kärnten wird nicht nur viel gesungen, sondern auch gerne musiziert. Helmut P r a s c h

#### **Universitätsprofessor Dr. Oskar Moser, Graz, Korrespondierendes Mitglied der Volkskundlichen Kommission für Westfalen**

Die Volkskundliche Kommission für Westfalen hat den Grazer Ordinarius für Volkskunde und Vorstand des Institutes für Volkskunde, Prof. Dr. Oskar Moser, in ihrer Sitzung vom 16. Mai 1978 „in Würdigung seiner herausragenden Verdienste um die historische Sachforschung zum Korrespondierenden Mitglied gewählt“.

#### **Gyula Ortutay †**

Nach langer Krankheit ist Gyula Ortutay, Professor für Volkskunde an der Universität Budapest am 22. März 1978 im Alter von achtundsechzig Jahren gestorben.

Ortutay wurde am 24. März 1910 geboren. Er studierte an der Universität von Szeged, wo er 1935 den Doktorgrad erwarb. Seine Dissertation befaßte sich mit dem Verhältnis der ungarischen Literatur zur Volkskunde, ein Thema, das er auch später immer weiter verfolgt hat. So erschien 1951 seine Studie über Lajos Kossuth in der ungarischen Volksüberlieferung (Tanulmányok, 1951, S. 263 bis 307). Von 1940 an betrieb Ortutay volkskundliche Forschungen an der Universität von Szeged, vor allem auf dem Gebiet der Volkserzählung. Sein sammlerisches Hauptwerk auf diesem Gebiet legte er 1955 mit dem dreibändigen Werk „Magyar Népkölteszet“ (Ungarische Volksdichtung) vor. Seit 1946 war er Professor für Ethnographie an der Eötvös Loránd Universität in Budapest, deren Ethnographisches Institut er bis zu seinem Tode leitete. Zwischen 1957 und 1963 war Ortutay zweimal Rektor seiner Universität. Gleichzeitig wurde Ortutay Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und leitete deren Ethnographisches Institut als Direktor. Die ungarische Volkskunde hat schon rein organisatorisch Ortutay viel zu verdanken. Sie ist ihm aber sicherlich auch dafür zu Dank verpflichtet, daß er ihr internationale Verbindungen auf hoher Ebene schuf. Er vertrat sie auf so manchem Kongreß, und hat seinerseits wichtige Kongresse wie den „Congressus quartus internationalis Fennougristarum“ in Budapest 1975 organisiert und geleitet.

Wissenschaftlich ist Ortutay von der Volkserzählforschung ausgegangen und hat viel für sie getan. Auch das ist international anerkannt worden, beispielsweise durch die Mitherausgeberschaft der „Fabula“ als wirklich internationaler Zeitschrift für Erzählforschung. Zur besseren Kenntnis der ungarischen Forschung auf diesem Gebiet hat Ortutay nicht zuletzt dadurch beigetragen, daß er manche seiner Arbeiten auch in deutscher Sprache erscheinen ließ. So sind 1957 seine „Ungarischen Volksmärchen“ (Verdeutsch von Mirza Schüchting und

Géza Engl) in Berlin erschienen, ein stattlicher, wertvoller Band. Für die Kenntnisnahme der ungarischen Volkskultur außerhalb des ungarischen Sprachgebietes ist die „Kleine ungarische Volkskunde“ Ortutays von 1963 wichtig geworden. Für die Kenntnisnahme der ungarischen Volkskunst hat sich die Schriftenreihe des Corvina-Verlages „Ungarische Volkskunst“ als bedeutsam erwiesen, die von Ortutay geleitet seit 1968 erscheinen konnte.

Etwa vierzig Jahre hindurch hat Ortutay die ungarische Volkskunde tatkräftig angeregt, hat insbesondere die Feldforschung erneuert und verstärkt und der Erzählforschung durch seine eigenen Veröffentlichungen wie nicht zuletzt durch die Arbeiten seiner Schüler und Schülerinnen zu neuem Ansehen verholfen. Er wird einen beachtlichen Platz in der Geschichte der ungarischen Volkskunde beibehalten.

Leopold Schmidt

## Literatur der Volkskunde

**Magyar Néprajzi Lexikon.** Herausgegeben von Gyula Ortutay. Bd. I: A—E. Budapest 1977, Akadémiai kiado. 752 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text und auf Farbtafeln.

Die in Ungarn betriebene Volkskunde ist bekanntlich seit Jahrzehnten eine vorzüglich konsolidierte Wissenschaft, mit bedeutenden Sammlungs- und Forschungsstätten, mit Museen und Lehrkanzeln, und mit bedeutenden Fachvertretern an allen diesen Stellen. Es ist und bleibt nicht ganz leicht, dem Gang der ungarischen Volkskunde zu folgen, weil ein beträchtlicher Teil der überaus zahlreichen Veröffentlichungen selbstverständlich in ungarischer Sprache erscheint. Aber Übersetzungen und Auszüge gewähren doch immer wieder wichtige Einblicke in diese so sehr intensiv geführte Forschung.

Diese ungarische Forschung hat es auch immer verstanden, in gewissen Zeitabständen zusammenfassende, überschauende Darstellungen zu veröffentlichen. Mehrbändige Volkskundewerke, immer in ungarischer Sprache haben die eingebrachte Materialfülle überschaubar gemacht, beispielsweise das von Zsigmond Batky und Istvan Györfly gestaltete große Werk in vier Bänden.

In der Gegenwart, die eine ganze Reihe von glanzvollen Namen der Forschung in Ungarn aufweist, hat man sich abermals entschlossen, ein derartiges Werk herauszubringen. Der Initiator und erste Herausgeber, Gyula Ortutay ist leider gerade zum Zeitpunkt des Erscheinens des I. Bandes dieses „Ungarischen Volkskunde-Lexikon“ gestorben. Aber neben ihm stehen auf dem Titelblatt die Namen: Tibor Bodrogi, Vilmos Dioszegi (†), Edit Fél, Béla Gunda, Laszlo Kosa, György Martin, Eva Pocs, Benjamin Rajetzky, Istvan Talasi und Istvan Vincze, und so weiß man, daß die Redaktion auch weiterhin in guten Händen liegt, und daß von diesen Herausgebern sicherlich die besten Fachleute für die Erstellung der Einzelartikel gewonnen wurden. Ein kurzer Blick auf die Artikel dieses I. Bandes beweist es sofort, wenn man bei den Artikeln über Möbel selbstverständlich Klara Csillery als Verfasserin findet, bei den Volkserzählartikeln Agnes Kovacs usw.

Dieses Lexikon ist also eine große wissenschaftliche Leistung, mit ihm wird der Stand der Forschung zu den einzelnen Gebieten, aber auch zu den Einzelercheinungen von Haus, Gerät, Brauch, Tanz usw. dargetan. Die reiche Bebilderung bezeugt, wie sehr man sich seit Jahrzehnten mit allen diesen Teilgebieten beschäftigt hat, und die bei jedem Artikel nachgewiesene Literatur tut dies zugunsten der fachlichen Weiterarbeit ebenfalls in reichem Ausmaß.

Wie seine Vorgänger in früheren Jahrzehnten ist auch dieses Ungarische Volkskunde-Lexikon, das übrigens auch biographische Artikel über die einzelnen früheren Forscher bringt, in ungarischer Sprache verfaßt. Das ist für Ungarn selbstverständlich, für die nichtungarische nachbarliche Forschung dagegen freilich ein bedeutendes Hindernis für die Benützung. Man hört deshalb mit Vergnügen, daß eine deutsche Ausgabe geplant ist, und in nicht allzuferner Zeit erscheinen soll. Gerade wir als direkte Nachbarn, immer mit der ungarischen Volkskunde in besten Beziehungen stehend und ihre Leistungen nicht nur anerkennend, sondern vielfach bewundernd, möchten uns diese deutsche Ausgabe möglichst bald wünschen.

Leopold Schmidt

**Günther Binding, Udo Mainzer, Anita Wiedenau, Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbaus. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage, Darmstadt 1977, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 263 Seiten, über 163 Risse, 208 Tafeln mit Fotos.**

Bei aller spürbaren Distanzhaltung zur volkskundlichen (Bauern-)Hausforschung bietet dieses handliche und übersichtlich angelegte Buch auch für uns eine nicht zu übersehende „Hilfestellung“ und sollte daher wenigstens kurz angezeigt werden. Sein Herausgeber kommt aus der Zentralstelle für Bürgerhausforschung aus der Universität zu Köln und leitet seit 1970 die bekannte Reihe „Das deutsche Bürgerhaus“.

Im vorliegenden Band geht es ihm und seinen Mitarbeitern um eine Zusammenfassung des immer schwerer zu überblickenden Sachgebietes städtisches Fachwerk, das Binding besonders in dieser zweiten Auflage um die wichtigsten Fundbereiche der Mittelalterarchäologie in Deutschland erweitert: Warendorf/Münster, Sindelfingen/Böblingen<sup>1)</sup>, Bad Windsheim und Uffenheim<sup>2)</sup>. Damit scheint sich wohl ein gut brauchbares Handbuch anzubieten, in welchem auf der Grundlage umfassender Reihen von Baudenkmalern, Einzelaufnahmen und einiger wesentlicher Grabungsfunde ein tragfähiger Zeitraster der mittelalterlichen Hausbauentwicklung zwischen ca. 600 und 1600 herausgearbeitet erscheint.

Weiters findet man hier eine klare, wenn auch knappe Charakterisierung der vier großen binnendeutschen Formenkreise des alemannischen, fränkischen, niedersächsischen sowie auch des mittel- und ostdeutschen Fachwerkbaues, ergänzt durch ein von Anita Wiedenau gearbeitetes Fachwörter-Glossar samt instruktiven graphischen Übersichten der wichtigsten „Holzverbindungen“ sowie durch ein Literaturverzeichnis. Spätestens hier stellt man dann auch den Forschungsanteil volkskundlicher Hausforschung fest, auch wenn es gelegentlich wie im Vorwort zum „Glossar“ (S. 215) ausdrücklich heißt: „Aus der volkskundlichen Hausforschung in die Terminologie eingeflossene, verschiedenartige lokale Benennungen sind nicht aufgenommen worden.“ Jedenfalls wäre gerade dieses u. a. eine weitere Diskussionsgrundlage für ein hoffentlich einmal kommandes Terminologie-Gespräch auf dem Gesamtsektor Hausforschung, das freilich vorausschauend zugleich auch schon eine kontinental-europäische Basis finden, d. h. seinen Standort im internationalen Bezugsfeld suchen wird müssen<sup>3)</sup>.

Ergänzungs- oder verbesserungsbedürftig wäre da wohl einiges, besonders im Bereich der Dachgefüge. Wenn auch im Bestand der Fachwerkhäuser zwar naturgemäß Sparrendächer überwiegen, so können andererseits die Pfettendachkonstruktionen doch nicht ganz zur Seite geschoben werden. Das soll kein Einwand etwa aus der Enge alpiner Grenzen sein, sondern das läßt sich vor allem an den bedeutenden und langjährigen Bemühungen englischer Archäologen und Hausforscher nachdrücklich erhärten. Im übrigen seien in G. Binding's Buch nicht zuletzt auch noch die (vielfach von Ute Mechmann umgezeichneten) Aufrisse und Isometrien sowie die vortreffliche Ausstattung des Ganzen dankbar vermerkt.

Oskar Moser, Graz

<sup>1)</sup> Hierzu sei noch besonders verwiesen auf den zusammenfassenden Bericht von Barbara Scholkmann, Die obere Vorstadt in Sindelfingen, Kreis Böblingen: Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen in einem mittelalterlichen Stadtviertel. (Archäolog. Korrespondenzblatt des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 1973, Heft 1, S. 115—121 [Abb.].)

<sup>2)</sup> Erich Wieser — Bernd Becker, Die Entwicklung des spätmittelalterlichen Säulenbaues in Bad Windsheim und Uffenheim. (Jb. d. Bayer. Denkmalpflege 29, München 1975, S. 35—78 [Abb.].)

<sup>3)</sup> In diesem Zusammenhang wäre zugleich auf das eben erschienene Buch James Stevens Curl, English Architecture — An Illustrated Glossary, David and Charles — London: North Pomfret (Vt) 1977, 191 pp., zu verweisen.

**Maria Kundegraber**, Stainzer Haus und Hof. 2. Ausstellung anlässlich des 800jährigen Bestehens von Stainz (= Steirisches Bauernmuseum, Katalog Nr. 4). 44 Seiten, 12 Abb. auf Tafeln. Schloß Stainz, Steiermark, 1978.

Die „Außenstelle Stainz“ des Steirischen Volkskundemuseums hat sich unter der zielbewußten Führung durch Maria Kundegraber rasch zu einem vorzüglichen Institut sui generis entwickelt. Es ist das Volkskundemuseum seiner Landschaft, der Weststeiermark, aber von einer weit überschauenden Kenntnis der ganzen Volkskunde und einer bewußten museologischen Gestaltung getragen. Die nunmehrige Ausstellung, dem bäuerlichen Haus und Hof in Stainz selbst gewidmet, folgt gewiß den Spuren von Geramb und Koren als Haus- und Geräteforschern, bringt aber auch den Gewinn neuerer Arbeiten, beispielsweise der leider unveröffentlichten Dissertation von Friedrich Waidacher über die Gefäßhafnerei in Steiermark von 1963 ein. Das alles zusammen ergibt also den musealen Überblick über die Gebiete Siedlung, Haus und Wirtschaftsgebäude (mit 11 Objekten), über die Möbel der Weststeiermark (mit 23 Objekten), über Herd- und Ofengerät (mit 10 Objekten), über Koch- und Tischgeschirr (mit 90 Objekten), über das bäuerliche Arbeitsgerät (mit 52 Objekten), und mit dem Anhang über Gerät und Möbel in der Daueraufstellung des Museums. Manche Stücke, etwa die geschnitzten und bemalten Trame und Decken, sind in der steirischen Volkskunstforschung bisher noch kaum gewürdigt worden. Aber auch die offenbar beliebte Brandmalerei ließe sich gewiß noch weiter verfolgen. Daß sich auf dem Gebiet der Hafnerei immer wieder bemerkenswerte Funde ergeben, zeigt der figural verzierte Dachziegel (Nr. 7) wie das schwach reliefierte Hafnermeisterzeichen in Gestalt eines Fuchses (Nr. 51, 52, 53), das sich wohl auf den Namen des Hafners bezieht. Der kleine Katalog bezeugt also wieder den schönen Fortschritt dieses ganz besonderen Museums in Stainz.

Leopold Schmidt

**Ilse Koschier**, Weihnachtskrippen in Kärnten (= Kärntner Museumsschriften, Bd. 63). 252 Seiten, 54 Abb. auf Tafeln, 1 Karte. Klagenfurt 1978. Verlag des Landesmuseums für Kärnten. S 420,—.

Kärnten, das an Schätzen volkstümlicher Kunst so reiche Land, ist als Krippenlandschaft kaum bekannt. Es hat die längste Zeit hindurch überhaupt keine Veröffentlichungen darüber gegeben, vermutlich infolge eines gewissen Vorwaltens der Vorliebe für die weltliche musische Volkskunst des Landes gegenüber der geistlichen. Die Arbeit von Oskar Moser „Krippenkunst in Kärnten“ von 1966 (in dem von Nikolaus Grass herausgegebenen Sammelband „Weihnachtskrippen in Österreich“) kann dementsprechend als bahnbrechend angesprochen werden. Und auch die vorliegende Dissertation geht ja auf die Anregung von Oskar Moser zurück.

Aus dieser Dissertation von 1971 ist ein stattliches Buch geworden, das mit bedachtem Fleiß das Thema vollständig aufbereitet. Den Hauptteil des Buches stellt der Krippenkatalog des Landes Kärnten dar, mit 353 Nummern (wozu die Karte gehört), und der das gesamte Material, ob nun aus erhaltenen Krippen oder aus archivalischen Nachrichten darüber bestehend, genau und gut benützlich verzeichnet. Auch die Ergebnisse einer 1966/67 durchgeführten Fragebogenaktion sind hier eingearbeitet.

Der Textteil des Buches behandelt zunächst die allgemeine Entwicklung der Krippengeschichte, im wesentlichen nach Rudolf Berliner, und mit einer guten Aufgliederung, welche die Bedeutung der Parallelerscheinungen, also etwa der „Heiligen Gräber“ entsprechend zur Geltung bringt. Das Kapitel „Besonderes“ behandelt dann die Geschichte der Weihnachtskrippe in Kärnten, soweit

sie sich eben als solche erfassen läßt. Da müssen unbekanntere Erscheinungen wie die frühen bildlichen Weihnachtsdarstellungen ebenso wie die bekannteren, nämlich die Weihnachtsspiele der Jesuiten herangezogen werden, mit denen sich Leopold Kretzenbacher einstmals so intensiv beschäftigt hat. Man kann offenbar von Krippen in Kärnten vor dem 17. Jahrhundert nicht sprechen, und auch von diesen eventuell archivalisch bezeugten hat sich nichts Gegenständliches erhalten. Mit dem steigenden 18. Jahrhundert nimmt der Bestand zu, und eine Reihe guter Figuren, beispielsweise aus der Moser-Krippe in Malta wie aus der Wallfahrt Maria Luggau sind doch erhalten geblieben und erweisen sich den Figuren gleicher Art in den Nachbarlandschaften durchaus ebenbürtig. Gemalte Bretterkrippenfiguren, etwa aus der Pfarrkirche von Ossiach, weisen wohl auf Tiroler Gegenstücke hin. Mit der Josephinischen Aufklärung ist wohl vieles von der volksbarocken Pracht dahingegangen. Aber Ilse Koschier weist genau all das noch nach, was im 19. Jahrhundert wieder zugewachsen ist. Da kommt dann nicht nur der vorzügliche Hans Gasser zur Geltung, sondern auch so mancher einfachere Volkskünstler, wie der Johann Hauzendorfer aus Obervellach, der für die Oberkärntner Volkskunst der Mitte des 19. Jahrhunderts von besonderer Bedeutung gewesen sein muß.

Das sehr klar gearbeitete Buch ist erfreulicherweise reich mit Abbildungen ausgestattet, so daß die ganze mühevoll dokumentierte auch im Bilde überprüft werden kann. Eine richtige Bereicherung unserer Krippenliteratur also.

Leopold Schmidt

**Heinrich Mehl, Fränkische Bildstöcke in Rhön und Grabfeld.**  
Frommer Sinn und kulturelles Erbe (= Land und Leute. Veröffentlichungen zur Volkskunde, Hg. Wolfgang Brückner.) 136 Seiten, 172 Photos. Würzburg, 1978, Echter Verlag, DM 19,80.

Eine neue volkskundliche Schriftenreihe ist anzumelden: Wolfgang Brückner gibt im Echter-Verlag in Würzburg eine Reihe mit dem Riehlschen Obertitel „Land und Leute“ heraus. Als erster Band ist diese Bildstock-Veröffentlichung erschienen, deren Grundlage die Dissertation des Verfassers bildet. In Franken ist über die dortigen schönen Steinbildstöcke schon viel gearbeitet worden. Die Bücher von Josef Dünninger haben das Gebiet mehrfach und intensiv aufbereitet, und seine Schüler und Mitarbeiter Dieter Harmening und Bernhard Schemmel haben sich oft damit beschäftigt.

Heinrich Mehl ist ein vorzüglicher Kenner seiner speziellen „Bildstocklandschaft“. Er geht den verschiedenen Problemen also der Bedeutung des Standortes etwa, dem „Bild-Programm“ und den Fragen des Ursprunges des Bildstockes nach und erfaßt dann den geschichtlichen Ablauf, mit gehöriger Hervorhebung des Barock, einschließlich der Nepomuk-Statuen, der Fluraltäre, der Prozessions- und Kreuzwege usw. Als zentrales Motiv wird die Passion Christi herausgearbeitet, mit Betonung der für Franken so bezeichnenden „Kreuzschlepper“-Bildstöcke. Aber auch die marianischen Motive kommen nicht zu kurz, ebenso die 14 Nothelfer, der Heiland in der Wies und so manche andere. Von der Seite der Stifter werden die Bildstöcke auch gesehen, mit Wappen, Symbolen, Kennzeichnungen der Stifter und eventuellen Stiftergemeinschaften. Und schließlich kommen auch die Werkstätten und Künstler, soweit erfaßbar, noch zur Geltung. Heinrich Mehl hat alle die besprochenen Bildstöcke selbst fotografiert, so daß das Buch einen sehr einheitlichen Eindruck macht. Die fränkische, und nicht nur diese, Bildstockforschung hat also einen beachtlichen Gewinn zu verzeichnen. Der geplanten Würzburger Schriftenreihe ist jedenfalls gutes weiteres Gelingen zu wünschen.

Leopold Schmidt

**Raimund Schuster**, Risse zu Hinterglasbildern aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Mit einem Vorwort von Gislind M. Ritz. Großformat 160 Seiten, 16 fünffarbige, 56 dreifarbige ganzseitige Risse und 16 einfarbige Abb. im Text. Rosenheim, 1978, Rosenheimer Verlagshaus Alfred Förg. DM 49,80.

Raimund Schuster hat sich schon durch mehrere schöne Bücher als der Erforscher der Hinterglasmalerei im Bayerischen Wald ausgewiesen. Nunmehr legt er die von ihm gefundenen Vorzeichnungen von Schönstein vor, was auf die drei Werkstätten von Winklarn in der Oberpfalz, von Raimundsreuth und von Schönstein zurückgeht, wo sie Josef Wüstner zwischen 1835 und 1870 verwendete. Der Bestand ist nicht allzu groß, aber sehr bezeichnend, sowohl was die Motive wie was die Zeichentechnik betrifft. Das Buch bringt eine schöne Auswahl aus den ungefähr 400 Blättern und stellt die Vorzeichnungen zum Teil den ausgeführten Bildern gegenüber, und ebenso einige Risse zu den offenbar als Vorlage verwendeten Andachtsbildern aus dem späteren 19. Jahrhundert.

Der Motivforscher wird von den Kreuzwegstationen bis zur hl. Thekla genug an bezeichnenden Hauspatronen finden. Manche Vorzeichnungen bekunden die Bekanntheit recht seltener Motive so etwa (118) des hl. Engimar, oder (74) das „Geheime Leiden Christi“, also Christus auf dem Dreikant. Ebenfalls selten ist die hl. Kunigunde (52), die auf den Einfluß von Bamberg her verweist. Ein ausgeführtes Hinterglasbild mit der gleichen Heiligen besitzt das Museum von Deggendorf (54). Wenn man Freude an der schlichten zeichnerischen Gestaltung hat, wird man vermutlich die Rißzeichnung mehr schätzen als das danach ausgeführte Hinterglasbild.

Ein Wort zu den vortrefflich wiedergegebenen Zeichnungen: Man kann es verstehen, daß man die Blätter im Offset so abdruckt, wie man sie im Erbe Wüstners vorgefunden hat. Aber für die zukünftige Archivierung sollte man vielleicht doch einen Papierrestaurator heranziehen; ein Zustand wie der des Blattes 64 müßte nicht beibehalten werden.

Leopold Schmidt

**Wilhelm Theopold**, *Votivmalerei und Medizin*. Kulturgeschichte und Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei. Großformat 172 Seiten, 66 ganzseitige Farbtafeln und 129 ein- und mehrfarbige Textabb. München 1977, Verlag Karl Thiemeig. DM 120,—.

Seit sich die Volkskunde mit den Votivgaben und den Votivbildern beschäftigt, haben sich auch Nachbardisziplinen dafür interessiert. Die Medizingeschichte vor allem, und so manche Votivtafel hängt denn auch in der Privatsammlung eines volkskundlich interessierten Arztes.

Besonderes Interesse an dem Gebiet hat seit Jahren der Direktor der Kinderklinik am Städtischen Krankenhaus in Frankfurt-Höchst, Prof. Dr. Theopold an den Tag gelegt. Die ausgereifte Frucht seiner Studien legt er nun in diesem großen, schönen und freilich auch teuren Band vor. Die Bibliographie erweist, wie sich der Mediziner Theopold in die volkskundliche Literatur eingeleasen hat, die ja vielfach sein Wegweiser zu den einzelnen Gnadenstätten war, an denen er die ihn interessierenden Votivbilder photographiert hat.

Mit dem geschlossenen Buch bemüht sich Theopold um eine verständliche Darstellung des Ursprunges der Votivbilder, schildert die Eigenarten der Votivmalerei, wobei es zum Teil um die volksgläubigen Motive geht, also etwa um die Gebärmutterkröte. Dann folgt eine Übersicht über die ältesten erhaltenen deutschen Votivtafeln und über deren italienische Gegenstücke, sowie über die gewiß nicht zu übersehenden modernen, das heißt ungefähr der Gegenwart angehörenden Votivbilder. Von diesen Dingen war und ist von Richard Andree bis Lenz Kriss-Rettenbeck und Klaus Beitz genügend die Rede gewesen. Das Besondere

des Buches stellt der Hauptabschnitt „Die Heilkunst im Spiegel der Votivmalerei“ dar, wo von „Christus als Arzt und Apotheker“ bis zur „Heilung durch den Glauben“ alles vorgeführt wird, was der Medizinhistoriker an den Votivtafeln ablesen kann: Die Darstellungen von Geburt und Wochenstube ebenso wie Zeichen der Wassersucht, Belege für Harnsteine, für Gicht, Zahnweh, Brustkrankheiten aber auch Nasenbluten und Augenleiden, Parasiten, Wahnsinn und dazugestellt Besessenheit, schließlich Operationen, Pestilenzen, Gefahren im bäuerlichen Alltag, aber auch Überfall, Tortur, Krieg und Tod, die zum Teil nicht oder nicht nur den Medizinhistoriker interessieren. Manchmal hätte man vermutlich anders eingeteilt, die „Pestilenzen“ etwa weiter nach vorn gezogen, den Abschnitt „Der Mensch und die Naturgewalten“ anderen Darstellern überlassen usw. Aber das großartige Bildmaterial wollte eben dargeboten werden, und es wird sicherlich auch den bleibenden Wert dieses Bandes darstellen.

Bei dieser Fülle der Bilder nimmt es nicht wunder, wenn ab und zu eine kleine ikonographische Fehlzurweisung erfolgt. Andererseits könnte man manches Bild kulturhistorisch genauer bestimmen als es in Text und Bildbeschriftung erfolgt. So wird die Bauernwohnhausforschung doch etwa besonderes Interesse für ein Bild von Maria Brünndl bei Landshut in Niederbayern (S. 111) bezeugen, auf dem nicht nur das Erbrechen von Fröschen durch die Dienstmagd Regina dargestellt ist, sondern sehr lebensvoll das Halten von Hühnern in eigenen Steigen neben dem Kachelofen. Man wird beim Durchstudieren des wertvollen Bandes noch auf manche andere Darstellung stoßen, die man sich selber weiter kommentieren muß. Aber das ist alles unerheblich, wenn man den Gewinn bedenkt, den wir alle durch diese vorzügliche Bilderdarbietung dankbar annehmen dürfen.

Leopold Schmidt

**Alois Wolf, Aus alten Stuben und Kammern. Großoktav, 136 Seiten, mit zahlreichen, zum Teil auch farbigen Abbildungen. München 1977, Süddeutscher Verlag, DM 48,—.**

Der Titel des schönen, großformatigen Buches sagt nicht, daß es sich um die Darstellung der Volkskunst in Holz, vor allem der Möbel aus einem ganz kleinen Gebiet, nämlich Schliersee und seinem Umkreis in Oberbayern handelt. Gewiß spielt dieses Gebiet zwischen Wendelstein und Tegernsee für Altbayern und seine aufwendige Volkskultur eine ganz besondere Rolle, aber die räumliche Begrenztheit, die stellenweise zu einem Bildkatalog des Schlierseer Heimatmuseums wird, hätte doch von vornherein kenntlich gemacht gehört.

Der Leiter dieses Heimatmuseums Schliersee, Alois Wolf, hat im Lauf der letzten zwanzig Jahre die Volkskunst in seinem engsten Bereich sehr genau erkundet, den Bestand nicht nur in seinem Museum, sondern auch im Privatbesitz kennengelernt, und berichtet nach einer allgemeinen landschafts- und volkskunstgeschichtlichen Einleitung über die Einzelglieder, von der Stube und ihrem Ofen über die Tische, Stühle, Uhrkasten, Truhen, Kasten und Betten bis zu den bemalten Türen und ähnlichen für die Landschaft vor allem im Rokoko wesentlichen Einzelheiten. Einzelprobleme wie die Blumenvase in der Faßmalerei oder die Namenszüge auf den Rahmen und Füllungen der Kasten, oder auch die gewölbten Aufsätze der Betten finden jeweils ihre liebevolle Darstellung. Besonderer Wert wird mit Recht auf die einzelnen namentlich bekannten Tischlermaler in Schliersee, im Leitzachtal und in Nachbargebieten gelegt, wobei der seit langem schon gewürdigte Anton Perthaler aus Degerndorf bei Brannenburg im Innatal mit Recht noch einmal hervorgehoben wird. Die knappen, aber gegenständig reichen Ausführungen werden von sehr vielen Abbildungen unterstützt, wobei die farbigen zur genaueren Kenntnis der ländlichen bayerischen Möbelmalerei im Rokoko besonders viel hergeben.



Bei der großen Freude am ländlichen bemalten Möbel, das heute allenthalben festzustellen ist, wird auch eine solche Ortsmonographie gern begrüßt werden, wenn auch vielleicht mehr von Privatsammlern als von Büchereien. Fachlich bleibt der dargebotene Stoff selbstverständlich sehr wichtig.

Leopold Schmidt

**Heinz Rölleke** (Hg.), *Märchen aus dem Nachlaß der Brüder Grimm*. Herausgegeben und erläutert (= Gesamthochschule Wuppertal, Schriftenreihe Literaturwissenschaft, Bd. 6) 111 Seiten. Bonn 1977, Bouvier-Verlag Herbert Grundmann. DM 18,—.

Man ist es langsam gewohnt, in der Märchenpublikation immer wieder Bände zu begegnen, die „Märchen vor Grimm“ oder „Märchen nach Grimm“ sind, und selbstverständlich auch Märchen, die auf handschriftliche Fassungen zurückgehen, die vor die endgültigen Ausgaben der „Kinder- und Hausmärchen“ zurückgehen. In diese Gruppe gehört der vorliegende schmale Band mit seinen 48 Texten, die sich im Grimm-Schrank der Preußischen Staatsbibliothek befinden, wo sie vor allem Johannes Bolte, aber auch Karl Schulte-Kemminghausen, Kurt Schmidt und Wilhelm Schoof fanden und herausgaben. Nun liegt eine Ausgabe dieser seinerzeit von den Brüdern Grimm weggelegten handschriftlichen Fassungen vor, welche für die Märchenforschung sicherlich von Bedeutung ist. Die Texte sind genau im Sinne einer germanistischen Textkritik herausgegeben, mit Hilfe der namentlich angeführten Mitglieder des Seminars Röllekes in Wuppertal. An die Texte sind genaue Herkunftsangaben angeschlossen, welche nicht nur die bisherigen Abdrucke nachweisen, sondern auch über Herkunft und Stellung der einzelnen Erzählungen Aufschluß geben, von denen etwa ein Drittel Sagen und Legenden sind. Für die österreichische Märchenforschungsgeschichte ist es von einer gewissen Bedeutung, daß als Nr. 1 der „König Eisenhüt“ veröffentlicht erscheint, den 1815 der Wiener Romantiker Georg Passy Jacob Grimm übergeben hat, nach einer „alten Frau in Wien“ als Gewährsperson. Aber auch dieses gut erzählte und mündlich tradierte Märchen geht doch auf die italienische Schwanktradition, also auf Boccaccio (II, 5) und Basile (III, 4) zurück, weshalb es die Brüder Grimm wohl zurückgestellt haben mögen. In den Handschriften kommen viele damalige Freunde der Brüder Grimm zur Geltung: Anna von Haxthausen ebenso wie Jenny von Droste-Hülshoff, Ludwig Aurbacher und der Sohn Wilhelms, also Hermann Grimm, sowie der Germanist Karl Goedeke. Das schmale Buch gewährt also auch einen gewissen Einblick in die geistige Welt der Menschen um die Brüder Grimm, die an ihrem großen Werk doch beträchtlichen Anteil hatten.

Leopold Schmidt

**Heinz Rölleke**, *Der wahre Butt*. Die wundersamen Wandlungen des Märchens vom Fischer und seiner Frau, vorgestellt und erläutert. 104 Seiten, mit 22 Abb. Köln—Düsseldorf 1978, Eugen Diederichs Verlag. DM 14,80.

Das Erscheinen des umfangreichen Romanes „Der Butt“ von Günter Grass hat Verfasser und Verlag angeregt, die Sammlungs- und Forschungsgeschichte des Märchens vom Fischer und seiner Frau in einer kleinen Monographie darzustellen. Das Märchen ist einstmals von Philipp Otto Runge aufgezeichnet worden, und man muß nach erneuter und wiederholter Lektüre doch wohl sagen: nicht nur aufgezeichnet, sondern künstlerisch gestaltet, ganz einzigartig stilisiert, und mit bestimmten Kunstgedanken des großen Malers durchsetzt. Denn die herrlichen Beschreibungen des Farbwechsels des aufgebrachtten Meeres stimmen offenbar mit jenen Gedanken überein, die Runge dann in seiner „Farbkugel“ auszuführen versucht hat.

Das steht aber hier nicht im Vordergrund, Rölleke hat die Aufzeichnung Runges an den Anfang einer kleinen Reihe von Fassungen des gleichen Mär-

chens gestellt, wie sie im Lauf des 19. Jahrhunderts von Hessen, Baden, Schwaben und Mecklenburg, von Schleswig und der Mark Brandenburg ausgehend weiterhin in Frankreich, Spanien, ja in Sibirien und in Finnland gefunden wurden. Den Abschluß des Textteiles bildet die Aufzeichnung August Stöbers aus dem Elsaß von 1842, mit dem goldenen Vögelchen als Helfer. Rölleke hat der hübschen Ausgabe die schönsten Märchenillustrationen des so ganz besonderen Fischer-Märchens hinzusetzen lassen, von denen die Zeichnung von Marcus Behmer von 1920 vielleicht noch immer den stärksten Eindruck macht. Ein gelungener Band, dem das Anknüpfen an einen Roman der Gegenwartsliteratur nicht schadet.

Leopold Schmidt

**Märchen der Weltliteratur.** Begründet von Friedrich von der Leyen. Herausgegeben von Kurt Schier und Felix Karlinger. Neue Bände.

**Märchen aus Mexiko.** Herausgegeben und übersetzt von Felix Karlinger und Maria Antonia Espadinha. Düsseldorf—Köln 1978, Eugen Diederichs Verlag. 256 Seiten. DM 26,—.

Die berühmte Märchen-Reihe des Diederichs-Verlages bringt immer wieder neue Bände, wobei mancher davon andere schon bewährte ergänzt. Für Mexiko glaubten wir mit dem Band von Walter Krickeberg, Märchen der Azteken und Inkaperuaner, Maya und Muisca. Jena 1928, bzw. Düsseldorf—Köln 1976, versorgt zu sein. Jetzt stellt sich heraus, daß Mexiko, das sich als Indianerstaat fühlt, doch weitgehend Land der Mestizen ist, in dem ja bekanntlich auch Spanisch als Landessprache gesprochen wird, wodurch der europäische Anteil an der Volkskultur schon betont erscheint. Das hat die Herausgeber veranlaßt, neben die altmexikanischen Mythenmärchen und die im wesentlichen als Tierfabeln auftretenden Indianermärchen nunmehr auch Märchen mit deutlichen europäischen Beziehungen und Legendenmärchen zu stellen, auf die Felix Karlinger nun doch schon seit langem so intensiv aufmerksam macht. Trotz der manchmal in Mexiko praktizierten Kirchenfeindschaft ist das Land auf seine Weise doch christlich, und die Legende aus der Volkserzählung daher nicht auszuschalten.

Der vorzüglich gemachte Band mit dem aufschlußreichen Nachwort, dem guten Literaturverzeichnis und den lesbaren Anmerkungen (bei denen im Gegensatz zu früheren Bänden auf die internationalen Typennummern verzichtet wurde), bringt tatsächlich so manches Märchen, das mit europäischen Überlieferungen aufs engste verbunden ist. So 22 „Die Blume, die sang“, was zum „Singenden Knochen“ zu stellen ist; so 24 „Juan Oso“, ein offensichtliches Bärensohnmärchen; so 33 „Der dankbare Tote“, oder 34 „Der gute Räuber“, so die Schwänke 35 von „Pedro de Urdemalas“, einer Eulenspiegelfigur. Die Legendenmärchen, etwa 36 „Der heilige Rafael als Begleiter“ oder 37 „Die heiligen drei Könige als Paten“ gehen manchmal merkwürdige Wege. Manches davon, etwa 39 „Was Jesus und Petrus in unserem Lande passierte“ oder 40 „Der Pfarrer und der alte Mann“, mag einstmals als Predigtexempel erzählt worden sein. Anderes, wie etwa 46 „Der Zauberer-Wettkampf“ kommt offenbar aus der Groschenheft-Literatur, deren Bedeutung man also auch in Mittelamerika nicht ausschließen kann.

So bleibt das Bild des Märchens in Mexiko ein sehr buntes, man freut sich, damit bekanntgemacht worden zu sein. Das Nachwort erwähnt (S. 226) ein gedankenvolles Wort des Philosophen Samuel Ramos: „Er — der Mexikaner — ist kein Europäer, denn er lebt in Amerika, und er ist ebenso wenig Amerikaner, denn der Atavismus erhält ihm den europäischen Sinn des Lebens.“ Das läßt sich tatsächlich an den hier vorgelegten Märchen ablesen.

**Märchen aus dem Kaukasus.** Herausgegeben von Isidor Levin. Übersetzt von Gisela Schenkowitz. Düsseldorf—Köln 1978, Eugen Diederichs Verlag. 320 Seiten. DM 26,—.

Den Märchen der vielen Völker des Kaukasus hat die Sammlung Diederichs schon bald nach ihrer Gründung einen ganz vorzüglichen Band gewidmet: Adolf Dirr, Kaukasische Märchen, ausgewählt und übersetzt. Jena 1920. Auf dieses Werk des Münchner Kaukasisten hat sich unsere Kenntnis Jahrzehnte hindurch gestützt, und es wäre denkbar gewesen, wenn der Band einfach wieder aufgelegt worden wäre.

Aber die heute in der Sowjetunion betriebene Märchenforschung hat offenbar Wert darauf gelegt, daß einer ihrer führenden Forscher von heute den Band völlig neu machen möge, und so ist diese sehr genau gearbeitete Auswahl von Isidor Levin erschienen, welche mit Nachwort, Quellenverzeichnis und Anmerkungen den Inhalt erschließt. Levin ist bei der Form der Kommentierung vieler früherer Bände geblieben, welche die Angabe der internationalen Typen-Nummern miteinschließt.

Der Band beweist, daß Isidor Levin ein Meister der Märchenforschung ist. Das sehr vielseitige, sehr klar geschriebene Nachwort versucht in gebotener Kürze Geschichte und Kulturgeschichte der Kaukasusvölker nachzuerzählen, mit deutlich ironischem Abstand gegenüber vielen gerade an den Kaukasusvölkern versuchten Theorien. Da fallen die Streiche gegen die Topoi der „alten Ethnographie“ ganz schön dicht, selbstverständlich gegen das „sich selbst ähnliche Volk“, das einer bestimmten Landschaft durch „Blut und Boden“ „organisch“ entwachsen sei (S. 292) und ähnliches mehr. Den Märchenforscher freut eben die „nationale Individualität“ nicht, glaubt er doch die übernationalen Züge weit stärker zu spüren. Er fühlt das Romantische an einem „hypostasierten Geist der Nation“, dem „angeblichen Schöpfer aller Werte“ (S. 293). Es geht da manchmal recht hart her: „Die positiven Personen — sc. des Märchens — gelten als Repräsentanten der eigenen Nation bzw. deren werktätiger Klasse, oder auch als Personifikation der nützlichen Naturkräfte. Die negativen Gestalten hingegen werden selbstredend als Vertreter der feindlichen Nation bzw. der Ausbeuterklasse oder auch als Verkörperung der noch nicht bezwungenen Naturkräfte gedeutet.“ Levin stellt sich abseits von solcher „Schwarzweißmalerei“ und versucht philologisch und historisch gerecht zu sein, wobei er die vielfach angeschnittenen Fragen von „Monogenese“ und „Polygenese“ auch überlegen behandelt, und „ahistorische Lehren“ ablehnt (S. 294). Seine Schlußfolgerung aus der Geschichte der kaukasischen Märchenforschung lautet jedenfalls: „Die Bevölkerung Kaukasiens ist eine geographisch offene, historisch gewachsene Kulturgemeinschaft, sie hat am eurasischen Märchenrepertoire teilgenommen. Ihr Erzählgut ist lokal, epochal und sozial bedingt, es ist national nicht zu entflechten.“ (S. 296).

Die schöne Sammlung mit ihren genau gearbeiteten Nachweisen stellt also darüber hinaus ein sehr nachdenklich geschriebenes Werk dar, das nicht nur der Märchenforschung angehört, sondern von der ganzen Volkskunde zur Kenntnis genommen werden sollte.

Leopold Schmidt

**Zuwachsliste der Bibliothek des Österreichischen Museums für Volkskunde  
Haus und Architektur**

Erstellt von Klaus Gottschall

- Arbeitsgemeinschaft Alpenländer. Symposium: Bauen im Alpenraum, in Bad Gastein vom 6. bis 8. Oktober 1977, Tagungsunterlagen und Empfehlungen an die Landesregierungen, 59 S. u. 10 S., Xerox. 24.777 SA
- L'Architecture rurale française, Corpus des genres, des types et des variantes. Collection dirigée par Jean Cuisenier, Musée national des arts et traditions populaires, Paris. Berger-Levrault, éditeurs.  
Bd. I: Raulin, Savoie, 1977, 241 S., Abb.  
Bd. II: Raulin, Dauphiné, 1977, 277 S., Abb.  
Bd. III: Raulin, Ravis-Giordani, Corse, 1978, 253 S., Abb.  
24.633 N/1 ff.
- Das Bauernhaus in der Schweiz, hrsg. vom Schweizer Ingenieur- und Architekten-Verein. Zürich 1903, Unveränderter Nachdruck im Curt R. Vincentz Verlag, Hannover 1974/75, Textband 30 S., 47 Abb., 62 Taf. 24.468 T
- Konrad Bedal: Haus und Stadel, Bäuerliches Bauen in der Oberpfalz. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1975, 104 S., 70 Fotos und Zeichnungen (Pläne), 1 Karte (= Oberpfälzer Kostbarkeiten). 23.964 N
- Beiträge zur Hausforschung. Im Auftrag des Arbeitskreises für Hausforschung, hrsg. von Joachim Hähnel. Im Selbstverlag des Arbeitskreises für Hausforschung, Detmold 1975 ff. 24.236 Z
- Bericht über die Fachtagung 1975 der Arbeitsgemeinschaft „Volkskunde“: Flur — Siedlung — Haus. Hrsg. vom NÖ Bildungs- und Heimatwerk, Wien 1976, 75 S., Xerox. 23.735 SA
- Günther Biermann: Ein Pfostenspeicher aus dem Görtschitztal (Ktn.), Sonderdruck ex: ÖZV Bd. XXXI/80, Heft 1, 1977, S. 42—49, 3 Zeichnungen. 24.413 SA
- Walter Blaser: Bauernhausformen im Kanton Aargau, Ein Beitrag zur aargauischen Siedlungs- und Hausgeographie. Verlag Sauerländer, Aarau 1974, 177 S., 106 Abb., 14 Karten, 11 Tab., 33 Fig. (= Pläne, Diagramme). 23.282 N
- Werner Blaser: Der Fels ist mein Haus (Le rocher est ma demeure — The Rock is my Home). WEMA-Verlag, Au (Zürich) 1976, 224 S., 216 Fotos und Zeichnungen, Pläne. 24.378 N
- R. H. Buchanan, R. A. Butlin, D. McCourt: Fields, Farms and Settlement in Europe. Hrsg. vom Ulster Folk and Transport Museum, 1976, 161 S., zahlreiche Abb., Karten, Diagramme. 23.900 N
- A. Cayla: Maisons de Guyenne et de Gascogne, Editions Serg, Ivry 1977, 121 S., Abb. 25.095 N
- Kenneth Clarke, Ira Kohn: Kentucky's Age of Wood. The Kentucky Bicentennial Bookshelf, Kentucky 1976, 77 S., 75 Abb. 24.376 N

- A. D a m b l e f f: Mittelalterliches Siedeln und Bauen in der Soester Börde. Mitteilungen zur Baupflege in Westfalen, hrsg. vom Landesamt für Baupflege im Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Leitung Karl Brunne, Heft 9, 15 S., Abb. 1964. 24.677 SA
- Hans D i p l i c h: Barocke Formen des Bauernhauses in Südosteuropa. Festansprache bei der Verteilungsfeier des Georg-Dehio-Preises in Eßlingen am 17. 5. 1974. Sonderdruck aus: Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B (Wiss. Arbeit), Nr. 31, München 1974, S. 1—16. 23.240 SA
- Jacques F r é a l: L'architecture paysanne en France, La maison, Editions Serg, Ivry 1977, 375 S., Abb. 25.096 N
- Torsten G e b h a r d: Alte Bauernhäuser. Von den Halligen bis zu den Alpen. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1977, 195 S., 348 Abb. 24.562 N
- D e r s e l b e: Der Bauernhof in Bayern. Süddeutscher Verlag, München 1975, 168 S., 265 Abb. und Pläne. Ebenso: 2. Auflage 1976. 23.470 N
- Nándor G i l y é n, Ferenc M e n d e l e, János T ó t h: A felső-tisza vidék népi építésze (Volkstümliche Architektur im oberen Theißgebiet). Müszaki Könyvkiadó, Budapest 1975, 215 S., 275 Abb., 5 Farbtaf.
- Franz G r i e s h o f e r: Haus und Hof im sozio-kulturellen Wandel. Sonderdruck ex: Wissenschaftliche Arbeiten des Burgenlandes, Eisenstadt 1976, Bd. 56, S. 129—158, 11 Abb., 3 Karten. 23.833 SA
- Georg G r ü l l: Bauernhaus und Meierhof. Zur Geschichte der Landwirtschaft in Oberösterreich. OÖ Landesarchiv Linz, 1975, 359 S., 18 Abb. (= Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs, Bd. 13). 23.586 N
- Maren H e y n e: Taubentürme in Tinos. Verlag Dieter Fricke, Frankfurt am Main 1977, 68 S., Abb. 25.092 N
- Gerhard K a p n e r: Von der Denkmalpflege zur Altstadterhaltung (am Beispiel Wien). Sonderdruck ex: Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, 30. Jahrgang, Wien 1975, Nr. 4, S. 90—95. 23.491 SA
- Johann K r ä f t n e r: Naive Architektur in Niederösterreich, mit einem Vorwort von Robert Krier. Verlag NÖ, Pressehaus, St. Pölten 1977, 176 S., 130 Abb. 24.500 N
- Jarmila K r č á l o v á: Centrální stavby České Renesance, Československá (= Zentralgebilde der böhmischen Renaissance). Akademie věd, Akademie, Prag 1976, 100 S., 53 Abb., 7 Zeichnungen. 24.816 N
- Harry K ü h n e l: Althausanierung in Krems an der Donau. Sonderdruck ex: Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, 30. Jg., Wien 1975, Nr. 4, S. 96—99. 23.491 SA
- Gregor M a r t i n L e c h n e r, OSB.: Theorie der Architektur. Jahresausstellung 1975, 19. 4. bis 26. 10., 23. Ausstellung des Graphischen Kabinetts, der Kunstsammlungen und der Stiftsbibliothek, Stift Göttweig 1975, 96 S., Abb. 23.306 FM-Ö
- L. L u k á c s: Denkmäler der Volksarchitektur auf dem Weinberg von Zámoly, in: Alba Regia, Annales Musei Stephani Regis XV., Separatum, Székesfehérvár 1976, S. 242 ff., Abb. 24.900 SA

- Elfi Lukas: Haus und Gehöft im Obdacher Land, Dissertation, Graz, Feber 1977, 442 S., Karten, Abb. 25.190 N
- Sandor Orbán: Ungarische Gehöfte, Probleme und Lösungen. Aus der Vortragsreihe im Collegium Hungaricum. 1/78. 13 S., Xerox. 25.144 SA
- Tomislav Premerl: Zagrebačka moderna arhitektura izmetu dva rata. (Zagrebs moderna Architektur zwischen zwei Kriegen). Muzej Grada Zagreba, 30. 12. 1976 bis 15. 1. 1977, 20 S. 24.422 FM-A
- Otto Rauter: Häuser — Höfe — Handwerkskunst, Bäuerliche Kultur im Zillertal. Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1978, 208 S., Abb. und Skizzen. 25.303 N
- Wilhelm Reulecke: Haus, Hof und Feld. Sammlung Reulecke, Katalog zur Sammlung. Bensberg 1970, 1973, 40 und 28 S., Abb. 23.858 FM-A
- André Sarazin: Fermes et Logis du Bocage de l'Ouest, Anjou, Maine, Vendée. Editions Serg, Ivry 1975, 135 S., Abb. 25.094 N
- A. Sarazin, D. Jeanson: Maisons rurales du Val de Loire, Touraine, Blesois, Orléanais, Sologne; Editions Serg, Ivry 1977, 119 S., Abb. 25.093 N
- Ivan Sedej: Kmečka hiša na slovenskem alpskem ozemlju. (Das Bauernhaus im slowenischen Alpenbereich). Ljubljana 1970, 46 S., Abb. 24.625 FM-A
- Hermann Schilli, Vogtsbauernhof in Gutach im Schwarzwald, Führer durch das Schwarzwälder Freilichtmuseum, hrsg. vom Ortenaukreis Offenburg, 51968, 81 S., Zeichnungen und Karten. 25.313 FM-A
- Derselbe: Der Vogtsbauernhof. Das Schwarzwälder Freilichtmuseum. Mit Fotos von Heinz Finke und Ralf Heitz. Moritz Schauenburg Verlag, Lahr-Schwarzwald 1975, 104 S., 73 Abb., 3 Karten. 23.455 FM-A
- Richard Schlegel, Kurt Conrad: Das Salzburger Bauernhaus und die Aufgaben einer landschaftsgebundenen Baupflege; Salzburg, Natur — Kultur — Geschichte. 1. Jg., 1960, Folge 1, S. 24—27, 8 Abb., Xerox. 24.490 SA
- Leopold Schmidt: Bauernhausforschung und Gegenwartsvolkkunde. Sonderdruck ex: ÖZV Bd. XXIX/78, Wien 1975, S. 307—324. 23.514 SA
- Derselbe: Menschen und Häuser im Lungau, Sonderausstellung im ÖMV, Wien. Sonderdruck ex: Kultur im Zeitgeschehen, Österr. Ärztezeitung, 30. Jg., 1975, H. 23, S. 1523 f. 23.575 SA
- Wilhelm Schott: In einem kühlen Grunde. Bilder verschwundener Mühlen. Mit Gedichten von Bürger bis Rühmkorf. Gesammelt und eingeleitet von Rolf Hochhuth, Winkler, München 1978, 80 S., Abb., großteils in Farbe. 25.305 N
- Kristian Sotriffer: Die verlorene Einheit, Haus und Landschaft zwischen Alpen und Adria. Edition Tusch, Wien 1978, 160 S., zahlreiche Abb., z. T. in Farbe. 25.307 N
- Renato Stopani et al.: La casa rurale nel chianti, Centro studi sulla cultura contadina del chianti, biblioteca comunale di Radda, Salimbeni Libreria editrice, Firenze 1978, 31 S., 52 Abb., Katalog. 25.311 N

- Josef Vařeka: Lidové stavitelství Slánska (Ländliches Bauwesen im Gebiet der Stadt Slaný). Třebíz 1976, 46 S., Abb. 24.705 SA
- Robert Waissenberger et al.: Klassizismus in Wien, Architektur und Plastik, 56. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, Karlsplatz; 87. Wechselausstellung der Österr. Galerie, Wien, 15. 6. bis 1. 10. 1978, 180 S., 48 Abb. 25.238 FM-Ö
- Karl Weiss: Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken, 2. vermehrte und verbesserte Auflage, hrsg. vom Österr. Ingenieurs- und Architekten-Vereine. Verlag Carl Gerold's Sohn, Wien 1865, 148 S., 35 Abb., 1 Plan. 24.269 N
- Trudy West: The Timber-frame House in England (Das Fachwerkhäuser in England.) Illustrations by Paul Dong, Architectural Book Publishing Co., New York, N. Y. 10 016, 1971, 222 S., 39 Abb., 51 Textabb. 24.377 N
- Heinrich Zimburg: Die Baudenkmäler von Badgastein, Sonderdruck ex: Badgasteiner Badeblatt, Nr. 11, 12, 18, 19, 23, 24 / 1963, 63 S., Abb. Verlag der Kurverwaltung Badgastein. o. J. 24.793 SA

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger Ges. m. b. H., Wien I  
Wien 1978

# Grundzüge und Probleme heutiger Volksmedizinforschung in den Ostalpen

Von Elfriede Grabner

Über\*) Grundzüge und Probleme heutiger Volksmedizinforschung zu sprechen, wie ich es in einer kurzen Darstellung versuchen möchte, scheint in einer Zeit der Verunsicherung der Geisteswissenschaften, unter der besonders unsere volkskundliche Disziplin leidet, nicht ganz leicht. Daß es sich dabei um eine schwierige Materie handelt, beweist schon die Tatsache, daß volksmedizinische Vorlesungen verhältnismäßig selten gehalten werden. So wurde z. B. an der Grazer Lehrkamzel, die ich hier besonders im Auge habe, letztmals im Wintersemester 1958/59 von Leopold Kretzenbacher, der damals noch als ao. Professor an der „Alma Mater Graecensis“ lehre, ein einstündiges Kolleg über Volksmedizin gelesen. 15 Jahre lang gab es dann in der Grazer Volkskunde keine volksmedizinische Themenstellung mehr. Erstmals im Wintersemester 1973 habe ich im Rahmen eines Lehrauftrages versucht, auf den Grundlagen meiner eigenen mehrjährigen Beschäftigung mit diesem Spezialgebiet, eine Einführung in die Probleme dieses so sehr vernachlässigten Teilbereiches der Volkskunde zu geben. Seither konnte ich diesen Lehrauftrag in weiteren Vorlesungen mit ergänzenden Materialien ausbauen.

Zur Forschungsgeschichte dieses Spezialgebietes der Volkskunde ist einiges vorzuschicken. Die Volksmedizin trat verhältnismäßig spät in den Gesamtbereich volkskundlicher Forschung und wurde von dieser sehr lange nur wenig beachtet. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts findet sie im deutschen Sprachraum ihre erste wissenschaftliche Entfaltung. Es waren fast ausschließlich Ärzte, die um diese Zeit die Volksmedizin als besonderes Forschungsgebiet hervorgehoben haben. Einer der ersten – und dies wird vielfach übersehen – war der Rostocker Arzt Georg Friedrich Most, der 1843 eine „Encyklopädie der gesamten Volksmedizin“ (Leipzig 1843) herausbringt, die übrigens vor kurzem von der Akademischen Druck- und Verlagsanstalt in Graz einen unveränderten Nachdruck erfuhr<sup>1)</sup>. Nach Flügels „Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde“ (München 1863)

---

\*) Gastvortrag vom 30. Mai 1978 am Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde der Universität München.

<sup>1)</sup> G. F. Most, Encyklopädie der gesamten Volksmedizin. Leipzig 1843. Neudruck mit einer Einleitung von K. Frick und H. Biedermann, Graz 1973.



und Michael R. Bucks „Medicinisher Volksglauben und Volksbergglauben in Schwaben“ (Ravensburg 1865) – beide waren Landärzte –, waren es vor allem die grundlegenden Studien, die wir dem Tölzer Badearzt Max Höfler verdanken. Sein „Deutsches Krankheitsnamen-Buch“ (München 1899) ist bis heute ein wichtiges Nachschlagewerk in der Volksmedizinforschung geblieben. Das umfassende Werk „Vergleichende Volksmedizin“ (2 Bände, Stuttgart 1908/09) stammt von den Wiener Ärzten Oskar Hovorka und Adolf Kronfeld. Der Hamburger Augenspezialist Siegfried Seligmann<sup>2)</sup> hat ein ganzes Leben dem Studium des Abwehrzaubers und der Amulette gewidmet und auch Viktor Fossel<sup>3)</sup>, der zum erstenmal die Volksmedizin der Steiermark bearbeitete, war Bezirksarzt und Sanitätsrat in Graz.

Heinrich Marzell hat sich besonders von der Botanik her der Volksmedizin genähert. In dem von Adolf Spamer herausgegebenen zweibändigen Sammelwerk „Die deutsche Volkskunde“ (Leipzig 1934) erscheint von ihm auch ein Kapitel über die Volksmedizin, das vor allem die Bedeutung der Heilpflanzen besonders hervorhebt. Marzell hat vier Jahre später, neben zahlreichen größeren und kleineren Studien, eine Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen (Stuttgart 1938) vorgelegt und so von der Botanik her wertvolle Beiträge geliefert.<sup>4)</sup> Das „Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen“, das seit 1937 in Lieferungen vom selben Verfasser herausgegeben wurde, ist heute, obwohl unvollendet geblieben, zu einem unentbehrlichen und von umfassender Sachkenntnis getragenen Nachschlagewerk geworden.

Gustav Jungbauer gab 1934 in seiner „Deutschen Volksmedizin“, die er als „Grundriß“ bezeichnet, erstmals eine Zusammenfassung volksmedizinischer Praktiken und Vorstellungen von rein volkskundlicher Seite her. Die Volkskunde hat sich also sehr spät auf ihr „Stiefkind“, wie es Jungbauer treffend bezeichnet, besonnen und eine wissenschaftliche Bearbeitung aufgenommen. Damit sollte die lange bestehende Lücke im volkskundlichen Schrifttum ausgefüllt werden.

---

<sup>2)</sup> S. Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes. 2 Bd., Berlin 1910. Derselbe, Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens. Hamburg 1922.

Derselbe, Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der unbelebten Natur mit besonderer Berücksichtigung der Mittel gegen den bösen Blick. Eine Geschichte des Amulettwesens. Hsg. von W. Krickeberg, Stuttgart 1927.

<sup>3)</sup> V. Fossel, Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark. Graz, 2. Aufl. 1886.

<sup>4)</sup> H. Marzell, Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen. Stuttgart 1967 (Reprografischer Nachdruck der 2. verm. und verbesserten Auflage von „Unsere Heilpflanzen. Ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde“. Stuttgart 1938).

Jungbauer betont die von ihm eingeschlagene Methode in der Erforschung der Volksmedizin, die den Ursachen und Zusammenhängen der Erscheinungen nachzugehen versucht und deren Entstehung und Entwicklung betrachtet. Außer den psychologischen Grundlagen seien auch die sprachlichen und dichterischen Seiten dieses Gegenstandes zu betrachten, wie sie besonders in Krankheitsnamen und Heilsegen zum Ausdruck kommen. Er gliedert seine Volksmedizin in sechs große Hauptkapitel, die Krankheitsnamen, Entstehung, Vorbeugung und Schutzmittel, Bestimmung der Krankheit, Heilung und Tierheilkunde umfassen. Die allgemeine Einteilung in Erfahrungs- und Zaubermedizin wird hier nach dem Medizinhistoriker Paul Diepgen beibehalten, wie überhaupt die medizinhistorische Betrachtungsweise äußerst befruchtend in die volkskundliche Methode eingreift. Diepgen selbst hat von dem von ihm gegründeten und geleiteten Institut für Geschichte der Medizin, Technik und Naturwissenschaften in Berlin aus grundsätzliche Studien zu diesen Problemen vorgelegt<sup>5</sup>). Dann jedoch wird es stiller um das volksmedizinische Forschungsgebiet, und es tritt allmählich ganz zurück. Der Grund für dieses Zurücktreten mag wohl darin zu suchen sein, daß man Volksmedizin vielfach mit Aberglauben und „Gesunkenem Kulturgut“ gleichsetzte und sie dadurch immer mehr aus dem Interesse der Forschung rückte. Erst die neuen Wege von Biologie und Medizin haben vielfach auch wieder so mancher volksmedizinischen Vorstellung zu ihrem Recht verholfen, wenn es sich um altes, wohl erprobtes Wissen, um die heilsamen Kräfte der Natur handelt. Es ist durchaus kein Zufall, daß ein modernes dermatologisches Lehrbuch aus der Feder von Georg Alexander Rost<sup>6</sup>) (Heidelberg 1948) mit allem Nachdruck auf die Wichtigkeit der Berücksichtigung volksmedizinischer Traditionen hinweist. In der Tat handelt es sich bei so manchen volksmedizinisch verwendeten Drogen vielfach um altes, auch in der zünftigen Arzneiwissenschaft früher übliches Heilgut, das im Laufe der letzten Jahrhunderte als wenig wirksam aus den Magazinen der Apotheken ausgeschieden wurde und dann in Vergessenheit geriet. Und nun greift die moderne Heilkunde wieder auf so manches Alte zurück und erregt durch diese Feststellungen ungewöhnliches Publikumsinteresse.

Die Volksmedizinforschung war in den deutschsprachigen Ländern jahrzehntelang zu einem kümmerlichen Dasein verurteilt. In den volkskundlichen Sammelwerken wird sie meist nebensächlich behandelt. So

---

<sup>5</sup>) P. Diepgen, Deutsche Volksmedizin, wissenschaftliche Heilkunde und Kultur. Stuttgart 1935.

Derselbe, Volksmedizin und wissenschaftliche Heilkunde. Ihre geschichtlichen Beziehungen. In (Volk und Volkstum, Jahrbuch f. Volkskunde, Bd. 2, München 1937, S. 37 ff.).

<sup>6</sup>) G. A. Rost, Lehrbuch der Haut- und Geschlechtskrankheiten. Berlin, Göttingen, Heidelberg, 2. verm. und erw. Aufl. 1948, S. 8.

ist ihr z. B. in Adolf Bachs „Deutscher Volkskunde“, die 1960 in 3. Auflage erschien, nicht einmal eine volle Seite eingeräumt. Und seit Gustav Jungbauers „Volksmedizin“ gibt es keine zusammenfassende Darstellung mehr.

Auch die Jahre vor und nach dem zweiten Weltkrieg bringen für die Volksmedizinforschung kaum neue Impulse. Volkskundler, Medizinhistoriker und vereinzelt auch Mediziner melden sich zu Wort, ohne jedoch wesentlich Neues auszusagen. Erst 1950 hat Hanns Otto Münsterer im „Bayerischen Jahrbuch für Volkskunde“ „Grundlagen, Gültigkeit und Grenzen der volksmedizinischen Heilverfahren“ in einem programmatischen Überblick umrissen. Wieder ist es ein Arzt, der sich mit den Problemen der Volksmedizin auseinandersetzt und erkennt, daß die alte Definition, wie sie Max Neuburger 1908 in der Einleitung zur „Vergleichenden Volksmedizin“ von Hovorka-Kornfeld gegeben hat, unter der man „alle von alters her übernommenen Krankheitsvorstellungen und Heilverfahren im Gegensatz zur wissenschaftlichen Medizin“ verstehe, heute nicht mehr in dieser Form zu halten sei. Denn auch die Volksmedizin sei dem Wandel unterworfen, und man müßte bei jedem Verfahren auch die Frage aufwerfen, wann es ein den volksmedizinischen Heilschatz einging und ob es sich wirklich um Althergebrachtes und kontinuierlich Überliefertes handle. Ein Querschnitt durch die Volksmedizin sehe heute (d. h. also um 1950) eben anders aus als vor 50 oder 100 Jahren. Man müsse sich also entschließen, als Volksmedizin großzügig alles zu bezeichnen, was auf dem Gebiete der Krankheitsbekämpfung und Vorbeugung außerhalb der wissenschaftlichen Heilkunde im Volke lebendig ist. Damit erscheint der Rahmen der Volksmedizin erstmals freilich weit gespannt. Die neue Formulierung ist im wesentlichen schon in dem 1955 bzw. 1974 in 3. Auflage von Erich und Beitz herausgegebenen „Wörterbuch der Deutschen Volkskunde“ berücksichtigt worden, wenn die Definition dort lautet: „Volksmedizin ist der Inbegriff aller im Volke lebenden Anschauungen von der Krankheit und der dagegen angewandten Heilmethoden“. Daß eine solche, weit über 20 Jahre zurückliegende Definition heute nicht mehr befriedigen kann, liegt auf der Hand. Man weiß es auch schon seit hundertfünfzig Jahren, daß Wissenschaftsbezeichnungen mit „Volk“ als Bestimmungswort unzulänglich sind. Aber mit einer bloßen Umbenennung der Bezeichnung „Volksmedizin“ in „Heilkulturwissenschaft“, „Heilkultursoziologie“ oder „Sozio-Medizin“, wie es Helmut Fielhauer<sup>7)</sup> neuerdings in einer recht polemischen Arbeit in den „Mitteilungen der Anthropologischen

---

<sup>7)</sup> H. P. Fielhauer, Volksmedizin – Heilkulturwissenschaft. Grundsätzliche Erwägungen an Hand von Beispielen aus Niederösterreich (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 102/1973, S. 114–136).

Gesellschaft in Wien“ fordert, ohne aber selbst eine neue Definition vorzulegen, ist es nicht getan. Ebenso hilft auch das von ihm verwendete Vokabular der sogenannten, 1970 gefaßten, „Falkensteiner Resolution“ mit „Objektivationen, Subjektivationen, soziokulturalen Werten“ und ähnlichen, an Wortmagie grenzenden Sprachgebilden hier nicht weiter. Solche gewaltsam konstruierten Bezeichnungen, die hier als „Ersatz“ angeboten werden, sind kaum als Erkenntnis fördernde Leistungen, die eine „Definition“ ersetzen könnten, zu bewerten. Sie bringen eher noch mehr Verwirrung als Klärung.

Auch die – übrigens von Fielhauer völlig übersehene – schon 1971 publizierte Definition des Hamburger Ethnologen Joachim Sterly<sup>8)</sup> bringt im wesentlichen keine neuen Aspekte. Sterly ersetzt die Bezeichnung „Volksmedizin“ durch „Ethnomedizin“ und versucht das Arbeitsfeld dieser Sparte wie folgt zu umreißen: „Ethnomedizin oder Ethnoiatrie ist keine Disziplin der Schulmedizin, ja nicht einmal eine eigene wissenschaftliche Disziplin. Sie wäre anzusprechen als interdisziplinärer Bereich zwischen Ethnographie oder Ethnologie und Medizin. Streng genommen befaßt sie sich mit der Krankheits- und Heilkunde, die nicht wissenschaftlich im Sinne der akademischen Medizin ist, gleich welcher ethnischen Herkunft sie sein mag.“

Doch verlassen wir nun die – meines Erachtens im gegenwärtigen Forschungsstand wenig sinnvollen und vor allem kaum Erkenntnis fördernden – Definitionsversuche für ein Spezialgebiet unserer Disziplin und wenden wir uns der weiteren Arbeitsweise, die vielleicht weniger an Theorien, dafür aber eine Reihe wichtiger und grundlegender Studien vorgelegt hat, zu.

Charakteristisch für den Weg heutiger Forschung ist die positive Einstellung der modernen Medizin zur Volksheilkunde. Der Grazer Hygieniker Josef Richard Möse<sup>9)</sup> hat schon 1958 die Bedeutung der Volksheilkunde für die moderne Antibiotikaforschung hervorgehoben und sie durchaus nicht als unzeitgemäß abgetan. Natürlich wird man in der Volksmedizin immer wieder auf vieles stoßen, das durch die heutige, wesentlich breitere und tiefere Erkenntnisgrundlage überholt ist. Man wird die primitiven und verzerrten Methoden nicht zu reaktivieren trachten. Es ergibt sich daraus, daß die exakte Überprüfung der Wirkung althergebrachter Heilpflanzen keineswegs bedeutungslos ist. Diese Forschung führte bis heute nicht nur zu theoretischen, neuen Erklärungen, sondern zu einer Reihe gut wirksamer antibiotischer Präparate.

---

<sup>8)</sup> J. Sterly, Ethnomedizin. Entwurf einer Zeitschrift (Ethnomedizin. Zeitschrift für Interdisziplinäre Forschung, Bd. 1, Hamburg 1971, S. 6).

<sup>9)</sup> J. R. Möse, Volkstümliche Pflanzenheilkunde im Lichte moderner Antibiotikaforschung (Die Heilkunst, München 1958, H. 7).

Auch die Rechtswissenschaft hat in den letzten Jahren ihre Aufmerksamkeit der Volksmedizin zugewendet, und es ist zu erfreulichen Begegnungen zwischen den beiden Wissensgebieten gekommen. So hat der 1971 leider verstorbene Grazer Rechtswissenschaftler *Herbert Fischer*<sup>10)</sup> in der Zeitschrift „Antaios“ die Heilgebärden behandelt und einen wichtigen Beitrag zu einem kaum bearbeiteten Thema geliefert. Schon 1960 und später nochmals 1967 in erweiterter Form, hat *Franz Grass*<sup>11)</sup> auf die engen Beziehungen zwischen Volksmedizin, Sakralkultur und Recht hingewiesen und betont, daß an der Aufhellung dieser großen Forschungsbereiche Medizin, Volkskunde und historische Rechtswissenschaft gleichermaßen interessiert sein müssen.

Die Schweiz hat mit der Arbeit *Iso Bauers*<sup>12)</sup> über „Rätoromanische Krankheitsnamen“ einen wichtigen Beitrag zur Erforschung volkstümlicher Krankheitsnamen beigesteuert. Schon 1951 hat *Karl Jaberger*<sup>13)</sup> im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde“ eine ähnliche kleinere Studie vorgelegt.

Nicht unerwähnt sollen hier die Auswertungen historischer Quellenwerke zur Tierheilkunde aus der Schule von *Joachim Boessneck* von der Veterinärmedizinischen Fakultät in München bleiben, die in der Volksmedizinforschung bisher wenig Beachtung gefunden haben, obwohl es sich um reiche Materialien auch zur sprachlichen Erfassung, wie Nomenklatur oder Dialektwortbestände handelt<sup>14)</sup>.

---

<sup>10)</sup> *H. Fischer*, Heilgebärden (Antaios, Bd. 2, Stuttgart 1961, S. 318–347).

<sup>11)</sup> *F. Grass*, Volksmedizin, Sakralkultur und Recht (Zeitschrift d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte, Bd. 77, Kanon. Abt. 46, 1960, S. 442–452);

Derselbe, Volksmedizin, Sakralkultur und Recht (Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte, Bd. 2, Innsbruck 1967, S. 167–181).

<sup>12)</sup> *I. Bauer*, Rätoromanische Krankheitsnamen (Romanica Helvetica, Vol. 72, Bern 1962).

<sup>13)</sup> *K. Jaberger*, Krankheitsnamen. Metaphorik und Dämonie (Schweizerisches Archiv f. Volkskunde, 47. Bd., 1951, S. 77–113).

<sup>14)</sup> Vgl. (in Auswahl) aus dem Münchener „Institut für Palaeoanatomie, Domestikationsforschung und Geschichte der Tiermedizin“ (*J. Boessneck*);

*Peter Katz*, Der Codex med. 2 fol. 54 der Württemberg. Landesbibliothek in Stuttgart, 1967;

*Uta Deinhard*, „Ein Ross Artzney Buech“ aus dem Jahre 1598, 1968;

*Marlies Küver*, Eine Handschrift über Schafzucht aus der Steiermark, 1968;

*Gisa Humbert*, Eyn arceney Büchlein vieler bewerter Künsten den menschen und vihe zügebrauchen. 1544, 1969;

*Winfried Bothé*, Bäuerliche Tierheilkunde in Niederbayern. Eine Untersuchung im Gebiet Dingolfing, Straubing und Bogen, 1970;

*Henning Wiesner*, Studie zur Anwendung der Umbelliferen in der Roßarznei des 16. Jahrhunderts, 1971;

*Norman Unterhauer*, Drei tierheilkundige Texte aus der Zeit um 1700, 1972;

*Hans-Jürgen Jarke*, Transkription und Besprechung einer Roßarzneihandschrift des 17. Jahrhunderts aus dem bairisch-österreichischen Sprachraum, 1973;

Im steigenden Maße sind es heute die Studien zur mittelalterlichen Fachprosa, die auch für die Volksmedizin zunehmende Bedeutung gewinnen. Diese von Gerhard Eis in Heidelberg als Disziplin geschaffene, von der Germanistik heraus entwickelte Forschung, hat mit einer Reihe wichtiger Arbeiten eine wertvolle Verbindung zur Volkskunde geschaffen. In einem 1974 erschienenen Sammelband mit dem Titel „Fachprosaforschung“, der von Gundolf Keil und Peter Assion herausgegeben wurde, hat Peter Assion<sup>15)</sup> in einem Eigenbeitrag „Fachprosaforschung und Volkskunde“ die Wichtigkeit mittelalterlicher Quellen, zumal der handschriftlichen, auch für die Volksmedizinforschung betont. So könne, wie es erfreuliche Beispiele schon gezeigt hätten, die Fachliteratur zeitliche Ansätze der Volkskunde stützen oder korrigieren, könne die Volkskunde umgekehrt ein Weiterleben bestimmter kultureller Phänomene aufzeigen, mit deren Ursprüngen es die Fachprosaforschung zu tun habe.

Kaum neue Impulse jedoch wird sich die Volksmedizinforschung aus zwei Arbeiten von Rudolf Schenda<sup>16)</sup>, „Volksmedizin – was ist das heute?“ in der „Zeitschrift für Volkskunde“ (1973) und aus einer noch problematischeren „Stadtmedizin – Landmedizin. Ein Versuch zur Erklärung subkulturellen medikalen Verhaltens“ (1975) erwarten dürfen. Ganz abgesehen von den vielen sachlichen Fehlern, die deutlich machen, daß sich Schenda bisher eben noch nie intensiv mit dieser Materie beschäftigt hat, handelt es sich in diesen Arbeiten doch mehr um Systemkritik als um echte Probleme der Volksmedizin. Zu sehr wird nur von der „Finsternis der Lebensverhältnisse eines ländlichen Proletariats“, von den „Schichten der Unterprivilegierten, Dienenden, Machtlosen, Leidenden“ – die es sicher zu allen Zeiten gab, wenn auch nicht nur als einzige Vertreter des sogenannten „Volkes“ – gesprochen. Diese Schichten seien in der neueren Forschung kaum berücksichtigt worden und Gustav Jungbauer, Paul Diepgen oder Max

---

Gabriele Wiesner, Pharmakologische Studien zur Tierheilkunde (Mitte des 13. bis Ende des 16. Jh.), 1975;

Sybille Seifert, Pharmakologische Auswertung von vier Roßarzneisammlungen des 15. Jahrhunderts aus dem süddeutschen Raum, 1976;

Wolfgang Lamprucht, Die geburtshilflichen und gynäkologischen Probleme in der *Mulomedicina Chironis*, 1976.

<sup>15)</sup> P. Assion, Fachprosaforschung und Volkskunde. In: G. Keil - P. Assion, Fachprosaforschung. Acht Vorträge zur mittelalterlichen Artesliteratur. Berlin 1974, S. 140–166.

<sup>16)</sup> R. Schenda, Volksmedizin – was ist das heute? (Zeitschrift f. Volkskunde, 69. Jg. 1973, S. 189–210).

Derselbe, Stadtmedizin–Landmedizin. Ein Versuch zur Erklärung subkulturellen medikalen Verhaltens. In: Stadt–Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973. Hsg. von G. Kaufmann, Göttingen 1975, S. 147–169.

Baldinger haben nach Schenda „ahistorische und alokale Kompilationen“ verfaßt und das Bewußtsein für die „sozioökonomischen Zusammenhänge volksmedizinischen Verhaltens“ sei ihnen völlig verloren gegangen<sup>17)</sup>. Die gestellte Frage, was nun Volksmedizin heute denn wirklich sei, wird aber von Schenda ebensowenig beantwortet, wie auch keine klare Leitlinie für eine weitere Erforschung volksmedizinischer Phänomene aufgezeigt wird. Denn nur nichtssagend festzustellen, daß Volksmedizin heute „ein sehr verwickelter Komplex von Meinungen, Einstellungen und Verhaltensweisen einer Mehrheit der Bevölkerung in Bezug auf das aktuelle Gesundheitssystem sei“<sup>18)</sup>, ist wahrlich keine neue wissenschaftliche Erkenntnis. Das haben vor Schenda auch schon andere gewußt und, wie die Forschungsgeschichte zeigt, auch ausgesprochen. Eine solche Volksmedizinforschung scheint mir, ganz abgesehen davon, daß es Schenda doch in der Hauptsache um soziologisch-ideologische Interessen geht, denn doch am Kern der Sache vorbei zu gehen.

Ungefähr seit 1960 wird nun auch von österreichischer Seite her versucht, das Versäumte nachzuholen und die Probleme der Volksmedizinforschung des Ostalpenraumes aufzuzeigen<sup>19)</sup>. Der Anstoß dazu kam – und das möchte ich hier besonders dankbar vermerken – von meinem damaligen Grazer Lehrer, Leopold Kretzenbacher, der mich auf dieses gänzlich unbearbeitete Gebiet aufmerksam machte, mir zu den vorhandenen Materialien Zugang verschaffte und mir eine wissenschaftliche Bearbeitung nahelegte. So begann ich erstmals das reichhaltige, bisher unbearbeitete handschriftliche Material am Steirischen Volkskundemuseum in Graz auszuwerten. Als Ergebnis dieser Beschäftigung konnte ich bisher ca. 40 Einzelstudien in in- und ausländischen Fachzeitschriften sowie einen über 500 Seiten umfassenden Sammelband, der Einblick in Probleme und Forschungsgeschichte dieses volkskundlichen Teilbereiches gibt, vorlegen<sup>20)</sup>. Gerade für die überlieferungsreiche Steiermark schien eine solche Arbeit besonders notwendig, war doch das Interesse an der steirischen Volksmedizin weit über 70 Jahre lang verstummt. Wie schon eingangs erwähnt, hat 1886 der steirische Arzt und Sanitätsrat in Graz, Viktor Fossel, seine Studie „Volksmedizin und medicinischer Aberglaube in Steiermark“ herausgegeben, die reichhaltiges Material enthält. Seither jedoch gab es keine zusammenfassende Darstellung mehr. Es war daher an der Zeit, diesem vernachlässigten Teilgebiet der Volkskunde wieder ein Augen-

---

<sup>17)</sup> Derselbe, Volksmedizin – was ist das heute? (Zs. f. Vkd., 69. Jg. 1973, S. 202 f.).

<sup>18)</sup> Derselbe, ebendort S. 210.

<sup>19)</sup> E. Grabner, Zur Erforschung der Volksmedizin in den Ostalpen (Alpes Orientales III, Basel 1961, S. 164–179).

<sup>20)</sup> E. Grabner, Volksmedizin. Probleme und Forschungsgeschichte (Wege der Forschung, Bd. LXIII, Darmstadt 1967).

merk zuzuwenden und, ausgehend von der steirischen Volksmedizin, den Bogen zu einer Volksmedizin des gesamten Ostalpenraumes zu spannen.

Um einen kurzen Einblick in die Arbeitsweise zu geben, möchte ich versuchen, an einigen herausgegriffenen Beispielen das eigenartige Ineinandergreifen von volkstümlichem und gelehrtem Gedankengut in der Volksmedizin deutlich zu machen.

Für den Gehirnschlag, die Apoplexie, findet man häufig die Bezeichnung das „Gutt“ oder der „Tropf“. Diese Namen hängen mit einer ganz eigenartigen Vorstellung zusammen, die sich um Ursache und Entstehung der Apoplexie ranken<sup>21</sup>). Hier gibt das steirische, meist handschriftliche Material übereinstimmend Auskunft. Auch der Dichter Peter Rosegger läßt diese Vorstellung in einer seiner Geschichten aus der steirischen Waldheimat anklingen: Drei Blutstropfen sind es, die im Kopfe des Menschen aufgehängt sind. Fällt der rechte von ihnen, so ist der Mensch rechtsseitig gelähmt, fällt der linke, so tritt eine Lähmung der linken Körperhälfte ein, fällt aber der mittlere Blutstropfen herab, so geht's dem Kranken ans Leben<sup>22</sup>).

Eine handschriftliche Aufzeichnung aus der Südsteiermark läßt hier allerdings den linken der drei Blutstropfen als den gefährlichsten erscheinen, da dieser Tropfen das Herz treffen und dadurch augenblicklich den Tod hervorrufen soll<sup>23</sup>). Ähnliche Vorstellungen lassen sich für das 19. und 20. Jahrhundert aber auch im gesamten Ostalpenbereich festhalten, so z. B. auch in der Schweiz, wo diese Vorstellung insofern variiert erscheint, als dort der erste Blutstropfen nach Verlauf der Kindheit, der zweite nach der Jugendzeit und der dritte beim Tode herabfällt<sup>24</sup>).

Dieses Herunterfallen der Blutstropfen, dessen Folge nach dem Volksglauben die Apoplexie sein soll, nannten die Ärzte früher einmal das „Gutt“, wogegen die Paralyse, der lähmende Schlag, der „Tropf“ hieß. Beide Bezeichnungen bedeuten eigentlich ein und dasselbe und leiten sich vom lateinischen „gutta sanguinis“ her. Schon 1545 findet sich in einem handschriftlichen Rezeptbuch im Steiermärkischen Landesarchiv zu Graz die Stelle: „wenne der Tropfen oder Schlag getroffen hat“. Noch früher begegnet der Ausdruck in einem 1445 in Ingolstadt

---

<sup>21</sup>) E. Grabner, Die drei schwebenden Blutstropfen im Kopfe des Menschen, Von Ursache und Entstehung der Apoplexie in der Volksmedizin (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1961, S. 72–75).

<sup>22</sup>) P. Rosegger, Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat, Leipzig 1895, S. 110.

<sup>23</sup>) Hsl. Ferk-Archiv am Steirischen Volkskundemuseum (= StVMK), Mureck.

<sup>24</sup>) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heimischen Vorzeit. I, Berlin 1867, S. 40.



geschriebenen „Vocabularium“, das Apoplexia mit „Tropfen oder Schlag“ übersetzt. Ebenso vermerkt die Chronik des bayrischen Humanisten und Geschichtsschreibers Johannes Aventinus (1477 bis 1534), nach einer Ausgabe von 1566, die Bezeichnungen „Tropff und Schlag“<sup>25</sup>). Und der Arzt und Botaniker Jacob Theodor Tabernaemontanus aus Bergzabern, der in seinem Arzneibuch aus dem Jahre 1597 ausdrücklich den Schlag aus dem Hirn entstehen läßt, unterscheidet fünf Arten desselben, unter denen „Paralysis, der Schlag vn Tropffen“ die dritte Stelle einnimmt<sup>26</sup>).

Die Vorstellung von den drei Blutstropfen im Gehirn des Menschen erscheint schriftlich belegt erstmals beim deutschen Prediger Geiler von Kaysersberg (1445–1510), der in seinem Evangelienbuch von 1515 hier wohl auf volkläufige Überlieferungen zurückgriff. Während man in früherer Zeit sicherlich einen Krankheitsdämon als Ursache des Schlages angenommen hat, muß doch schon bald die Erkenntnis vom Zusammenhang mit dem Hirn zur althochdeutschen Bezeichnung „trophho“ geführt haben. Denn das mhd. „tropfe“, das eine besondere Anschauung über die Apoplexie verrät, ist seit dem 12. Jahrhundert durch das ahd. „trophho“ bezeugt: Im sogenannten „Drei-Engelsegen“, einer süddeutschen Handschrift des 12. Jahrhunderts, findet sich neben dem lähmenden Schlag „Paralisis“ auch die tödliche Form als „Trophho“. Hier heißt es eingangs: „Tres angeli ambulaverunt in monte Synay. Quibus obviavit Nessia, Nagedo, Stechedo, Trophho, Crampho, Gigichte, Paralisis“<sup>27</sup>). Drei Engel begegnen also hier auf dem Berg Sinai verschiedenen personifizierten Krankheiten, die auf dem Wege sind, einen Menschen zu quälen. Der Mittelteil des Spruches enthält dann ein Zwiegespräch zwischen den guten und bösen Mächten, in dem diese ihre bösen Absichten verraten, und den Schluß bildet ihre Beschwörung durch die drei Engel. Seit dem 12. Jahrhundert verbindet sich also mit der personifizierten Krankheit „Trophho“ immer häufiger die Vorstellung vom fallenden Tropfen, der die Apoplexie verursacht. Diese Meinung ist das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Tage lebendig geblieben und noch im 18. Jahrhundert können wir im Arzneibuch des Schweizer Arztes Theodor Zwinger für Apoplexie die Bezeichnung „Tropfen“ und „Gutschlag“ lesen<sup>28</sup>).

---

<sup>25</sup>) J. A. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I, München 1872, Sp. 673.

<sup>26</sup>) J. Th. Tabernaemontanus, Ein New Artzney Buch... Newstadt an d. Hardt 1597.

<sup>27</sup>) K. Barsch, Alt- und mittelhochdeutsches aus Engelberg (Germania XVIII, Wien 1873, S. 46).

<sup>28</sup>) Th. Zwinger, Sicherer Und Geschwinder Artzt, Oder Neues Artzney-Buch... Basel, 5. Aufl. 1725, S. 829.

Freilich sind solche Bezeichnungen wie „tropho“ und „tropfe“ nicht aus volksmäßiger Vorstellung entsprungen, sondern sie gehen auf eine dem Hippokrates (466–377 v. Chr.) zugeschriebene und von den späteren Ärzten des Altertums ausgebauten Lehre zurück, die dann allmählich in Laienkreise gedrungen ist. Danach erklärte man sich die Entstehung von Lähmungen dadurch, daß sich im menschlichen Körper scharfe Säfte (humores) bilden, die dann auf die inneren Organe des Körpers tropfen und den Lebensgeistern den Durchgang versperren. Nach dieser Lehre der Humoralpathologie geht der erste Tropfen durch den Kopf in die Glieder und verursacht Gicht, der zweite geht ins Gehirn und Rückenmark und bewirkt Schlagfluß, der dritte Tropfen fällt ins Herz und erzeugt den Herzkrampf. So hat sich, vor allem im Volksglauben des deutschen Südens und Südostens, die bereits von der Humoralpathologie befruchtete Anschauung von den drei Blutstropfen, die im Gehirn aufgehängt sind und deren Herabfallen Lähmung und Tod bringen, ausgeweitet und erhalten. Ein anschauliches Beispiel für das zähe Beharren einer eigenartigen Vorstellung in Volksmedizin und Volksglauben.

Ein weiteres Beispiel aus dem großen Bereich ostalpiner Krankheitsvorstellungen, das ich hier herausgreifen möchte, soll auch die – keinesfalls geringe – magische Komponente gewisser Praktiken aufzeigen.

Eine kaum bekannte und beachtete Krankheitsvorstellung in der steirischen Volksmedizin ist die sogenannte „Warta“<sup>29)</sup>. Das Leiden verrät sich in Schwellungen und Schmerzen um die Körpermitte und Lendengegend, die man als Folge von zu schwerem Heben und Tragen ansieht. Wer an dieser Krankheit leidet, ist nach volkstümlicher Ausdrucksweise „derwatert“. Bis heute fand diese Krankheit wenig Beachtung. Lediglich in handschriftlichen Aufzeichnungen aus der Steiermark und aus Kärnten fand sie Erwähnung. Das Wort hängt mit dem mhd. werte und dem ahd. wartida zusammen, was soviel wie Ermüdung, Überanstrengung bedeutet. Das schwache mhd. Verbum „werten“ heißt aber auch schädigen, verderben, was derselben Bedeutung des gotischen fravardjan gleichkommt. Das Wort scheint im bairischen Wortschatz noch nicht belegt. In der Umgangssprache der Kärntner Slowenen, im sogenannten „Windischen“, heißt dieselbe Krankheit „vrid“<sup>30)</sup> und im Slowenischen „vred“, was sowohl die Verletzung, als auch durch schweres Tragen hervorgerufenen Leibscha den, aber auch das Geschwür oder die Eiterbeule bedeuten kann.

---

<sup>29)</sup> E. Grabner, „Warta“ und „Hintersieden“. Krankheit und Heilorakel in der ostalpinen Volksmedizin (Carinthia I, 154. Jg., Klagenfurt 1964, S. 357–364).

<sup>30)</sup> P. Košir-V. Möderndorfer, Ljudska medicina med koroškimi Slovenci (Časopis za zgodovino in narodopisje, 21. B., Maribor 1926, S. 100f.).

Zur Behebung des Übels wird das sogenannte „Hintersieden“ oder „Wartasieden“ angewendet. Vor einigen Jahren schilderte mir eine aus Kärnten stammende Frau diese Heilhandlung, wie sie sie bei ihrer Großmutter gesehen hatte. War jemand von der Warta befallen, d. h. um den Bauch herum aufgetrieben, so kam man zu der alten Frau, die in der Heilung solcher Krankheiten besonderes Geschick besaß. Sogleich entzündete sie im Küchenherd das Feuer, öffnete die Herdtüre und stellte das Gefäß mit Wasser nahe an die Glut. Dann kniete sie vor dem Herd nieder und begann nach dem Kreuzzeichen mit leisen Gebeten. Während des Betens machte sie mit der Hand immer wieder Kreuze über das kochende Wasser. Diese Prozedur dauerte ungefähr 20 Minuten. Dann stand sie auf, entleerte das Gefäß in einen Blechteller und stürzte es in diesen hinein. Wurde das ganze Wasser in das leere Gefäß zurückgesogen, so war die Handlung beendet und der Kranke geheilt. Diese Methode soll immer geholfen haben, wie mir die Erzählerin einige Male versicherte.

Zahlreiche Berichte über solche Heilhandlungen ließen sich aus dem steirisch-kärntnerischen Raum beibringen. Aus einem handschriftlichen Arzneibuch eines Kärntner Bauernarztes, der die Praktik des „Wartasiedens“ ausführlich beschreibt, erfahren wir auch etwas über die Beschaffung des dazu benötigten Wassers. Es sollte fließendes Wasser sein, über das Hochzeiten geschritten und Leichen getragen wurden. Wenn man solches Wasser nicht bekommen konnte, verwendete man frisches Quellwasser. Stillschweigend mußte man es nach Hause tragen und durfte sich dabei nicht umsehen. Als Schüssel, in die man das Wasser goß, wird eine mit dem „hohen Namen“ empfohlen, d. h. also mit dem Christusmonogramm IHS. Nach Beendigung der Handlung mußte das Wasser in einen Fluß geschüttet und zu jedem weiteren Sieden stets frisches geholt werden<sup>31)</sup>.

Dieses „Aufsiedens“, wie es in Kärnten heißt, bediente sich im Jahre 1670 auch die der Zauberei beschuldigte Cäcilia Gruber im Metnitztal. Sie habe, so gestand sie beim peinlichen Verhör, „neun luckete Steindl von einem Grübel oder Hauff genommen, im Feuer glühend gemacht, dazu ein neues Hafferl mit Wasser angesetzt, dieses ganz siedend gemacht, hernach solches in eine Schüssel geschüttet und das Hafferl darüber gedecket“. Obwohl der Bericht unvollständig ist, läßt sich unschwer unsere schon geschilderte Heilhandlung gegen die „Warta“ erkennen<sup>32)</sup>.

---

<sup>31)</sup> O. M o r o, Volkskundliches aus dem Kärntner Nockgebiet. Klagenfurt 1952, S. 41 f.

<sup>32)</sup> K. B a r o n H a u s e r, Aus dem Archive (Carinthia I, 71. Jg., Klagenfurt 1881, S. 156).

Romuald Pramberger, der sammelleifrige Benediktiner des Stiftes St. Lambrecht, beschreibt in seiner Volkskunde der Steiermark, die in 45 Handschriftbänden im Steirischen Volkskundemuseum verwahrt wird, das „Hintersieden“ sowohl als Heilhandlung als auch als Schadenzauber, den man zur Bannung eines Diebes anwenden kann. Er bemerkt: „Wenn die Kinder ‚derwatert‘, d. h. um die Rippen geschwollen sind, so siedet man unter bestimmten Gebeten in einem Topf Wasser, bis kein Tropfen mehr darinnen ist“<sup>33</sup>). Und er fährt weiter fort: „Wenn der Mensch um die Lenden herum geschwollen ist, so sagt man: er hat die Wata. Gegen dieses Leiden kennt das hiesige Volk zweierlei Mittel: das Wata-Abmessen und das Wata-Sieden. Beim ‚Wata-Abmessen‘ muß der Kranke sich auf den Boden setzen und mit dem rechten Knie das linke Auge und mit dem linken Knie das rechte Auge berühren“<sup>34</sup>).

Das „Messen“ als Heilhandlung<sup>35</sup>), wie es hiemit der Warta verbunden ist, wird in der Regel dann angewendet, wenn der Mensch das „Maß“ verloren hat, d. h. wenn die Länge seines Körpers mit der seiner Breite bei ausgestreckten Armen nicht übereinstimmt. Dies trifft natürlich auch bei der „Warta“ zu, da eine Anschwellung der Lendengegend die natürlichen Maßverhältnisse in Unordnung bringt. Stimmt die beiden Längen überein oder wichen sie nur wenig voneinander ab, so hatte der Kranke das „rechte Maß“ und es konnte ihm noch geholfen werden. War hingegen der Unterschied groß, so gab es keine Hoffnung auf Heilung.

Diese Vorstellung läßt sich kulturgeschichtlich weit zurückverfolgen. Plinius d. Ä. berichtet schon im 1. Jahrhundert n. Chr. in seiner „Naturgeschichte“ davon, ähnlich die heilkundige Äbtissin Hildegard von Bingen im 12. Jahrhundert und Stephan Landskron, der Propst zu St. Dorotheen in Wien, beschäftigt sich im 10. Kapitel seiner 1484 zu Augsburg herausgegebene „Himmelstraße“ mit unserer Heilhandlung. Im Mittelalter tritt die Frage nach diesem verpönten Messen besonders in den Beichtspiegeln auf, und auch Martin Luther weiß in seiner 10-Gebote-Predigt von 1518 zu berichten, daß man das „Herzgespann“<sup>36</sup>), eine Krankheit, die meistens Kinder befällt und dämonischen Ursprungs sein sollte, durch das Messen

---

<sup>33</sup>) R. Pramberger, Volksmedizin I, Handschriftband im StVKM, S. 560.

<sup>34</sup>) Derselbe, Volkskunde der Steiermark, Erg.-Bd. XI, Handschriftband im StVKM, S. 264.

<sup>35</sup>) E. Grabner, Verlorenes Maß und heilkräftiges Messen. Krankheitserforschung und Heilbehandlung in der Volksmedizin (Zeitschrift f. Volkskunde, 60. Jg., Stuttgart 1964, S. 23–34).

<sup>36</sup>) E. Grabner, Kinderkrankheit und Volksvorstellung. Ein Beitrag zur Volksmedizin der Südoostalpen (Carinthia I, 153. Jg., Klagenfurt 1963, S. 738 ff.).

erkennen könne, eine Vorstellung, die darin bestehe, daß bei einem Kinde das Maß von einem Ellenbogen bis zum andern nicht der Länge von Knie bis zum Hals entspräche<sup>37)</sup>.

Antike und Mittelalter halten also an dieser Idee fest, ebenso wie der Volksglaube des 19. und 20. Jahrhunderts. Der Grundgedanke, der all diese Meinungen durchzieht, ist die Vorstellung vom „maßvollen“ Menschen. Diese Ausgewogenheit durfte niemals gestört werden, wollte man nicht sein Maß verlieren – also machtlos werden – und dadurch nach dem Volksglauben von einer Krankheit befallen werden.

Nach diesem kurzen Exkurs über das „Messen“ als Heilhandlung nun nochmals zurück zu jenem als Schadenzauber ausgeführten Kochen von Wasser, das als sogenanntes „Hintersieden“ zur Diebsbannung angewendet wurde. Es stellt nach dem Volksglauben ein Zaubermittel dar, das den Dieb zwingen soll, sofort stille zu stehen oder das Gestohlene sogleich zurückzubringen. Man kochte dazu in Wasser verschiedene Kräuter mit einem Zwirnknauel und verrichtete dabei gewisse Gebete. Je mehr sich das Knäuel im siedenden Wasser drehte, um so mehr mußte der Dieb laufen. R. P r a m b e r g e r weiß darüber so manche angeblich wahre Geschichte zu berichten. So z. B. jene vom Bauern Sebastian Gusterer, dem beim Tanz seine Geldbörse gestohlen wurde. Er scheute nicht den Weg hinab zur heilkundigen Moosbäuerin in Niederwölz, die ihm das Geld „hintersieden“ mußte. Tatsächlich kam ihm auf dem Heimweg die Diebin entgegen und gab ihm die entwendete Börse wieder zurück<sup>38)</sup>.

Auffallend wenig wird das Sieden als Zaubehandlung in den Hexenprozessen erwähnt. Es handelt sich fast immer um zur Last gelegten Wetterzauber, der aber nicht durch Sieden, sondern durch Berühren des Wassers mit einem Stab, durch Aufpeitschen des Wassers oder ähnlichen Zaubehandlungen geschehen soll.

Das Sieden von Wasser wird also stets zu Heil- und Zaubehandlungen angewendet, es kann sowohl Krankheiten beseitigen, wie auch Schadenzauber verbreiten. Es ist weniger die Eigenschaft der Hexen, als vielmehr eine Kunst bestimmter heilkundiger Personen. Es müssen, wie die Beispiele zeigten, bei solchen Handlungen verschiedene Dinge beobachtet werden. Einmal muß das dazu verwendete Wasser fließendes sein, über das Hochzeiten und Begräbnisse geschritten sind. Ebenso muß es nach erfolgter Handlung in ein solches fließendes Wasser zurückgeschüttet werden. Hier liegt der Gedanke zugrunde, daß die forttragende Kraft des fließenden Wassers auch die Krankheit hinwegschwemmen kann. Ein Grundgedanke, der in Volksmedizin und Volks-

---

<sup>37)</sup> D. M. L u t h e r s Werke, 1. Bd., Weimar 1883, S. 402.

<sup>38)</sup> R. P r a m b e r g e r, Volkskunde der Steiermark. Erg.-Bd. II, Nr. 2599.

glauben sehr häufig zutage tritt. Ferner soll die Schüssel, die zu diesem „Heilorakel“, wie wir es nennen wollen, verwendet wird, eine irdene, also ein Tongefäß sein und das Christusmonogramm tragen. Hier verbinden sich wieder Magie und christliches Gedankengut zur Einheit, ebenso wie in den Beschwörungsformeln kaum zwischen Beschwörung und Gebet geschieden werden kann. In der Volksmedizin wendet man das „Hintersieden“, wie es im steirisch-kärntnerischen Raum genannt wird, zur Heilung der sogenannten „Warta“ an. Eigenartigerweise finden sich Belege für diese Krankheitsvorstellung nur in den Ostalpenländern, vor allem in der Steiermark, in Kärnten und in Slowenien. Im mittel- und norddeutschen Raum ist diese Bezeichnung unbekannt. Man scheint diese volkstümliche Krankheitsbezeichnung bisher überhaupt nicht beachtet zu haben, wenigstens fehlt sie in fast jedem volksmedizinischen Sammelwerk. Eine genaue medizinische Umschreibung der volkstümlichen „Warta“ läßt sich kaum geben. Es kann sich dabei sowohl um Muskelzerrungen oder Muskelentzündungen, verbunden mit Schwellungen, handeln, wie auch um Neuralgien oder Myalgien, wie sie durch schweres Heben und Tragen oder durch Verkühlungen hervorgerufen werden können. Der Mensch, der also von der Warta befallen wird, kann von dieser Krankheit nur durch magisches Sieden, verbunden mit Gebet, Beschwörung und verschiedenen geheimnisvollen Handlungen geheilt werden. Als Schadenzauber jedoch bannt es Diebe und Hexen, und bringt gestohlenen Gut wieder zurück. Wir haben es zweifellos hier mit sehr alten Überlieferungen der ostalpinen Volkskultur zu tun, wie es das Beispiel einer auch heute noch allenthalben bekannten Krankheitsvorstellung zu zeigen vermochte.

Zum Abschluß möchte ich nochmals an einem – wie mir scheint – besonders anschaulichen Beispiel, das eigenartige Wechselspiel zwischen Schul- und Volksmedizin aufzeigen.

Eine wichtige Rolle spielt in den volksmedizinischen Praktiken der Mond<sup>39)</sup>. In seinem Licht sieht man jene geheimnisvollen Kräfte, die Krankheiten verursachen, aber solche auch wieder heilen können. Auch heute noch lebt dieser Mondglaube weiter, nicht nur in der Volksmedizin, sondern auch in so mancher Anschauung des Volksglaubens. Noch immer beobachtet man beim Säen und Pflanzen die Mondphasen. Sollen Kräuter besonders heilsam sein, müssen sie im Vollmond oder im zunehmenden Mond gesammelt werden. Tierschlachtungen dürfen niemals bei Neumond durchgeführt werden, da das Fleisch sonst von Würmern befallen wird und Haare und Nägel müssen, wenn ein allzu schnelles Nachwachsen verhindert werden soll, bei abnehmendem Mond geschnitten werden.

---

<sup>39)</sup>E. Grabner, Mondglaube und Mondkraft in der Volksmedizin (Zeitschrift des Historischen Vereines f. Steiermark, 54. Jg. Graz 1963, S. 79–89).

Sehr früh schon sah der Mensch in Mond und Gestirnen die Urheber und Erreger von Krankheiten und Seuchen. Schon *H o m e r* spricht vom Sirius als jenem verhängnisvollen Zeichen, das „viel sengende Glut den elenden Menschen“ bringe<sup>40</sup>). Mit dem Eindringen der Astrologie in die Schulmedizin werden auch in dieser den Gestirnen immer größere Bedeutung beigemessen. Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert finden wir beim griechischen Arzt *G a l e n* (129–179) zum erstenmal den Niederschlag der zeitgenössischen Sterndeuterkunst. Nach eigenen Angaben stand er hierbei unter dem Einfluß von Babylon und Ägypten. Seine Lehre besagt, daß alles Irdische vom Mond bewegt wird. So beeinflusse der Mond die akuten, die Sonne die chronischen Krankheiten. Nun wird für den Arzt die Beobachtung des Mondes, vor allem die der Phasen des Voll- und Neumondes, wie auch der Tierkreiszeichen, von besonderem Interesse. Denn der Lauf der Gestirne bedinge den Zyklus der Krankheit und entscheide die Krisen, nicht einfache Zahlenverhältnisse, wie *Hippokrates* gelehrt hatte<sup>41</sup>).

Lange Zeit bleibt nun die Medizin in solchen astrologischen Anschauungen befangen und besonders das Mittelalter, in dem die medizinische Wissenschaft große Impulse von berühmten arabischen Ärzten empfangt, hat viel zu der Ausbreitung solcher Ideen beigetragen. Rätselhafte Krankheiten, wie Pest und Syphilis, erklärte man als „Einflüsse der Gestirne“, und im Namen „Influenza“ – von lat. *influere* = einfließen – lebt diese Anschauung wenigstens in der Sprache noch bis zum heutigen Tag fort.

Auch für *Paracelsus* (1493–1511), dem großen Universalgeist des frühen 16. Jahrhunderts, besitzen die Gestirne noch Macht über den Menschen, können den Körper krank machen und die Gesundheit und Krankheit beeinflussen. Vom Mond werden besonders die „Lunatici“ beherrscht. Sie haben all ihre Krankheiten vom Mond empfangen und richten und verhalten sich nach ihm. Nach der Lehre des *Paracelsus* ist es die Anziehungskraft des Mondes, die viele Menschen ihrer Sinne beraubt, da sie ihnen den „humor cerebri“, den „Lebenssaft“, entzieht. Zur Zeit des Vollmondes ist die Anziehungskraft am stärksten, so daß die Menschen da am meisten leiden<sup>42</sup>).

Für *Paracelsus* ist also die Anziehungskraft des Mondes die Ursache der Krankheit. Solche Anschauungen halten sich dann jahrhundertlang auch in der medizinischen Literatur. So z. B. auch in den Schriften des

---

<sup>40</sup>) *H o m e r*, *Ilias* XXII, 30–31 (Verdeutsch v. *Thassilo von Scheffler*, Sammlung Dietrich, Bd. 13, Wiesbaden 1953).

<sup>41</sup>) *P. Diepgen*, *Volksheilkunde und wissenschaftliche Medizin*. In: *Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte*. Berlin 1928, S. 35 f.

<sup>42</sup>) *C. Waldemar*, *Paracelsus*. Auswahl aus seinen Schriften. München 1959, S. 51 ff.

steirischen Arztes Adam von Lebenwaldt (1624–1696), der in seinem Arzneibuch von 1695 ebenfalls von der schädlichen Wirkung des Mondes spricht, der besonders die „Lunatici“ und die „Epileptici“ ausgesetzt seien<sup>43</sup>). Kein Wunder also, wenn von diesen Anschauungen vieles in breite Laienkreise gedrungen ist und sich solche Vorstellungen in der Volksmedizin – freilich oft eigenwillig umformt – zäh bis in unsere Tage erhalten haben.

So entspringen also aus dem schädlichen Einfluß des Mondes mancherlei Krankheiten: Er ist der Urheber von Milzleiden, Blasensteinen und Harnbeschwerden, ferner von der „Darmgicht“ und der „roten Ruhr“, von „Podagra“ und Kröpfen<sup>44</sup>). Fällt das Mondlicht auf Kinderwäsche und Kinderwindeln, so werden die Kinder mondsüchtig oder beginnen zu schielen<sup>45</sup>). Ebenso soll das „Nachtweinen“, eine Kinderkrankheit, die durch nächtliches Aufschrecken und Weinen der Kinder gekennzeichnet ist, dann unausbleiblich sein<sup>46</sup>). Besonders die „Mondsucht“ spielt eine große Rolle. Man weiß zu berichten, daß der Mond den Menschen derart anziehe, daß derselbe auf dem Drahte eines Blitzableiters oder einer Dachrinne leicht am Dache emporklettern könne.<sup>47</sup>) Von medizinisch-wissenschaftlicher Seite allerdings kann von einem solchen Zusammenhang mit dem Mond nichts ausgesagt werden. Es handelt sich vielmehr um eine Art Somnambulismus, dessen Vorbedingung eine krankhafte Reizbarkeit des Nervensystems bildet, weshalb die Mondsucht als ein Symptom einer solchen aufgefaßt werden muß. Nach dem Volksglauben kann man diese Krankheit, so wenigstens behaupten es die Vorschriften, nur dadurch verhüten, daß man den Mondschein meidet. Denn selbst Wasser, in das der Mondschein gefallen ist, soll, wenn man dieses trinkt, die Mondsucht bewirken.

Die Humoralpathologie, die Säftelehre des Hippokrates, bei der alles auf die richtige Mischung der vier Kardinalflüssigkeiten, der gelben und schwarzen Galle, des Phlegmas und Blutes ankommt, ist auch, wie wir es schon im einleitenden Beispiel von den drei im Gehirn aufgehängten Blutstropfen erkennen konnten, in der Volksmedizin bis heute nicht überwunden. Auf die richtige Verteilung solcher Säfte und die richtige Ausscheidung der Schlacken, die von dem sich in ihnen abspielenden Stoffwechselfvorgang gebildet werden, beruht die Gesundheit. Fehlerhafte Säftemischung, ungenügende Ausscheidung der Schlacken bedin-

---

<sup>43</sup>) A. Lebenwaldt, Land-Stadt-Und Hauß-Artzney-Buch... Nürnberg 1695, S. 151.

<sup>44</sup>) R. Pramberger, Volksmedizin I, Handschriftband im StVKM, S. 15.

<sup>45</sup>) Hsl. Ferk-Archiv am StVKM.

<sup>46</sup>) E. Grabner, „Das Nachtweinen“. Eine kindliche Neurose in Volksmedizin und Volksglaube des Südostalpenraumes (FS f. Gotbert Moro, Beigabe zum 152. Jg. der Carinthia I, Klagenfurt 1962, S. 250–256).

<sup>47</sup>) R. Pramberger, Volksmedizin I, Handschriftband im StVKM, S. 16.



gen die Krankheit. So lehrte es die Humoralpathologie, die die medizinische Wissenschaft jahrhundertlang beherrschte. Und noch in unseren Tagen formuliert eine obersteirische Bäuerin die alten, mit dem Mondglauben verbundenen Gedankengänge in folgender Weise: „Durch den Mond wird im Blute und in den sonstigen Säften eine Veränderung geschaffen, sie werden vergiftet und bringen den Menschen unerträgliche Zustände. Erst durch das Laxieren und Schwitzen, aber auch durch die Kraft des Gebetes, werden die Vergiftungen wieder ausgeschieden“<sup>48</sup>).

Weitaus mehr weiß man heute über die verschiedenen Mondphasen zu erzählen, in denen man so manche Heilversuche anstellt. Denn nach dem volkstümlichen Grundsatz „Similia similibus“ kann der Mond nicht nur Krankheiten bringen, sondern man will mit seinem Schein diese auch wieder vertreiben. Man sieht also bei der Anwendung von Heilmitteln auf die Mondphasen. Im allgemeinen gilt hier die Regel: Alle Medikamente, die ein Zunehmen des Körpers zur Folge haben sollen, wie es bei Brust- und Lungenleiden, Blutarmut und „Schwund“ angestrebt wird, müssen bei aufnehmendem Mond angewendet werden. Solche Dinge aber, die eine Abnahme bezwecken, wie Mittel gegen den Kropf, gegen Drüsenleiden, Geschwülste und Warzen, dürfen nur bei abnehmendem Mond zur Anwendung gelangen. Doch gibt es hier keine feste Regel, auch aufnehmender Mond und sogar Vollmond sollen bisweilen wirksam sein.

Auch in der Tierheilkunde wird dem Mond Beachtung zuteil. Sollen z. B. Mittel gegen Läuse des Viehes angewendet werden, so muß dies stets an einem Freitag im abnehmendem Mond geschehen<sup>49</sup>). Der Freitag im abnehmenden Mond ist auch zum Sammeln verschiedener Heilpflanzen ein gern gewählter Termin. Die Wurzel der Königskerze zum Beispiel, die ein kräftiges Mittel bei allen Katarrhen, aber auch als ein Mittel gegen den Schlag gilt, sammelt man am letzten Freitag im abnehmenden Mond. An einem schattigen Ort getrocknet, soll ein kleines Stück davon, um den Hals gehängt, wunderbare Kraft gegen alle „Flüsse“ des Leibes haben<sup>50</sup>). Die Wurzel des Schellkrautes hingegen, die man ebenfalls als Amulett am Halse trug, darf nur zur Zeit des Vollmondes gegraben werden<sup>51</sup>).

Es ist schwierig zu beurteilen, ob die oft eigentümlichen Vorschriften, die bei der Gewinnung von Heilpflanzen eingehalten werden müssen, irgendwelche Einflüsse auf eine tatsächliche Heilkraft der Pflanzen

---

<sup>48</sup>) Ebendort, S. 17.

<sup>49</sup>) Hsl. F e r k -Archiv am StVKM, Donnersbachwald.

<sup>50</sup>) Ebendort, Graßnitz bei Aflenz.

<sup>51</sup>) Ebendort, Steiermark.

haben. Wenn diese Handlungen auch zum größten Teil magischen Charakter tragen, wie das Sammeln zu einer gewissen Mondstunde, an bestimmten Tagen, auf Friedhöfen und Kreuzwegen, so ist doch zu bedenken, daß der Gehalt einer Droge an Wirkstoffen stark von der Örtlichkeit abhängt, an der die Pflanze wächst, daß der Sammelmonat von Bedeutung ist, daß deutliche Unterschiede zwischen den Jahrgängen und somit Einflüsse der Witterungsverhältnisse vorliegen und daß anscheinend sogar, wenn auch geringe, Differenzen zwischen Tag- und Nachternten nachgewiesen werden können.

So hat sich ja auch schon der alte Glaube der Volksmedizin, daß das Sammeln von Heilpflanzen nur zu bestimmten Jahreszeiten wirkliche Heilkräfte garantiert und auch der Standort der Pflanzen nicht ohne Einfluß ist, durch Ergebnisse der modernen medizinischen Forschung bestätigt. So wurde beispielsweise die beste antibakterielle Wirksamkeit des Spitzwegerichs nach Sammeln der Pflanze im Juni erhalten. Mai, Juli, August ergaben niedrigere, September und vor allem Oktober, die ungünstigsten Werte<sup>52)</sup>.

Ob solche Beobachtungen den volksmedizinischen Sammelanweisungen immer zugrunde liegen, läßt sich nicht so leicht entscheiden. Sicherlich nimmt das magische Denken dabei den größten Platz ein. Gerade der angebliche Einfluß des Mondes scheint hier ein anschauliches Beispiel zu geben. Sein gespensterhafter Schein, der alle Gegenstände in ein unheimliches Licht rückt, die Mondnacht, die stets mit dem Gefühl für das Besondere, Geheime, Verborgene verbunden ist, können hier nicht unberücksichtigt bleiben. Auch die Beobachtung, daß in hellen Mondnächten der befruchtende Tau am reichlichsten fällt, daß der weibliche Zyklus in seiner Dauer der Periode des Mondumlaufes entspricht, mag schließlich, wie so manche andere Naturbeobachtung, dazu geführt haben, alles veränderliche Leben überhaupt vom Mond abhängig zu machen. Solche Ansichten sind zweifellos durch die Bekanntheit mit der antiken Medizin und Magie stark umgestaltet worden. Später hat man die magischen Heilungsriten vielfach durch die Einflechtung christlicher Sprüche und Segensformeln abzuschwächen versucht. Christliches und Außerchristliches haben sich so zur untrennbaren Einheit verwoben.

Hier möchte ich nun diesen kurzen Überblick, der sowohl Probleme wie auch Grundzüge in der heutigen Volksmedizinforschung aufzuzeigen versuchte, beschließen. Schon diese wenigen, aus der Vielfalt ostalpiner Überlieferungen herausgestellten Beispiele lassen erkennen, daß es sich auch heute durchaus lohnt, ein so lange vernachlässigtes Gebiet wie die sogenannte „Volksmedizin“ wieder zu bearbeiten. Frei-

---

<sup>52)</sup> J. R. M ö s e, wie Anm. 9.

lich spielen dabei Zauber und dämonische Einflüsse eine nicht unbedeutende Rolle. Aber daneben sind es auch die unübersehbaren Produkte aus dem Pflanzen- und Tierreich, die heute immer mehr auch von der modernen Medizin in ihrer Heilkraft erkannt werden. Viele Vorstellungen sind zweifellos im Gedankengut vergangener Jahrhunderte stecken geblieben. Hier wird eine praktische Volksmedizin wirkliche Heilkunde von Zauber und magischer Handlung lösen müssen. Der kulturgeschichtlich arbeitende Volkskundler jedoch wird beides sehen, wenn er versucht, die Volksmedizin des Ostalpenraumes wissenschaftlich zu erfassen.

# Der hl. Wolfgang auf Wallfahrerzeichen

(Mit 30 Abbildungen)

Von Georg Wach a

Ampullen aus einer Zinn-Blei-Legierung waren im frühen Mittelalter Erinnerungsstücke, die man aus dem Heiligen Land nach Europa mitbrachte<sup>1)</sup>; auch die vielfach als Grabbeigaben vorkommenden Löffel aus Silber wollte man als Pilgerzeichen bezeichnen<sup>2)</sup>. Im hohen Mittelalter wurde aber die Pilgermuschel des hl. Jakobus zum Abzeichen des Pilgers schlechthin<sup>3)</sup>. Zunächst fanden die bei Santiago di Compostella und den benachbarten atlantischen Küsten angetroffenen Schalen der danach als „Pilgermuscheln“, *Pecten maximus* (Linnaeus), bezeichneten Muscheltiere als Wallfahrtszeichen Verwendung. Das zeigen z. B. Bestattungen des 12./13. Jahrhunderts neben der Kirche St. Dionysius in Esslingen am Neckar,<sup>4)</sup> wo die einfach durchbohrten Muschelschalen offenbar auf der Bekleidung des Bestatteten festgenäht waren. Noch ist nicht geklärt, ob es sich um Fremde handelte, die auf der Wallfahrt verstorben waren, oder um Einheimische, die zur Erinnerung an die vollbrachte Pilgerfahrt sich dieses Symbol mit ins Grab geben ließen. Die Muschel des hl. Jakobus von Compostella, später auch in anderem Material nachgebildet, war das älteste Symbol der Pilger, die aus Buße für die Sünden, aus Sorge um ihr Seelenheil oder aus unstillbarem Wandertrieb – vielleicht wirkten auch alle diese Beweggründe zusammen – tausende Kilometer zurücklegten.

---

<sup>1)</sup> Wolfgang Fritz Volbach – Jacqueline Lafontaine-Dosogne, *Byzanz und der christliche Osten* (Propyläen-Kunstgeschichte 3), Berlin 1968, S. 352 zu Abb. 393a mit Hinweis auf A. Grabar, *Les ampoules de Terre Sainte Monza-Bobbio*, Paris 1858.

<sup>2)</sup> Harald von Petrikovits, *Frühchristliche Silberlöffel*, in: *Corolla Memoriae Erich Swoboda dedicatae* (= Römische Forschungen in Niederösterreich 5), Graz-Köln 1966, S. 173 ff. zählt auch die – von ihm abgelehnte – Andenken-Theorie auf.

<sup>3)</sup> B. W. Sprenger, *Medieval pilgrim badges*, in: *Rotterdam papers* 1, 1968, S. 173 ff. war mir nicht zugänglich. Vgl. Günter P. Fehring, *Der Beitrag der Archäologie zum „Leben in der Stadt des späten Mittelalters“*, (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Nr. 2, Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 325), Wien 1977, S. 24.

<sup>4)</sup> Günter P. Fehring, *Die Ausgrabungen in der Stadtkirche St. Dionysius zu Esslingen am Neckar*, (*Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 19, 1965, S. 16 und Abb. 12).

Neben Santiago war es Rom mit den Gräbern der Apostelfürsten, wohin die Pilger zogen, dann kamen die Heiltumsweisungen mit internationalem Andrang, z. B. in Aachen und schließlich Modekulte an Wunderorten wie Wilsnack oder Einsiedeln<sup>5</sup>). Zur stereotypen Ausstattung des Pilgers gehörten in der Ikonographie und wohl auch in der Wirklichkeit der Pilgerhut, an dessen vorn oder seitlich aufgeschlagener breiter Krempe die Pilgerzeichen in Gitterguß mit Ösen festgenäht wurden<sup>6</sup>). Die an den Wallfahrtszentren feilgebotene Massenware an Pilgerzeichen von Blei, Blei-Zinn oder Bronze ist offenbar Niederschlag der großen Wallfahrtsbewegung des 15. Jahrhunderts.

Das „Wahre Antlitz Christi“ zeugte von einem Besuch in Jerusalem, die gekreuzten Schlüssel vom Aufenthalt in Rom<sup>7</sup>), das Bild der hl. drei Könige von Köln<sup>8</sup>), das des hl. Quirin von Neuß<sup>9</sup>), das Bild der hl. Maria kam meist von Einsiedeln<sup>10</sup>) oder Mariazell<sup>11</sup>). Neben diesen Marienwallfahrtsorten war die Einsiedelei des Regensburger Bischofs Wolfgang am Aberssee der bedeutendste Gnadenort des Alpenraumes.

---

<sup>5</sup>) W. Brückner, Pilger, Pilgerschaft, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, 3. Band, 1971, Sp. 440.

<sup>6</sup>) Liselotte Hansmann – Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman, Erscheinungsform und Geschichte, 1966, S. 40 und Abb. 70 (Pilgerhut des Stephan Praun).

<sup>7</sup>) Vgl. das Bild vom Meister des Krainburger Altars, Die Flucht der Heiligen Cantius, Cantianus, Cantianilla und Probus, um 1500: Alltag und Fest im Mittelalter. Gotische Kunstwerke als Bilddokumente, Ausstellung in der Orangerie des Unteren Belvederes, Wien 1969/70, S. 87, Nr. 53, Abb. 29 und Elfriede Baum, Katalog des Museums mittelalterlicher österreichischer Kunst, Österreichische Galerie Wien, Kataloge 1, Wien 1971, S. 139, Nr. 94 und Abb.

<sup>8</sup>) Kölner Pilgerzeichen aus dem 13. und 14. Jahrhundert sind im Katalog Lübeck – Lödöse – Kalmar, Bodenfunde erzählen von den Menschen des Mittelalters, Ausstellung von Göteborgs Arkeologiska Museum, Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) und Amt für Kultur der Hansestadt Lübeck in Göteborg und Lübeck 1973, abgebildet (S. 28 und 32). – Seit 1977 sind Nachbildungen des Kölner Pilgerzeichens aus dem 14. Jahrhundert wieder erhältlich, vgl. Kölner Domblatt, Jahrbuch des Zentral-Dombau-Vereins 42, 1977, S. 340.

<sup>9</sup>) Matthias Zender, Die Verehrung des hl. Quirinus in Kirche und Volk, Neuss am Rhein 1967, S. 18 ff. mit Karte 1 (Verbreitung) sowie Abb. 7 und 8. Hier auch der Hinweis auf die Arbeiten Kurt Kösters über dieses Thema (Neusser Jahrbuch 1956, 1960 und 1962).

<sup>10</sup>) Georg Wacha, Zinn und Zingießer in Österreich, (alte und moderne kunst 23, 1978, Heft 157) nach einem Exemplar im Diözesanmuseum Klagenfurt.

<sup>11</sup>) Gertrud Smola, Altes Zinn, Aus der Sammlung für Kunstgewerbe am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum mit Leihgaben der Stadt Rottenmann, Deutscher Text zu dem anlässlich derselben Ausstellung im Iparművészeti-Museum in Budapest in ungarischer Übersetzung gedruckten Katalog, Graz 1975, S. 6, Nr. 2, Abb. im ungarischen Katalog „Önművészég“, Budapest 1974, S. 6.

Schon aus dem Mittelalter gibt es einen Nachweis über das Vorhandensein eines Pilgerzeichens<sup>12)</sup>.

Günther Probszt fand ein Unikat 1942 in der Medaillensammlung des Stiftes Göttweig auf. Es war aus Silber, 2,85 cm im Durchmesser, Vorder- und Rückseite zeigten die gleiche Darstellung: Sanctvs Wolfgang in ganzer Figur sitzend, mit Mitra, den Krummstab in der Rechten, das Kirchenmodell auf dem Schoß, das Beil in der Linken<sup>13)</sup>. Durch die engen Beziehungen zwischen dem Kloster Mondsee (das die Wallfahrt in St. Wolfgang betreute) und Salzburg ist wohl anzunehmen, daß die Herstellung dieses Pilgerzeichens in Salzburg erfolgte<sup>14)</sup>.

Auch von anderen Wolfgangskultstätten sind mittelalterliche Zeichen überliefert. 1462 hatte Wilhelm III. von Henneberg eine Kapelle im Hermannsfelder See gestiftet. Ein Pilgerzeichen für dieses deutsche Wolfgangsheiligtum, datiert 1498, war wahrscheinlich ursprünglich am Gewand (eines Toten?) befestigt und zeigt den Heiligen mit Mitra, Stab, Hacke und Kirchenmodell<sup>15)</sup>.

Im Jahre 1472 hatte Pfalzgraf Friedrich I. aus dem Hause Simmern in Kreuznach ein Minoritenkloster gestiftet, dem 1484 ein Bürger eine kleine Holzplastik des hl. Wolfgang schenkte. Zahlreiche Pilgerfahrten sind überliefert, doch fand die Wallfahrt nach kurzer Dauer ein Ende, da die Kreuznacher Franziskaner zur Vermeidung von Vorwürfen wegen der eingehenden Opfergaben und zur Wahrung der klösterlichen Stille das Bild zurückzogen. Auf einer 1910 durch Brand zerstörten Glocke in Heidesheim hatte sich ein Wallfahrtszeichen von Kreuznach befunden, das – laut Beschreibung – in gotischer Umrandung den hl. Wolfgang in bischöflichem Ornat, in der Rechten ein Kirchenmodell, in der Linken Bischofsstab und Beil, zeigte. Die Beschriftung lautete „sanctvs wolfg. crvcenach“, als Besonderheit sei hervorgehoben, daß auf diesem Pilgerzeichen auch ein kniender Ritter als Adorant dargestellt war, daneben

---

<sup>12)</sup> Georg Wacha, Wallfahrtszeichen von St. Wolfgang, (alte und moderne Kunst 21, 1976, Heft 146, S. 16).

<sup>13)</sup> Günther Probszt, Ein spätmittelalterliches Wallfahrtszeichen für St. Wolfgang am Abersee, (Berliner Numismatische Zeitschrift 1952, Nr. 12, S. 346 ff.) Nach Auskunft des Kustos der Göttweiger Kunstsammlungen ist das Stück nicht mehr auffindbar, Nachforschungen bei Prof. Probszt (inzwischen gestorben) nach Hinweisen auf die jetzige Verwahrung bzw. wegen einer Abbildung blieben vergeblich.

<sup>14)</sup> Georg Wacha, St. Wolfgang und das Wallfahrtswesen im 16. und 17. Jahrhundert, in: Der hl. Wolfgang und Oberösterreich (Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereines 5) = Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 117/1, Linz 1972, S. 138; Ders., Wallfahrtszeichen, S. 17 f.

<sup>15)</sup> W. Schinkowski, Wallfahrtszeichen von Sankt Wolfgang am See, (Blätter für Münzfreunde 48, 1913, S. 5345).

auch das Kreuznacher Stadtwappen, zwei Kreuze über, zwei Kreuze unter geschachtem Balken<sup>16)</sup>).

Erstaunlich ist die Zahl der noch erhaltenen Gußformen für Wallfahrerzeichen des hl. Wolfgang. Zuerst ein Hinweis auf ein spätmittelalterliches Pilgerzeichen für Regensburg mit der Darstellung der Heiligen Dionysius, Emmeram und Wolfgang, von dem sich eine Art Probeabzug, eine Papierprägung erhalten hat<sup>17)</sup>). Kurt Köster hat ausführlich die bisherigen Deutungen dieses Unikums dargelegt und seine plausible Hypothese begründet; seiner Freundlichkeit habe ich zu verdanken, daß es hier im Bild wiedergegeben werden kann. (Abb. 1) Als Datierung wird die Zeit um oder kurz nach der Mitte des 15. Jahrhunderts angegeben. In einer österreichischen Privatsammlung hat sich nun nicht nur der Probeabzug, sondern tatsächlich die Gußform für ein Pilgerzeichen mit den Darstellungen derselben drei Heiligen erhalten, auf die zwar schon gelegentlich hingewiesen werden konnte, die aber hier wiederum durch freundliche Unterstützung von Kurt Köster im Bild vorgestellt werden kann<sup>18)</sup>. Es handelt sich um den gleichen ikonographischen Typus, aber wohl ein halbes Jahrhundert jünger. Die drei Heiligen stehen nicht mehr unter Baldachinen, sondern sind in einem Rechteckfeld unter einem großen Dreiecksgiebel angeordnet. Wiederum sind darauf das Regensburger Stadtwappen mit den gekreuzten Schlüsseln und das St. Emmeramer Klosterwappen mit Palmzweig und Schlüssel in gespaltenem Schild zu sehen. Durch einen glücklichen Zufall blieb in einer Bamberger Privatsammlung ein Abguß aus dieser Gußform – trotz der Zweifel Kurt Kösters möchte ich annehmen, daß die geringfügigen Unstimmigkeiten durch das leicht verformbare Material des Abgusses hervorgerufen sein können und daß nicht eine andere Form dafür herangezogen worden ist – erhalten<sup>19)</sup>. (Abb. 3)

Die weiteren Wallfahrerzeichen der anschließenden Liste stammen aus St. Wolfgang am Abersee, ihre Herstellung kann in Mondsee, Ischl oder Salzburg erfolgt sein. Die ersten Beispiele zeigen den Regens-

---

<sup>16)</sup> Kurt Köster, Meister Tilman v. Hachenburg. Ein mittelhessischer Glockengießer des 15. Jahrhunderts, (Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung 8, 1957, S. 87f., Nr. F 17) mit Literatur über die Wallfahrt und über das Pilgerzeichen.

<sup>17)</sup> Kurt Köster, Ein rätselhafter „Siegeldruck“ des fünfzehnten Jahrhunderts aus Regensburg. Studien zur mittelalterlichen Wallfahrt nach St. Emmeram und ihren Pilgerzeichen, in: Bibliothekswelt und Kulturgeschichte, Eine internationale Festgabe für Joachim Wieder zum 65. Geburtstag, dargebracht von seinen Freunden, hg. von Peter Schweigler, München 1977, S. 123 ff.

<sup>18)</sup> Gotik in Österreich, Ausstellung, veranstaltet von der Stadt Krems a. d. Donau, Katalog, Krems 1967, S. 292, Nr. 267. Wacha, Wallfahrerzeichen, S. 17 und Anm. 17. Köster, „Siegeldruck“, S. 129f. und Abb. 4.

<sup>19)</sup> Ebd. S. 130 und Abb. 5.

burger Heiligen wieder in einer Dreiergruppe, diesmal mit dem Ordensheiligen St. Benedikt und mit St. Michael, dem Schutzpatron des Klosters Mondsee zusammen. (Abb. 4) Es erweist sich immer wieder als sehr schwierig, eine Datierung für die verschiedenen Pilgerzeichen zu geben. Dies wurde sowohl ganz allgemein<sup>20)</sup>, als auch speziell für die Wolfgangs-Darstellungen bereits festgestellt<sup>21)</sup>. Der Geschmack der Auftragsgeber und des Käuferpublikums, das längere Nachwirken der Tradition bereits überlebter Stile, all das will dabei berücksichtigt sein und erschwert eine zeitliche Einordnung ungemein, kann es sich doch bei einer Gußform oder einem Modell in gotischen Formen durchaus um den Ersatz einer unbrauchbar gewordenen Form handeln, bei der das Aussehen möglichst beibehalten wurde. Nur Details der Baldachine, der einfassenden Säulen, des Hintergrundes oder des oberen Abschlusses lassen hier gewisse Schlüsse zu, doch muß immer wieder der hypothetische Charakter dieser Datierungsvorschläge betont werden. (Abb. 5–11)

Die weitaus größte Gruppe umfaßt Darstellungen des allein wiedergegebenen heiligen Bischofs, wobei eine Untergliederung nach dem Gesamteindruck der Figur – Gewand unten weit, durch strenge Falten gegliedert, Gewand parallel zur Umrahmung, fast säulenförmig, schließlich Gewand geschwungen, nach unten enger werdend – versucht wurde. Neben den Darstellungen in einer gotisch oder barock wirkenden Nische finden sich Pilgerzeichen in ovalem Rahmen, wobei das Oval auch wieder zwischen Säulen gestellt sein kann. (Abb. 12–30)

Bis auf zwei Ausnahmen hat der Heilige auf den fertigen, gegossenen Wallfahrerzeichen die Kirche in der Rechten, den Stab und das „Hackl“ in der Linken. Am Schluß wird noch eine Darstellung angeführt, die St. Wolfgang ausnahmsweise mit dem Kirchenmodell zu seinen Füßen zeigt. (Abb. 31)

Hingewiesen sei speziell darauf, daß manche der kleinen Güsse in Rahmen gesetzt sind, die den Arbeiten der Gmünder Schmuckhersteller – dort allerdings meist als Silberfiligran gebildet – entsprechen<sup>22)</sup>. In diese Rahmungen wurden die Heiligendarstellungen eingesetzt und gelegentlich durch farbige Hintergründe (aus Papier) die Wirkung erhöht.

Es ist nicht daran gedacht, hier eine völlige Ikonographie des hl. Wolfgang zu bieten. Erst jüngst hat das modernste Handbuch auf diesem Gebiet eine gute Zusammenstellung gegeben<sup>23)</sup>. Auch das Wolfgangi-

---

<sup>20)</sup> Kurt Köster, Mittelalterliche Pilgerzeichen und Wallfahrtsdevotionen, in: Von Rhein und Maas, Kunst und Kultur 800–1400, Katalog 1972, S. 152.

<sup>21)</sup> Wacha, Wallfahrerzeichen, S. 18f.

<sup>22)</sup> Das Gmünder Schmuckhandwerk bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts, hg. Peter Scherer, Schwäbisch-Gmünd 1971, z. B. T. XIX, XXII, XXIX, XXXII.

<sup>23)</sup> B. Böhm, Wolfgang von Regensburg, in: Lexikon der christlichen Ikonographie, 8. Band, 1976, Sp. 626–629.



hackl, oft unter Benützung des alten Kelchs des Heiligen eigens für die Wallfahrer geweiht<sup>24</sup>), soll nicht näher behandelt werden<sup>25</sup>), ebenso wenig die eigentlichen Wallfahrtsmedaillen<sup>26</sup>), die Prägungen von runden oder rechteckigen Folien, wie sie dann als Stall- oder Haussegen verwendet wurden<sup>27</sup>), oder andere Zeugnisse der Wallfahrt nach St. Wolfgang<sup>28</sup>).

Mit Hilfe freundlicher Unterstützung durch verschiedene Museen und Sammlungen<sup>29</sup>) und durch Privatpersonen soll hier erstmals ein Überblick über den Reichtum an Gittergüssen zu Ehren des hl. Wolfgang gegeben werden. Eine europäische Übersicht über diese frühe Massenkunst ist eine Desiderat der Forschung – man soll dabei nicht nur die im Cluny-Museum in Paris zu bewundernde Vielfalt berücksichtigen, andere französische Sammlungen verwahren ebenfalls einzelne Stücke<sup>30</sup>), auch in deutschen Städten sind Funde dieser Art gemacht worden<sup>31</sup>).

Ordnen wir doch diese kleinen Werke des Kunstgewerbes in die große Entwicklung ein: Da ist festzuhalten, daß die Münzen das erste in großer Zahl vervielfältigte Kunstwerk darstellten. Auf dem Gebiet des Metallgusses wurden die unedlen Metalle wie Blei und Zinn schon in spätrömischer Zeit zur Herstellung von Votivgaben, von Schmuck, von

---

<sup>24</sup>) Der heilige Wolfgang, Katalog 1976, S. 118, Nr. 74.

<sup>25</sup>) Vgl. dazu Franz Lipp, Das Beil des hl. Wolfgang, in: Der hl. Wolfgang und Oberösterreich (wie Anm. 14), S. 159 ff.

<sup>26</sup>) Gustav Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten (Österreichische Heimat 16), Wien 1950, S. 85 f., Ders., Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch, 5. Band, Oberösterreich und Salzburg, Wien 1958, S. 115 ff.

<sup>28</sup>) Georg Wacha, Der Wallfahrtsort St. Wolfgang und der Raum von Linz, (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz 1961, S. 335 ff.).

<sup>29</sup>) Festgehalten sei, daß laut freundlicher Auskunft folgender Sammlungen dort keine Gittergüsse mit Wolfgangsdarstellungen verwahrt werden: Österreichisches Volkskundemuseum Wien (Mitt. von Direktor Univ.-Prof. Hofrat Dr. Leopold Schmidt vom 9. 12. 1977); Tiroler Volkskundemuseum, Innsbruck (Mitt. von Direktor Hofrat Dr. Franz Colleselli vom 13. 12. 1977); Salzburger Museum Francisco-Carolinum (mündliche Mitt. von Frau Direktor Senatsrat Dr. Friederike Prodingler); Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (mündliche Auskunft von Dr. Bernhard Deneke); Museum der Stadt Regensburg (Mitt. von Direktor Dr. Wolfgang Pfeiffer vom 18. 5. 1977); vom Museum für Deutsche Volkskunde Berlin ging keine Antwort ein.

<sup>30</sup>) Micheline Guilbert-Guieu – Jacques le Breton, Trésor des Musées d'Angers Les étains, Musée Pincé, Angers 1973, p. 78, pl. 44 (insignes de pèlerins XVII<sup>e</sup> et XVIII<sup>e</sup> siècles, im umfassenden Text nicht beschrieben). Ein Fund eines Pilgerzeichens aus Trinquetaille im Museum in Arles, vgl. Fernand Benoit, Le Museon Arlaten, Paris 1945. Verschiedene Beispiele im Frauenhaus-Museum in Straßburg.

<sup>31</sup>) Funde in Bremen in der Nähe der Pilgerherberge bei St. Martin, Katalog des Focke-Museums Bremen I, o. J., S. 37, A. 139 und – nicht im Katalog – Funde vom dortigen Gertraudengasthaus, 1366 für Pilger gestiftet. Ein schönes Pilgerzeichen mit den 14 Nothelfern im Kestner-Museum Hannover, Ende 15. Jahrhundert.

Spielzeug<sup>32)</sup> verwendet. Bleikreuze sind in den folgenden Jahrhunderten in weiten Teilen Mitteleuropas Zeichen der Christianisierung. Im Mittelalter stehen neben Kannen, Grapen und Taufbecken als frühe Beispiele des Metallgusses die Wallfahrerzeichen als erste Produkte einer Massenkunst. Auch Bettlerzeichen aus Zinn wären hier zu nennen (von denen sich kaum ein Beispiel erhalten hat), deren Vorweisen dem Besitzer die Erlaubnis gab, an einem bestimmten Ort Almosen zu verlangen<sup>33)</sup>. Man soll doch nicht vergessen, daß die Materialkenntnis der Zinngießer schließlich erst die Erfindung der Buchdruckerkunst, also den Gebrauch beweglicher, gegossener Bleilettern, ermöglichte und damit die Wende zur Neuzeit einleitete.

---

<sup>32)</sup> Theodor H a m p e, *Der Zinnsoldat, ein deutsches Spielzeug* (= Kleine volkskundliche Bücherei 1), Berlin 1924, S. 321 f. will den Bleisoldaten von Pilgerzeichen ableiten. Vgl. auch Erwin O r t m a n n, *Zinnfiguren einst und jetzt*, Zürich 1973, S. 8 ff. und die Abbildung des 1956 gefundenen Magdeburger Zinnstreifens mit Turnierszenen (Abb. 14).

<sup>33)</sup> 1521 fertigte Thomas Herbst, Zinngießer in Fribourg, 800 Bettlerzeichen an, siehe Freiburger Zinn. Beitrag zur Geschichte der freiburgischen Zinngießer, Schloß Greyerz 1972. Erwin H i n t z e, *Süddeutsche Zinngießer 3* (Die deutschen Zinngießer und ihre Marken 7), Leipzig 1931, Nr. 2039 nennt neben dieser Arbeit die Lieferung von 8000 Siegeln (?) 1524. In Wien stellte 1569 Zinngießer Georg Schiernprand um 1 fl 6 B 12 d insgesamt 226 Bettlerzeichen her, 1571 um 2 B 16 d weitere 45, siehe Adolf M a i s, *Die Zinngießer Wiens*, (Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 14, 1958, S. 32).

### **I. Pilgerzeichen von St. Emmeram in Regensburg mit Darstellung der drei Heiligen Emmeram, Dionysius und Wolfgang**

1. **Papierprägedruck**, Darstellung der Heiligen in drei von kielbogenförmigen Architektur-Baldachinen oben abgeschlossenen Nischen. New York, Metropolitan Museum of Art, Sign. 23.76.6. Bildgröße 84x73 mm (Blattgröße 90x87 mm). Lit.: Wolfgang Wilhelm Schreiber, *Handbuch der Holz- und Metallschnitte des 15. Jahrhunderts*, Band 7 (Neudruck Stuttgart und Nendeln 1969), S. 91. Thomas Ollive M a b b o t t, *Seal-Prints and Seal-Paste-Print of the Fifteenth Century* (Siegeldrucke und Siegelteigdrucke), in: *Bulletin of the New York Public Library* 32, 1928, p. 511–519 mit Abb. 2 und 3. Ders., *Pasteprints and Sealprints*, in: *Metropolitan Museum Studies* 4, 1932, p. 55–75 mit Fig. 7 und 8. Ders., *Relief Prints in New York City* (Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts 95), Straßburg 1938, p. 12 und 14 mit Tafel 17 und 25. Kurt K ö s t e r, *Ein rätselhafter „Siegeldruck“ des fünfzehnten Jahrhunderts aus Regensburg*. Studien zur mittelalterlichen Wallfahrt nach St. Emmeram und ihren Pilgerzeichen, in: *Bibliothekswelt und Kulturgeschichte*, Eine internationale Festgabe für Joachim Wieder zum 65. Geburtstag, hg. Peter Schweigler, München 1977, S. 123 ff. mit der älteren Lit. und Abb. 3.

2. **Gußform** (Model) mit Darstellung der drei Heiligen in rechteckigem Bildfeld mit Dreiecksgiebel. Ehem. Wildon (Steiermark), Sammlung Karl Ruhmann. Bildgröße 71x61 mm (Model aus Solnhofen Stein 130x150 mm). Datierung: um 1500. Lit.: Ausstellung *Gotik in Österreich*, Krens an der Donau 1967, Katalog S. 292, n. 267 (ehemals Sammlung Figdor). Georg W a c h a, *St. Wolfgang und das Wallfahrtswesen im 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Der hl. Wolfgang und Oberösterreich*, Schriftenreihe des Oberöster-

reichischen Musealvereines 5 (= Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines 117/I), Linz 1972, S. 154. Ders., Wallfaherzeichen von St. Wolfgang, (alte und moderne kunst, 21. Jg., 1976, Heft 146, S. 17.) K ö s t e r, „Siegeldruck“, Fs. Wieder, S. 129f. und Abb. 4. Die Gußform ist weder im Katalog der Sammlung Figdor (Versteigerung 1930), noch im Katalog der Sammlung Ruhmann (Innsbruck 1960), erwähnt.

3. **Pilgerzeichen** aus Gußform 2. Bamberg, Sammlung Prof. DDR. Sigmund Freiherr von Pölnitz. Größe 72x62 mm. Lit.: K ö s t e r, „Siegeldruck“, Fs. Wieder, S. 130 und Abb. 5.

## II. Pilgerzeichen von St. Wolfgang am Abersee (Wolfgangsee)

### A) Mit Darstellung der drei Heiligen Benedikt, Wolfgang und Michael

4. **Gußform** für Pilgerzeichen mit den Heiligen Benedikt, Wolfgang und Michael, die Namen abgekürzt in einer Zeile, darunter „S. Wolf“. Gmunden, Besitz F.H.K. Größe 88x60 mm, Stärke 8 mm, Holzbehälter 100x75 mm, Stärke 17 mm. Datierung: Ende des 16. Jahrhunderts. Lit.: W a c h a, Wallfahrtswesen, S. 156f. und Tafel XII, Abb. 3, Der hl. Wolfgang in Geschichte, Kunst und Kult, Ausstellung St. Wolfgang 1976, S. 144ff., n. 164. W a c h a, Wallfaherzeichen, S. 19 und Abb. 11.

5. **Neuer Abguß aus Gußform 4.** Gmunden, Besitz F.H.K. Größe 71x45 mm. Lit.: W a c h a, Wallfahrtswesen, S. 156f. und Tafel XII, Abb. 2. Ders.: Wallfaherzeichen, S. 19 und Abb. 10.

6. **Pilgerzeichen**, die Heiligen in ganzer Figur stehend, die Namen jeweils zweizeilig. München, Bayerisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. A 2004. Größe 70x53 mm. Datierung: 16. Jahrhundert. Lit.: Liselotte Hansmann – Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman, Erscheinungsform und Geschichte, München 1966, S. 245, Abb. 834 (Inv.-Nr. A 2000).

7. **Pilgerzeichen** wie 6, die Figuren stärker stilisiert, über den drei Nischen zwei kreisförmige Dekorationen. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. V 3058. Größe 67x50 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, Nr. 163/2. W a c h a, Wallfaherzeichen, S. 19, Abb. 13.

8. **Pilgerzeichen**, Abguß aus derselben Form wie 7 (während dort stellenweise eine Rückwand verblieb, ist hier der Gitterguß besser gelungen), Wien, Kunsthistorisches Museum, Sammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen, Inv.-Nr. III 13.764. Größe 67x51 cm. Datierung: 17. Jahrhundert. Unpubliziert.

9. **Pilgerzeichen** wie 7 (geringfügige Unterschiede beim Turm der Kirche – dem Attribut von St. Wolfgang –, bei den Spitzen innerhalb der kreisförmigen Dekorationen usw.). Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. V 5938. Größe 67x50 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: W a c h a, Wallfaherzeichen, S. 19, Abb. 14.

10. **Pilgerzeichen**, die Namen abgekürzt in einer Zeile, darunter „S. WOLFG“. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. V 3057. Größe 65x44 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: (Max B a u b ö c k – Johann V e i c h t l b a u e r), Ein Gang durch das Rieder Volkskundehaus, Sonderabdruck aus der „Rieder Volkszeitung“, o. J. (1933), Abb. Wallfahrtsandenken aus St. Wolfgang am Abersee. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/1. W a c h a, Wallfaherzeichen, S. 19 und Abb. 12.

11. **Pilgerzeichen** wie 10. München, Bayerisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. A 2002. Größe 60x44 cm. Datierung: 17. Jahrhundert. Unpubliziert.

### B) Mit Darstellung des Heiligen Wolfgang allein

#### a) Der stehende Bischof mit dem Kirchenmodell in der Rechten, Stab und Hacke in der Linken, das Gewand unten breit

12. **Pilgerzeichen** mit Aufschrift „S WOLFGAGI“. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 5938. Größe 66x44 mm. Datierung: Ende des 16. Jahrhunderts. Lit.:

Aktuelle Berichte aus dem Oberösterreichischen Landesmuseum, Nr. 3, April, Mai, Juni 1976, S. 8, Abb. links unten. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/4, Abb. 34 rechts oben.

13. **Pilgerzeichen** mit Aufschrift „S WOLFGANG“ und strengen Parallelfalten. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 5938. Größe 60x42 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/5. Wacha, Wallfahrerzeichen, S. 16, Abb. 2 (seitenverkehrt).

14. **Pilgerzeichen** mit Aufschrift „S WOLFGANG“, bewegter Faltenwurf unter dem Kirchenmodell. Köln, Kunstgewerbemuseum der Stadt Köln, Inv.-Nr. J 416. Höhe 66 mm. Datierung: 16./17. Jahrhundert. Lit.: Karl Berling, Altes Zinn, Berlin 1919 (<sup>2</sup>1920), S. 46, Abb. 26. Elisabeth Moses, Der Schmuck der Sammlung W. Clemens, Köln o. J., S. 43, Abb. 81. Kurt Köster, Meister Tilman von Hachenburg, (Jahrbuch der hessischen kirchenhistorischen Vereinigung 8, 1957, S. 206, Tafel XII, Abb. 63.) Cimelien, Katalog des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln, 1960, n. 292. Die Sammlung Clemens, Katalog des Kunstgewerbemuseums der Stadt Köln, 1963, n. 392. Hanns Ulrich Haedeke, Zinn, Katalog des Kunstgewerbemuseums Köln 3, 1968, S. 71, n. 62 mit Abb. und der älteren Lit. Renate Dolz, Zinn, (Heyne-Taschenbuch Antiquitäten 4358), München <sup>1</sup>1970, S. 38 (Nachzeichnung). Hanns Ulrich Haedeke, Zinn, (= Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenfreunde 16), Braunschweig 1963, 2. Aufl. 1973, S. 40, Abb. 32.

15. **Pilgerzeichen** aus derselben Gußform wie 14. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 5938. Größe 70x42 mm. Datierung: 16./17. Jahrhundert. Lit.: Aktuelle Berichte Nr. 3, Abb. S. 8 rechts unten. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/7, Abb. 34 oben links. Wacha, Wallfahrerzeichen, S. 16, Abb. 1.

#### **b) Der stehende Bischof wie vorhin, das Gewand parallel zur Umrahmung**

16. **Pilgerzeichen** mit Aufschrift „S WOLFGANG“, vorne Gewanddekoration mit Ringen. München, Bayerisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. A 2003. Größe 72x44 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Unpubliziert.

17. **Pilgerzeichen** wie 16, vorne Gewanddekoration mit Strichen. München, Bayerisches Nationalmuseum, Inv.-Nr. A 1336. Größe 73x47 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: Hansmann – Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman, S. 245, Abb. 834.

In der Ausstellung „Bayerische Frömmigkeit“, München 1960, war unter Nr. 1275/98 auch ein „Gitterguß des hl. Wolfgang als Stallsegen“ zu sehen, doch gibt der Katalog nicht an, um welches Exemplar der Sammlung Kriss (jetzt Bayerisches Nationalmuseum) es sich handelt.

18. **Pilgerzeichen** wie 17, Aufschrift „S. WOLFFGANG“. Wien, Kunsthistorisches Museum, Sammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen, Inv.-Nr. III 13.763. Größe 58x41 mm (Kreuz als oberer Abschluß fehlt). Datierung: 19. Jahrhundert (?). Unpubliziert.

19. **Pilgerzeichen** wie 17, jedoch hält der Heilige die Kirche in der Linken, Stab und Beil in der Rechten, Aufschrift „S. WOLFFGANG“. Oberösterreichisches Landesmuseum (aus der Sammlung Pachinger). Größe . . . . . Datierung: 19. Jahrhundert (?). Lit.: Rudolf Zinnohler, Der heilige Wolfgang, Leben, Legende, Kult, Linz 1975, S. 262 und Abb. 89b. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, Nr. 163/6.

#### **c) Der stehende Bischof wie vorhin, Gewand nach unten enger werdend**

20. **Pilgerzeichen** mit Aufschrift „S. WOLFFGANG“, zwischen Säulen stehend, neben dem Sockel der Figur rechts und links eine Vase. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 2765. Größe 65x50 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: Aktuelle Berichte, Abb. S. 8 links oben. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/3, Abb. 34 links unten. Wacha, Wallfahrerzeichen, S. 18 und Abb. 6.

21. **Pilgerzeichen** wie 20 mit Aufschrift „S. WOLFGANG“, zwischen Säulen, doch ohne Vasen. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 5938. Größe 65 x 43 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Unpubliziert.

22. **Pilgerzeichen**. Der stehende Bischof wie vorhin, aber auf Dreieberg (?) stehend zwischen Säulen und gedrehter Einfassung, Aufschrift „S. WOLFGANG“. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 5131. Größe 50 x 27 mm. Datierung: 18. Jahrhundert. Unpubliziert.

#### d) Der stehende Bischof in ovalem Rahmen

23. Um das Oval gelappte und gezackte Einfassung, in Rechteckrahmen. Wien, Kunsthistorisches Museum, Sammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen, Inv.-Nr. III 13.762. Größe 44 x 36 mm. Datierung: 17. Jahrhundert (?). Unpubliziert.

24. Das Oval eingestellt zwischen zwei Säulen, unten Aufschrift „S. WOLFGANG“. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 1243. Größe 60 x 36 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: Anton Pachinger, Wallfahrts- und Weihe-Münzen des Erzherzogtums Österreich ob der Enns, 1904, S. 30, n. 100. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144/8, n. 163. Wacha, Wallfahrrerzeichen, S. 17, Abb. 3.

25. **Pilgerzeichen** wie 24, dazu noch eine seitliche Einfassung, Aufschrift „S. WOLFGANG“. Wien, Kunsthistorisches Museum, Sammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen, Inv.-Nr. III 13.761. Größe 48 x 37 mm (oberer Abschluß fehlt). Datierung: 17. Jahrhundert. Unpubliziert.

26. **Pilgerzeichen** wie 25, doch zwischen zwei gedrehten Säulen, Inschriftfeld leer. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 1737. Größe 50 x 27 mm. Datierung: 18. Jahrhundert. Lit.: Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/9.

27. **Gußform** (Modell) für ein Pilgerzeichen, doch hält der Heilige das Kirchenmodell in der Linken, Stab und Beil in der Rechten. Das Oval zwischen zwei Säulen, oben Puttenkopf, Aufschrift „S. WOLFGANG.us.“. Stadtmuseum Linz, Inv.-Nr. E 195. Größe der Form 87 x 59 mm, Dicke 9 mm. Datierung: 17. Jahrhundert. Lit.: Georg Wacha, Museum der Stadt Linz, in: Städtische Kulturchronik 1971/72, Linz 1972, S. 182. Ders., Wallfahrtswesen, S. 155 f., Tafel XIII, Abb. 4. Ders., Wallfahrrerzeichen, S. 17, Abb. 4.

28. **Neuer Abguß aus Gußform** 27. Stadtmuseum Linz. Größe 70 x 42 mm. Lit.: Wacha, Wallfahrtswesen, S. 155 ff., Tafel XIII, Abb. 5. Ders., Wallfahrrerzeichen, S. 17, Abb. 5.

29. **Der Heilige** blockförmig mit Parallelfalten (wie 19–19), in einem Oval, dieses in ein Rechteck eingestellt. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 3056. Größe 64 x 40 mm. Datierung: 17. Jahrhundert (Rahmen 18. Jahrhundert). Lit.: (Bauböck-Veichtlbauer), Volkskundehaus, Abb. Der hl. Wolfgang, Katalog 1976, S. 144, n. 163/10. Wacha, Wallfahrrerzeichen, S. 18, Abb. 7 (mit aufgelegtem Rahmen).

#### e) Der stehende Bischof mit dem Stab in der Linken, das Beil in der Rechten, das Kirchenmodell zu seinen Füßen

30. Unten spitzes Oval in rechteckigem Rahmen mit Diagonalverbindungen. Ried im Innkreis, Volkskundemuseum, Inv.-Nr. 3055. Größe 37 x 29 mm. Datierung: 18. Jahrhundert. Lit.: (Bauböck-Veichtlbauer), Volkskundehaus, Abb. Wacha, Wallfahrrerzeichen, S. 18, Abb. 8 (mit aufgelegtem Rahmen).

#### Abbildungsnachweis:

- 1 Metropolitan Museum of Art, New York, Museumsphoto
- 2 Foto Dr. Karl Ruhmann
- 3 Foto Prof. DDr. Sigmund Frhr. v. Pöllnitz
- 4 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47845/2519

- 5 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47846/2519
- 6 Bayerisches Nationalmuseum München, Aufnahme F 155
- 7 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 8 Aufnahme des Kunsthistorischen Museums Wien (U. F. Sitzenfrey), III 13764
- 9 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 10 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 11 Bayerisches Nationalmuseum München, Aufnahme F 155
- 12 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 13 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 14 Rheinisches Bildarchiv Köln, Foto-Nr. 20.554
- 15 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 16 Bayerisches Nationalmuseum, München, Aufnahme F 155
- 17 Bayerisches Nationalmuseum München, Aufnahme F 155
- 18 Aufnahme des Kunsthistorischen Museum Wien (U. F. Sitzenfrey), III 13763
- 19 Oberösterreichisches Landesmuseum Linz
- 20 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 21 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 22 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 23 Aufnahme des Kunsthistorischen Museums Wien (U. F. Sitzenfrey), III 13762
- 24 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 25 Aufnahme des Kunsthistorischen Museum Wien (U. F. Sitzenfrey), III 13761
- 26 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 27 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47845/2519
- 28 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47846/2519
- 29 Foto Josef Mader, Ried i. I.
- 30 Foto Josef Mader, Ried i. I.

# Bemerkungen zum Osterbaum

Von Helmut Eberhart

Franz Grieshofer nimmt sich in der ÖZV in dankenswerter Weise eines Themas an, dem – sowohl auf Grund seines fehlenden Alters – bisher praktisch keine Beachtung geschenkt wurde. Der Autor wirft die Frage auf, woher der Brauch kommt, zu Ostern mit bunten und ausgeblasenen Eiern geschmückte Zweige aufzustellen und fragt zugleich nach dem Alter dieses Brauches<sup>1)</sup>.

Ich konnte mich im Rahmen meiner Dissertation u. a. auch mit diesem Thema beschäftigen und dabei einige, vielleicht ganz interessante Feststellungen treffen<sup>2)</sup>. Auf die Frage nach dem ersten Auftreten des Osterbaumes an den Grazer Volksschulen konnten sich die Gewährspersonen zwar nicht exakt festlegen, jedoch kristallisierte sich die Mitte der sechziger Jahre als wahrscheinlichster Zeitraum heraus<sup>3)</sup>. Als Ursprungsland wurde allgemein auf Deutschland verwiesen. Tatsächlich dürften deutsche Zeitschriften zumindest zur Verbreitung des Osterbaumes beigetragen haben. So wurde z. B. mehrfach in der Zeitschrift „Burdamoden“ für das Aufstellen eines Osterbaumes in den Wohnungen geworben; man brachte sogar diesbezügliche Bastelanleitungen<sup>4)</sup>.

Über die tatsächliche Herkunft und Verbreitung wird man allerdings erst nach umfangreichen Untersuchungen – die bis dato noch ausstehen – genaueres sagen können. Man wird wohl auch an eine Herleitung vom Palmbuschen – der u. a. auch mit Eiern verziert wird – denken müssen, wenngleich nur der äußeren Form und nicht dem Sinngehalt nach.

Zur äußeren Erscheinungsform des Osterbaumes sei noch ergänzt, daß sich diese nicht mehr nur auf das ursprüngliche Aussehen beschränkt (d. h. bemalte, ausgeblasene Eier auf Weidenzweigen). Ich

---

<sup>1)</sup> Franz Grieshofer, Seit wann gibt es den Osterstrauß (-baum)?, (ÖZV XXXIII/81, 1978, S. 43–46).

<sup>2)</sup> Helmut Eberhart, Schulbräuche – Eine volkscundliche Untersuchung der traditionellen Elemente an den Volksschulen der Stadt Graz, ungedr. Dissertation am Inst. f. Vk. der Universität Graz, Graz 1976, S. 129f.

<sup>3)</sup> Als Gewährspersonen fungierten Lehrer an den Grazer Volksschulen.

<sup>4)</sup> Burdamoden, Heft 3 (März 1972) und Heft 4 (April 1974).

konnte 1976 in einer Mädchenvolksschule eine vereinfachte Form beobachten, bei der lediglich eiförmige und bemalte Kartonscheiben auf einige Zweige gehängt wurden. Aus Judendorf-Sträßengel bei Graz erhielt ich die Nachricht, daß dort etwa seit Beginn der siebziger Jahre der Osterbaum tatsächlich ein Baum ist! Seit dieser Zeit werden dort nämlich verzierte Eier auf einem im Schulhof stehenden Baum angebracht<sup>5)</sup>.

Grieshofer bezeichnet das Schmücken von Zweigen mit ausgeblasenen Eiern als Schwellenbrauch, spricht aber in diesem Zusammenhang auch mehrmals von einer Sitte. Nun ist bei einem „jungen“ Tatbestand, wie wir ihn hier vor uns haben, eine Zuordnung sicher problematisch; allerdings glaube ich doch, daß die Sitte im Sinne einer volkskundlichen Definition zu tiefgreifend ist, als daß sie für eine so oberflächliche Erscheinung in Betracht gezogen werden kann. Sicher wird man aber auf Grund des Alters des Osterbaumes auch den Terminus Brauch mit Einschränkungen zu verwenden haben, doch erscheint er vielleicht vorerst unproblematischer und neutraler zu sein als der Begriff Sitte.

---

<sup>5)</sup> Nach einer Mitteilung von Dr. Irmtraud Landsiedler.



# Chronik der Volkskunde

Jagd und Jäger in der Volkskunst  
Eine Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde

Von Franz J. Grieshofer

Das Jahr 1978 stand mehrfach unter dem Thema Jagd. Den Reigen eröffnete die Wiener Internationale Frühjahrsmesse mit einer künstlerisch orientierten Sonderschau. Nachhaltiger prägte sich die mehrere Monate dauernde umfangreiche kulturgeschichtliche Ausstellung des Landes Niederösterreich in Marchegg über die „Jagd einst und jetzt“ ein, zu der auch ein schöner Katalog erschien. Für beide Ausstellungen hatte das Österreichische Museum für Volkskunde durch die Bereitstellung von Objekten nicht unwesentlich beigetragen. Es lag daher nahe, diese Objekte, ehe sie wieder im Depot verwahrt würden, auch im eigenen Museum in der Laudongasse zu zeigen und sie aus dem reichen Sammlungsbestand zu einer Sonderausstellung spezifischer Art zu erweitern.

Dieses Vorhaben traf nun mit einem günstigen Umstand zusammen. Die Museumsleitung hatte nämlich im Erdgeschoß mehrere Räume adaptieren und mit museums-technischen Einrichtungen ausstatten lassen. Die Ausstellung konnte damit in einem neuen, ansprechenden Rahmen präsentiert werden, der in Hinkunft für Wechselausstellungen genützt werden soll.

Eine volkskundliche Ausstellung zum Thema Jagd erfolgt zwangsläufig unter einem speziellen Gesichtspunkt. Nicht die Jagdausrüstung, von der das Museum natürlich eine Auswahl zeigen kann, steht im Mittelpunkt des Interesses, sondern ihre formale Gestaltung. Jagdtaschen, Pulverhörner, Jagdbestecke oder Ausweider dienen nämlich nicht nur funktionalen Ansprüchen, sondern werden selbst zu Bildnisträgern. Der etwa auf die Jagdtasche applizierte oder eingepreßte Jäger, der nach einem springenden Hirschen zielt, verweist über den rein künstlerischen Gehalt in eine symbolische Dimension. Es scheint doch wohl so, als wollte man mit dieser Darstellung das Jagdglück beschwören.

Das jagdliche Motiv bleibt jedoch nicht auf die Ausrüstung beschränkt, sondern durchdringt den gesamten Lebensbereich des Weidmannes. Diesem Umstand wird in der Ausstellung mit der Andeutung einer Stube Rechnung getragen. Möbel mit Genreszenen, ein bemaltes Brautschaff, Scherenschnittbilder, insbesondere auch die verschiedenartig gestalteten Trophäen geben ausschnittsweise einen Einblick in die Vielfalt und Universalität weidmännischer Kultur.

Dabei gilt es zu bedenken, daß die Jagd lange Zeit ausschließlich das Vorrecht des Herrenstandes war, der seine Aufträge wenigen ausgesuchten Künstlern erteilte. Die Volkskunst hatte zu dieser Thematik aus gesellschaftlichen Gründen kaum Beziehung. Nur die Hafner setzten ihre seit dem Mittelalter überkommenen glasierten oder graphitierten Ofenkacheln auch in Bauernstuben und vermittelten auf diese Weise das Bild vom herrschaftlichen Jäger. Der springende Hirsch mit der Rübe oder dem Lebenskraut im Äser, der ebenso zur Darstellung kam, lag der Vorstellungswelt freilich wesentlich näher. Die Legende vom weidwunden Tier, das mit der heilenden Naturkraft den Tod überwindet, hatte für den Menschen des Mittelalters etwas sehr Tröstliches und ließ sich leicht als christliche Parabel deuten. Von daher mag man auch verstehen, daß die Volksmedizin, aber auch der Aberglaube in Form von Amuletten die Kräfte dieses edlen und flinken Tieres sich zu Nutze machte. Das moralisierende Bild vom Hirschen mit dem Kreuz blieb dagegen auf die gehobenen Schichten beschränkt, wovon die wenigen, aber qualitätsvollen Objekte zeugen.

Die Modelstecher bevorzugten für ihre Erzeugnisse jedenfalls das Motiv mit dem springenden, von Pfeilen getroffenen Hirschen, und auch die Krügelmacher malten es auf den weiß glasierten Grund der Schüsseln und auf die birnförmigen Majolikakrüge. Als gegenständliche Paare oder in langen Reihen erwachsen die Hirsche am Webstuhl auf Borten und prächtigen Decken, die durch Wanderhändler weite Verbreitung fanden. Auf

diese Weise wurde den Erzeugnissen des ländlichen Gewerbes im ausgehenden Barock ein neuer Kundenkreis erschlossen.

Diese Zuneigung zu ländlichen Produkten wurde durch eine neue Philosophie begünstigt. Mit dem Ruf zurück zur Natur öffnete sich auch für jene, die bislang nicht aktiv an der Jagd beteiligt waren, eine neue Welt, von der man sich eine positive Lebensgestaltung erhoffte. Und so vermerkt denn auch die Aufschrift auf einem hübschen Majolika-krug aus Gmunden mit dem Bildnis einer stattlichen Jägerin in Rokokotracht:

Die Jegerin so in dem Wald  
sich michlich abgelossen,  
hat das, was sie gesucht so lang,  
glücklich hir angetroffen.

Der sagenumwobene und geheimnisvolle Wald und das rauhe Gebirge wurden zur Kulisse für die verschiedensten Vergnügungen, zu denen die Akteure ebenso stilgerecht erschienen. Für gemeinsame Ausfahrten im Winter setzte man sich zum Beispiel in Schlitten, die – wie man sich in der Ausstellung überzeugen kann – einem springenden Hirschen glichen oder man befestigte einen geschnitzten Jäger an der Spitze der hochgezogenen Kufen. Plötzlich entdeckte man nämlich auch jenen Personenkreis, der im völligen Einklang und in Harmonie mit der Natur zu leben schien und war bestrebt, diesem Leitbild zu folgen oder es sich zumindest im Flugblattlied oder in der Graphik zu vergegenwärtigen.

Um die verschiedenen künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten der Hinwendung zu diesem Ideal zu demonstrieren, wurde in einer Vitrine dem Lieddruck vom Jäger, der eine schlafende Schäferin findet, die sich im Wald verirrt hatte, der entsprechende Lebzeltmodell mit diesem romantischen Paar gegenübergestellt, in einer anderen Vitrine wiederum dem Bildnis vom Jäger das geschnitzte Pendant, das seinerseits die Nachbildung eines Porzellanfigürchens darstellt. Solche Vorlagen wurden allenthalben in den Zentren der Schnitzkunst aufgegriffen und in die Produktion aufgenommen.

Die Laienkunst als die letzte Instanz der Rezeption und künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Thema bezog ihre Antriebe zu einem wesentlichen Teil aus dem Bedürfnis nach Selbstdarstellung. Die Alm- und Jagdszenen auf Kästen und Truhen, auf den Löffelreimen, im Scherenschnitt und ganz besonders in der Krippenkunst entsprangen einer Vorstellungswelt, die dem Hersteller gleichermaßen wie dem Abnehmer vertraut war, auch wenn beide dem Weidwerk nicht frönten. Zudem erhielten die Erzeugnisse ihre Berechtigung durch die funktionale Einbindung in das Brauchtum, wie man es am Beispiel der Birkenschwammschnitzerei, die für den Rinderschmuck beim Almabtrieb hergestellt wurde, feststellen kann. Die ausgestellten Hirschhäupter aus Wurzeln entsprangen dagegen der Freude an phantasievoller Gestaltungsmöglichkeit. Solcher Laienkunst war kommerzielles Streben fremd, die diente wie etwa das Wurzelschnitzen, der Freizeitbeschäftigung.

Hier läßt sich auch die überaus naive Büste einordnen, die Kaiser Franz Joseph, umgeben von einer Adler- und Gemen-bekrönten Glorie aus Latschen, Edelweiß und Almdrosen, „als Jager“ zeigt. Bei dieser von einfacher Hand stammenden Allegorie auf die Jagd scheinen die Standesunterschiede aufgehoben.

Die gesellschaftliche Rolle der Jagd bleibt jedoch weiterhin bestehen. Sie bildet den Kristallisationspunkt für Vereinigungen, Clubs und Stammtischrunden, die ihr „Revier“ durch entsprechende Tischzeichen markieren. Die Gruppe von kleinen bekleideten Holzfiguren, die in einem von zwei Pferden gezogenen Zeiserlswagen sitzen und sich durch ihre Adjustierung unschwer als Jagdgesellschaft ausweisen, erfüllt diese Aufgabe auf besonders sprechende Weise.

An eine Stammtischrunde kleinbürgerlicher Honoratioren denkt man unwillkürlich auch beim Anblick der bemalten Bierkrugdeckeln aus Porzellan, die ein Herzstück der Ausstellung bilden. Gesteigerter Bierkonsum wie stilgerechter Kommentar trugen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wesentlich zum großen Aufschwung der Porzellanmalerei bei. Zunächst wurden die Porzellandeckel von Hand mit Muffelfarben bemalt und in speziellen Öfen auf die Glasur eingebrannt. Wegen des gesteigerten Bedarfes griff man später jedoch zu maschinellen Abziehverfahren, mit denen man auch Lithographien auf

die Deckel übertragen konnte. Diese Vervielfältigungstechnik entzog die Bierkrugdeckel dem Blickfeld der Volkskunst. Da Volkskundemuseen ihre Objekte aber primär nach funktionellen Gesichtspunkten auswählen, konnte eine große Sammlung erworben werden, von der nun 153 Stück mit jagdlicher Thematik gezeigt werden. Nach dem Motto der Ausstellung wurden sie in zwei Gruppen gegliedert: Auf der einen erscheint der Jäger als Naturbursch im Gebirge mit den dazupassenden Gstanzen, beim Anstand, mit seiner Strecke und beim Liebeswerben. Hierher gehören auch die Jägerspottbilder, die mit den Bildwitzen in Zusammenhang stehen und vor allem die Sonntagsjäger und ihr jagdliches Mißgeschick aufs Korn nehmen. Die andere Gruppe wird von röhrenden und kämpfenden Hirschen beherrscht.

Diese volkstümliche Bilderwelt findet nur noch beim Rauchzeug, das zum Image jedes Jägers gehört, eine adäquate Entsprechung. Die reliefartig beschnitzten Pfeifenköpfe aus Buchsbaumholz und die gravierten Schnupftabaksdosen aus Horn bevorzugen nämlich ebenso Darstellungen von der Jagd.

Die Ausstellung liefert damit ein Beispiel, mit welch unerschöpflicher Variationsbreite hinsichtlich Material, Technik und Form das Thema Jagd und Jäger in der Volkskunst behandelt werden kann. Man muß sich dabei aber immer wieder vor Augen führen, daß die Erzeugnisse das Produkt bestimmter sozio-kultureller Gegebenheiten darstellen, ohne deren Nachvollzug Volkskunst unverstänlich bleibt.

#### **Literaturhinweise (kleine Auswahl):**

Werner G a l l e r, Jagd in der Volkskunst. Jagd einst und jetzt. NÖ. Landesausstellung, Schloß Marchegg, 1978, S. 85–89.

Karl H a i d i n g, Schwammkränze als Schmuck des heimkehrenden Almviehs. Volkskunde und Volkskultur. Festschrift f. R. Wolfram, hg. v. H. Fielhauer, Wien 1968, S. 101–106.

Helmut N e m e c, Tier und Jagd in der Volkskunst, Wien 1974.

Carl R e i t e r e r, Kuhglockzeuge des Museums für österreichische Volkskunde. Zs. f. österr. Volkskunde.

Leopold S c h m i d t, Volkskunst in Österreich, Wien 1966.

D e r s e l b e, Die Jagd in der österreichischen Volkskunst. Österr. Weidwerk, III. Monatshefte f. Jagd, Fischerei und Naturschutz, Wien 1963, S. 101–106.

D e r s e l b e, Die Jagd in der österreichischen Volkskunst. Jagd in Österreich, Wien 1964, S. 442–451.

D e r s e l b e, Bierkrugdeckel – ernst bis heiter. Volkstümliche Motive in der Porzellanmalerei des 19. Jahrhunderts. Jahrgabe der Österr. Stickstoffwerke für 1970, Linz 1970.

E m i l M ü c k †

Am 16. August 1978 ist Postoberkontrollor i. R. Emil Mück (Micka) im 85. Lebensjahr in Marchegg gestorben. Mit ihm hat das Marchfeld einen vorzüglichen Kenner dieser seiner Heimatlandschaft verloren, der sich mit dem Land im Winkel zwischen March und Donau von den verschiedensten Seiten her befaßt hat, und der durch unseren Verein auch der Volkskunde nahestand. Er hat sich an den Vereinsveranstaltungen beteiligt und den Verein geführt, sobald dieser auf einer Exkursion wieder nach Marchegg kam. Einer weiteren Öffentlichkeit ist der bescheidene Privatforscher durch sein verhältnismäßig umfangreich angelegtes Unternehmen einer „Geschichte von Marchegg“ bekannt geworden, die von 1959 an in Lieferungen (im Verlag Emil Brentano in Gänserndorf) erschien. Im ganzen sind, unserer bibliographischen Kenntnis nach, acht von den geplanten zehn Lieferungen erschienen, die durchwegs auch auf die gegebenen volkskundlichen Stoffe Bezug nahmen. Rein fachlich ist das Heft Mücks „Sagen und Überlieferungen aus Marchegg und Umgebung“ am wichtigsten geworden, das 34 Seiten stark im Jahr 1958 in Gänserndorf erschienen ist. Eine wichtige, ortskundige Nachlese zu den größten niederösterreichischen Sagensammlungen. Wir werden dem vorzüglichen landschaftlichen Kenner Emil Mück ein ehrendes Andenken bewahren, und den stets bescheidenen, liebenswürdigen Menschen dankbar in Erinnerung behalten.

Leopold Schmidt

# Literatur der Volkskunde

MUSEUM UND KULTURGESCHICHTE · FESTSCHRIFT FÜR WILHELM HANSEN. Herausgegeben von Martha Bringemeier, Paul Pieper, Bruno Schier, Günther Wiegelmann, in Verbindung mit dem Landesverband Lippe (= Schriften der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, Bd. 25) Münster 1978, Verlag Aschendorff. Großoktav, 415 Seiten mit Porträt und zahlreichen Abbildungen.

Wilhelm Hansen, geborener Berliner, am Atlas der deutschen Volkskunde geschult, hat nach dem Zweiten Weltkrieg in Detmold ein ganzes Lebenswerk erstellt: Vom Mitarbeiter am dortigen Museum zum Direktor, als der er 1976 ausschied, nachdem er dem Landesmuseum einen ganzen großen Trakt Volkskunde anfügen konnte. Die vorliegende Festschrift würdigt mit vollen schönen Beiträgen den Mann und sein Werk, wie Paul Pieper aus Münster einleitend über ihn schreibt, als Mann „zwischen Museum und Forschung“. Günther Engelbert zeichnet dann den „Weiten Weg ins eigene Haus“, also die Stationen des Lippischen Landesmuseums nach, und Karl-Alexander Hellfaier berichtet über „Die Lippische Landesbibliothek und das Lippische Landesmuseum als Forschungsstätten“, ein mit genauen Literaturangaben angereicherter Überblick.

Nach den örtlichen Beiträgen folgen die der Kollegen im weiteren Umkreis. Holger Rasmussen schreibt „Zur Geschichte der nordischen volkskundlichen Museen“. Josef Schepers steuert hausbaukundliche Erkenntnisse über den „lippischen Meierhof im Westfälischen Freilichtmuseum bäuerlicher Kulturdenkmale in Detmold“ bei. Seine genauen Zeichnungen und Aufnahmen sind wie immer die besondere Freude des Hausforschers. Aber man geht auch in die zeitliche Tiefe, Friedrich Hochenschwert berichtet über die „Fundamentgrabung auf dem Kuhlhof in Kohlstädt (Lippe)“ als Beitrag zur mittelalterlichen Hausforschung. Ivan Balassa berichtet über „Ikonographische Quellen der Arbeitsgerätekunde“ und nimmt damit ein von unserer Seite her lange gepflegtes Thema wieder auf. Näher zur Museumsarbeit steht der Beitrag von Hinrich Siuts „Probleme der Darstellung und Erforschung einer vergangenen bäuerlichen und handwerklichen Arbeitswelt“ mit Bezugnahme auf die kartenmäßige Festlegung von bestimmten Erscheinungen, übrigens mit manchen Skrupeln über die manchmal zu großflächige Erfassung. Das bezieht sich auch auf Arbeiten Günther Wiegelmanns, der nun selbst mit seinem Beitrag „Zur Geschichte der Kornfège in Mitteleuropa“ zu Wort kommt. Es ergibt sich dabei, daß diese Windmaschinen schon im 17. Jahrhundert in Österreich verwendet wurden, und nicht erst, wie Paul Leser einst vermutet hatte, im 18. Jahrhundert aus Ostasien eingeführt worden sind. Karl Haiding hat Wiegelmann zusätzlich wertvolles Material geliefert, das freilich nichts zu der neuen Hypothese beiträgt, die Jesuiten hätten die Windmaschine einst aus Ostasien bei uns eingeführt. Es wird auch das nicht stimmen. Wiegelmann stellt in dem Zusammenhang sehr vernünftige Fragen an die weitere Forschung die vielleicht doch auch von den Technischen und den Landwirtschaftsmuseen aufgegriffen werden sollte.

Günther Wiegelmann kann sich in seiner Arbeit mehrfach auf Gösta Berg stützen, und dieser hochverdiente schwedische Forscher hat seinerseits einen Beitrag „Die Teigbreche“ als altertümliches Bäckerwerkzeug beigelegt. Das Gerät hat es mindestens seit dem 15. Jahrhundert anscheinend in halb Europa gegeben. Berg arbeitet viel mit guten alten Bildzeugnissen. Eine spezielle Gruppe davon hat sich Gerda Schmitz herausgegriffen, die über „Darstellungen zur Flachsverarbeitung auf schlesischen Glaspokalen des 18. Jahrhunderts“ schreibt. Ein köstliches Spezialkapitel, das offenbar mit der so

wichtigen schlesischen Leinenindustrie zusammenhängt. Helmut Ottenjann, der 1974 mit Elfriede Heinemeyer das schöne Buch „Alte Bauernmöbel aus dem nordwestlichen Niedersachsen“ herausgebracht hat, schreibt über „Möbeltischlerei im nordwestlichen Niedersachsen“ und legt gutes Material mit vielen Abbildungen vor. Aus dem Nordwesten in die Mitte Deutschlands: Alfred Höck berichtet über „Hessische Schüsseler und der Brief der Drechslerzunft vom Jahre 1654“. Über diese Schüsseldreher und ihre Erzeugnisse war bisher zu wenig bekannt. Ein weiteres Material behandelt Fritz Sagebiel in seinem Beitrag „Aus einer Zinngießerwerkstatt im bergischen Land“; die Erhebungen dazu wurden von Sagebiel seit 1935 betrieben. Da geht es also wesentlich um Werkzeuge und Geräte, und von solchem handelt auch Gerd Spiess, aber über „Werkzeuge, Geräte und Maschinen in Braunschweigischen Steinbrüchen“. Das ergibt einen „Beitrag zur Ergologie aus dem 16. Jahrhundert“, der eine Wolfenbüttler Handschrift von 1573 auswerten kann. Die Nähe zu Georg Agricola ist deutlich. Einem viel jüngeren Verkehrsgerät widmet Helmut Plath seine Studie „Lauftrad – Vélocipède – Hobbyhorse“. Bemerkenswerterweise ist die Laufrad-Mode schon 1818 in Wien angekommen. Zum ländlichen Arbeitsbereich führt die Studie von Torsten Gebhard „Untersuchungen zu einem Verzeichnis von Baugeschirr aus Niederbayern (14. Jahrhundert)“, das aus dem Inventar eines Adligen das Ackergerät aushebt. Daß sich darunter auch ein „Säesumper“ befindet, ist doch sehr bemerkenswert. Aus Inventaren schöpft auch Gertrud Angermann in ihrem Beitrag „Hauswesen, Landwirtschaft und Werkstatt einer lippischen Schmiedefamilie um 1900“. Wieder nach Westfalen gehört der mehr sozialgeschichtliche Beitrag von Dietmar Sauremann „Gesindewesen in Westfalen: Dienstzeit, Lohn, Herkunft“, der sich auf Gesinderegister des 18. und 19. Jahrhunderts stützt.

Mit der Arbeit von Norbert Humbug „Der Reliquienaltar und der Reliquienschatz des Domes zu Münster“ wenden sich die Beiträge der Kunstgeschichte und der religiösen Volkskunde zu. Der Reliquienaltar von Münster stammt von 1622 und enthält mehr als 200 Reliquien. Horst Appuhn von Schloß Cappenberg handelt über „Das private Andachtsbild“ und macht dabei einen „Vorschlag zur kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Terminologie“. Der berühmte Fund von hundert kleinen Andachtsbildern unter dem Chorgestühl des Klosters Wienhausen im Jahre 1953 hat hier sehr anregend gewirkt. Auf neuere Andachtsbilder geht Georg Wagner mit seinen „Volksmissions-Andenken aus dem 19. Jahrhundert“ und den Beziehungen zur „Wiedenbrücker Volksmission 1853“ ein. Man erinnert sich vielleicht daran, daß diese volksreligiösen Verhältnisse in und um Paderborn erstmals von Karl Gutzkow in seinem umfangreichen Roman „Der Zauberer von Rom“ ausführlich und kritisch behandelt wurden; Paderborn führt bei Gutzkow den durchsichtigen Decknamen „Witoborn“. Hier wäre wohl der Beitrag von Wolfgang Brückner „Maschinelles Ornament in der Gebrauchsgeschichte des 19. Jahrhunderts“ gleich anzuschließen. Brückner leistet hier eine „Wiederentdeckung von Prägedruck und Stanzspitzen“, also jener jüngeren Andachtsbildchen, die den älteren Sammlern nicht unbedingt zur Freude gereichen mochten, in Sammlungen wie etwa der des Österreichischen Museums für Volkskunde doch in genügend Exemplaren vorhanden sind.

In der Reihenfolge der Beiträge des Bandes folgt aber zunächst die schöne Abhandlung von Martha Bringe meier über „Die Brautkleidung im 19. Jahrhundert“, ein Gebiet, das ja unserer Gegenwartsvolkskunde nicht fremd ist. Die gut dokumentierte, mit 21 Abbildungen versehene Abhandlung ist ein rechter Fortschritt auf diesem Gebiet. In der Nähe der Tracht steht der Schmuck; Margot Linde handelt über „Nachlassinventare als Quelle volkskundlicher Sachforschung, dargestellt am Beispiel der Bernsteinketten der Oesterten Tracht“; Oesterten gehört zu Schaumburg. Die „Bernsteinkralen“ sind offenbar seit dem 17. Jahrhundert in der Landschaft üblich gewesen.

Am Rande der Bauernhaus- und Volkskunsthforschung steht der Beitrag von Friedrich Goethe über „Das Sympathie-Tier Schwan“, und zwar aus „human-ethologischer Sicht“. Der vielseitige Beitrag sollte von der Giebelbretter- bis zur Märchenforschung hin

aufmerksam gelesen werden. Zur eher konkreten Darbietung führt der Beitrag von Hermann D e t t m e r „Beispiele für die konkrete Verwendung von Bilderbogen in Westfalen“ zurück. Die Verwendung von Andachtsbildern usw. als Innenschmuck von Bauernmöbeln leitet zur ähnlichen Verwendung von Bilderbogen über. Um Bilderbogen geht es selbstverständlich auch bei Christa P i e s k e, die über „Genre-Motive auf Neuruppiner Bilderbogen“ schreibt. Die Wiedergabe von Genremotiven aus populären Gemälden auf Bilderbogen wird eindrucksvoll nachgewiesen. Diese Sonderdisziplin hat also schon manche wertvolle Ergebnisse gezeitigt. Zur Bilderbogenforschung ist Frau Pieske erstmals bei Spamer in Berlin gekommen, und auf Berlin als die Heimat von Wilhelm Hansen beziehen sich doch auch noch einige Beiträge. Richard B e i t l g i b t unter dem Titel „Wenn sich's reimt“ einen „Beitrag zur Berliner Volkskunde“, aus dem erstmals in Berlin-Steglitz gesammelten Material zum Spielgut der Großstadtkinder. Eine Form des Erwachsenenspiels behandelt Theodor K o h l m a n n in seinem Beitrag „Die Berliner Spielkartenfabrik Eduard Büttner & Co.“, mit Kartenmaterial des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Nicht vom Spiel, sondern von der täglichen Arbeit in Berlin handelt schließlich Ingeborg W e b e r - K e l l e r m a n n in ihrem Beitrag „Berliner Dienstmädchen bei Theodor Fontane“. Auch dieser Beitrag im Gedenken an Spamer geschrieben, in dessen Seminar sich damals so viele kennenlernten, die im Fach großgeworden sind, und nun in dieser Festschrift noch einmal nebeneinander stehen. Alle diese Beiträge beruhen nicht zuletzt auf sammlerischen Vorarbeiten. Und so ist es nur richtig, daß der Beitrag über den „Sammeltrieb“ von Walter H ä v e r n i c k den Band beschließt.

Für uns ist er deshalb noch nicht ganz geschlossen, weil die Besprechung bisher bewußt die Beiträge der österreichischen Mitarbeiter ausgelassen hat. Aber last not least! Es sind unerwarteterweise sogar recht umfangreiche alpenländische Beiträge, und zwar von Viktor P ö t t l e r eine ganze Monographie über den „Großschrotter“, einen weststeirischen Bauernhof im Österreichischen Freilichtmuseum in Stübing bei Graz; von Oskar M o s e r eine ausführliche Abhandlung über die „Stangenarl“ als einen Pflugtyp der südlichen Alpenländer, und von Karl H a i d i n g ausführliche Mitteilungen über „Vergehendes Holzhandwerk in Obersteiermark“, über die dortigen Gabelmacher, Mühlenzimmerer und Wagner. Alle drei Beiträge ganz der österreichischen Tradition der Bauernhaus- und Geräteforschung verpflichtet, mit vorzüglichen, lebensvollen Aufnahmen ausgestattet. Die Themen sind nicht neu, aber durch die genauen persönlichen Wörter- und Sachen-Aufzeichnungen sehr wertvoll. Der breiteren Kenntnisnahme und allfälligen örtlichen Kritik werden sie sich freilich durch das Erscheinen in einer nordwestdeutschen Festschrift weitgehend entziehen. Als Ehrung für Wilhelm Hansen sind sie aber sicherlich sehr angebracht.

So bietet der Band ein erstaunlich reiches Bild der gegenwärtigen Arbeit auf breiten Teilgebieten der volkskundlichen Sammlung und Forschung. Ein bei weitem besseres Bild jedenfalls, als es sich aus den derzeit in der Bundesrepublik Deutschland erscheinenden Zeitschriften gewinnen läßt. Dazu ein Wort von Wolfgang B r ü c k n e r in seinem Beitrag über die gestanzten Andachtsbildchen, also an einer eher verstreuten Stelle: „Was in den Wissenschaften überdauert, sind – horribile dictu – die Realien und ihr ‚Kanon‘. Darum braucht kein Museumsgelehrter um die Aktualität seiner Arbeiten zu bangen. Wir Universitätsleute drängen uns heute deshalb so gern ins Museumsgeschäft und seine Aufgabenbereiche. Für eine Wissenschaft, die in Deutschland von der Philologie herkommt, ist das schließlich keine selbstverständliche Entwicklung und interessanterweise auch kein Generationsproblem.“ Die darin enthaltene kräftige Mahnung gilt gewiß vor allem dem bundesdeutschen Hochschulbetrieb. Wenn die drei österreichischen Beiträge dieser Festschrift so eine gewisse Sonderstellung einnehmen, dann gewiß auch deshalb, weil bei uns die Volkskunde eben nicht „von der Philologie“ herkam, sondern sich zwischen vielen anderen Fächern recht selbständig entfaltet hat. Es ist sicherlich eine Seltenheit, daß man an eine gediegene Festschrift für einen hochverdienten Museumsdirektor solche Erwägungen anschließen kann. Aber der reichhaltige Band verdient es, daß man seine Beiträge nach den verschiedensten Richtungen hin auswertet.

Leopold S c h m i d t

VIKTOR HERBERT PÖTLER, Führer durch das Österreichische Freilichtmuseum. 3. erweiterte Auflage (= Schriften und Führer des Österreichischen Freilichtmuseums Stübing bei Graz., Nd. 5), 224 Seiten mit zahlreichen Abb. (Photos und Zeichnungen) und einem Faltpfad der Anlage. Stübing bei Graz 1978.

Das Freilichtmuseum im Stübinggraben entwickelt sich unter Pötlers zielbewußter Führung immer gut weiter. Literarische Zeugnisse dafür sind die Berichte über die Jahreshauptversammlungen, von denen der über 1977 nunmehr vorliegt (Großformat, 57 Seiten vervielfältigt), mit einem ausführlichen, von guten Zeichnungen unterstützten Jahresbericht Hofrat Pötlers.

Nur knapp danach ist aber auch die nunmehr schon dritte Auflage des „Führers“ durch das Museum erschienen, wieder erfreulich vermehrt und auf den letzten Stand gebracht. Eine sehr beachtliche „Einführung“ Pötlers bezeugt, wie wohlbegründet und ernsthaft er sein Untenehmen sieht und das Weiterwachstum fördert, wobei den verschiedenen Problemen vor allem der Erhaltung der Objekte und ihrer wichtigen, auch ästhetisch ansprechenden Darbietung wichtige Überlegungen gewidmet werden. Die Darstellung von Objektgruppen selbst ist wieder von vorzüglichen Photos und Zeichnungen unterstützt: Architekturzeichnungen von Klaus Schuster, Planzeichnungen von Doris E. Zauner, Inventarzeichnungen ebenfalls von Doris E. Zauner, Ilse Schachinger und Barbara Gagenauer. Die Grundrisse stammen von Werner Schiestl und den genannten Zeichnern Schuster, Zauner und Schachinger. Sie sind anschaulich und erfreulich, ein wahres Muster für die Vermittlung eines Wissens, das beispielsweise Studenten der Volkskunde schon als „Maturawissen“ mitbringen sollten. Zu unserem besonderen Vergnügen ist nun auch die seinerzeit von uns angeregte Erklärung der Fachausdrücke geschaffen worden, unter dem wohlbekannten Obertitel „Wörter und Sachen“. Dieses Wörterverzeichnis ist vielseitig und versucht vor allem, anschaulich zu sein. Sprachlich, mundartkundlich könnte es wohl noch gefeilt und ergänzt werden. Der Nichtgermanist kann beispielsweise bei „Pirl“ (S. 208), also dem „beim Kärntner Ringhof im Obergeschoß eines Blochstadls rundumlaufenden und mit Brettern verschalten Trockengang“ nicht wissen, daß das Wort zu „Bühne“ gehört, und derartige Ausdrücke seit dem Mittelalter für verschiedene Bauteile verwendet werden. Hinweise auf die umgangssprachlichen Gleichstücke zu den mundartlichen Spezialausdrücken wären vielfach erforderlich und würden vor allem für die zahlreichen Besucher des Freilichtmuseums, die nicht aus dem bayerisch-österreichischen Raum kommen, nützlich sein. Eingewurzelte Spezialdeutungen der Bauernhausforschung sollten überdacht werden. „Gredn“ (S. 199) kommt durchaus nicht direkt von lat. gradus, wie die Klammerbemerkung glauben macht, sondern aus dem Mittelhochdeutschen.

Es ist selbstverständlich, daß die kritische Durchmusterung dieser „Wörter und Sachen“ das Wörterverzeichnis künftig noch etwas umfangreicher machen würde. Aber dieser „Führer“ verkauft sich doch, wie die Neuauflagen zeigen, immer wieder gut, und so wäre vielleicht auch dieser kleine Mehraufwand an Arbeit und Geld noch zu bewältigen. Das schöne Buch verdient es durchaus, immer noch besser gestaltet zu werden.

Leopold Schmid t

JAGD EINST UND JETZT. Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung 1978. Katalogbearbeitung von Gerhard Winkler. Schloß Marchegg – Wien 1978. 468 Seiten, 54 Farbtafeln, zahlreiche Schwarzweißabbildungen.

Der umfangreiche Katalog der Niederösterreichischen Jagd Ausstellung 1978 stellt mit seinem Abhandlungsteil und dem Katalog der 745 Schauobjekte geradezu ein Handbuch der Jagdkunde dar. Der Ausstellungskatalog wie die Beiträge sind sehr umfassend, größtenteils von vorzüglichen Fachleuten verfaßt, leserlich geschrieben und vorzüglich illustriert. Von der „Urzeitlichen Jagd“ bis zur „Wirtschaftlichen Bedeutung“ der Jagd in Österreich heute kann man sich da orientieren. Erfreulicherweise ist auch hier wie nun schon bei vielen wichtigen Ausstellungen die Volkskunde herangezogen worden, nicht nur

mit vielen Leihgaben aus beinahe allen Wiener Museen und manchen noch darüber hinaus, sondern auch mit den Themen der einführenden Abhandlungen. Werner G a l l e r hat zwei Beiträge zur Verfügung gestellt, einen über „Die Jagd in der Volkskunst“, und einen zweiten, vielleicht noch lebendigeren über „Wilderer – Unter besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs“. So unsympathisch das Thema ist, das Juristen und Psychiater mehr angeht als uns, es muß doch immer wieder behandelt werden, und die Heranziehung von Wilderersagen und Wildererliedern, mit entsprechenden Aussagen von Walter Deutsch, rechtfertigt das Kapitel. Gerhard W i n k l e r hat sich der „Kulturgeschichte der Jagd unter besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs“ angenommen, und Peter H o f m a n n kurz „Bemerkungen über das jagdliche Brauchtum“ beigesteuert. Ein schöner, ikonographisch sehr wertvoller Beitrag „Die mystische Einhorn-Jagd als Allegorie der Verkündigung“ stammt von Gregor Martin L e c h n e r, dem kunsthistorischen Betreuer der Kunstsammlung des Stiftes Göttweig, das eine Reihe wertvoller Graphiken aus seinen gewaltigen Beständen als Leihgaben zur Verfügung gestellt hat.

Das Studium der vielen Ausstellungsgegenstände, wenigstens nach den Abbildungen, mag noch manchen volkskundlichen Interessenten auf wichtige Einzelerkenntnisse bringen. Daß der Wiener Romantiker Eduard S c h a l l e r etwa ein mächtiges Ölbild „Die Wilde Jagd“ gemalt hat (Nr. 200), ist wohl nicht allgemein geläufig. Der Lainzer Tiergarten hat etwas mit der Geschichte der Hofjagden zu tun, das ist gewiß. Daß im 18. Jahrhundert eine Mauer um diesen gewaltigen Tiergarten gebaut wurde, ist auch sicher. Sein Erbauer soll ein Philipp S c h l u c k e r gewesen sein, dessen Porträt hier (Nr. 500) gezeigt wird, und dabei steht, beinahe selbstverständlich, der sprichwörtlich gewordene „arme Schlucker“. Die Redensartenforschung hat zwar längst (ÖZV XXXI/80, 1977, S. 299 f.) nachgewiesen, daß es sich dabei um eine Art von Wiener Ortssage handelt, aber sie wird, wie Exemplum zeigt, eben immer weiter mitgeschleppt.

Ich habe in meine Bibliographie zur „Gegenwartsvolkskunde“ 1976 auch ein Kapitel „Jagd, Jäger“ (S. 30f.) aufgenommen, was prompt den Grimm eines bundesdeutschen Kritikers erweckt hat. Es ist bedauerlich, daß jüngere Kollegen, die in den sechziger und frühen siebziger Jahren draußen Volkskunde, oder eher „Kultur-anthropologie“, studiert haben, gar kein Verständnis für die vielen Gebiete besitzen, die wir nun einmal alle mitbehandeln müssen, ob als Jagdfreunde oder als Jagdgegner, oder doch eher als objektive Beobachter auch der Jagd und der Jäger. Vielleicht trägt die Marchegger Ausstellung und ihr mächtiger Katalog wieder ein bißchen dazu bei, auch solche Fachkollegen, die das Gebiet offenbar immer nur ausschnittsweise vorgesetzt bekommen haben, zur Erfassung des Ganzen, auch in seinen Teilen, zu bringen.

Leopold S c h m i d t

INGEBORG WEBER-KELLERMANN, *Brauch, Familie, Arbeitsleben*. Schriften, ausgewählt und herausgegeben von Andreas C. Bimmer, Gitta Böth, Annemarie Schenk, Harald Schäfer, Dorothea Zeh (=Marburger Studien zur vergleichenden Ethnosoziologie, Bd. 10). Marburg 1978. Studienkreis für Europäische Ethnologie e. V. 236 Seiten, mit einigen Abb. DM 30,-

Am 26. Juni 1978 hat Ingeborg Weber-Kellermann ihren 60. Geburtstag feiern können. Mitarbeiter und Schüler haben ihr zu diesem Tag einen Band ihrer ausgewählten kleinen Schriften vorgelegt, was gut und sinnvoll erscheint. Das von Frau Weber-Kellermann so wohlgepflegte Gebiet der Forschungen bei den Deutschen im Südosten ist dabei ausgespart geblieben, da ja fast gleichzeitig der von ihr herausgegebene Band „Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn“ Frankfurt 1978 erschienen ist. Man vermißt diese an sich wichtigen Studien hier vielleicht nicht so sehr, weil die in diesem Sammelband aufgenommenen Studien doch hauptsächlich die in Berlin und in Marburg gearbeiteten neuen, eigenständigen Arbeiten darstellen, mit denen die Verfasserin oft sehr anregend in die jeweilige Fachdiskussion eingegriffen hat. Ich meine dabei weniger die Kapitel aus ihrem großen und wichtigen Werk über die Erntebräuche, im



wesentlichen nach dem Mannhardt-Nachlaßmaterial, als ihre Studien zur Großstadtvolkskunde und zum Weiterwuchs so mancher Züge und Komplexe in der Gegenwartsvolkskunde, für die Frau Weber-Kellermann wie fast alle ihre Berliner Zeitgenossen, ältere und jüngere, ein offenes Auge gehabt haben. Ihre Marburger Antrittsvorlesung „Der Berliner“ weist in gewandter Essayistik auf dieses ganze große Thema der Großstadtvolkskunde hin, und mit so manchen kürzeren Abhandlungen wie denen zu „Mode und Tradition“ oder „Zur Innovation am Beispiel eines Trachtenstückes“ (Lederhose) hat sie immer wieder in diese Richtung weitergewiesen. Das kommt alles in diesem Sammelband vielleicht stärker zur Geltung als es bei der Lektüre der jeweiligen Einzelabhandlungen an ganz verschiedenen, manchmal wohl auch etwas versteckten Stellen der Fall war. Einige kleinere Abhandlungen sind wohl auch bisher überhaupt nicht veröffentlicht gewesen, so der Rundfunkvortrag von 1971 über den Weihnachtsbaum, ein Beitrag „Zur Sozialgeschichte eines Festsymbolen“. Da ist übrigens schon im Titel jene Bindung zum „Sozialen“ enthalten, die in den letzten zwanzig Jahren für die Arbeiten von Frau Weber-Kellermann immer bezeichnender geworden ist.

Adelhard Zippelius hat im Anhang eine hübsche Würdigung der Forscherin versucht. Er bespricht darin begreiflicherweise auch ihr Verhältnis zu ihrem großen Lehrer Adolf Spamer, man spürt wieder einmal, wie bedeutend dessen Einfluß auf seine wenigen, aber durchwegs fachlich wichtig gewordenen Schüler gewesen sein muß. In diesem Zusammenhang fällt (S. 201) einmal ein bezeichnender Satz über Spamer: „Und wenn die Soziologie in jener Zeit nicht so gänzlich aus dem wissenschaftlichen Bereich ausgeschlossen worden wäre, er hätte sie mit Sicherheit in seine Arbeit sehr intensiv einbezogen.“ Das mag sehr wohl so scheinen. Spamer hat schließlich auch die Psychologie, weil sie damals gar so en vogue war, mit einbezogen. Und heute? Niemand wagt es doch, von psychologischen Erklärungen volksmäßiger Phänomene auch nur zu reden, so sehr ist das alles aus der Mode gekommen. Und genau so wird es mit der Soziologie gehen: Noch ist sie ein bißchen in Mode, auch wenn der Hauptstrom längst vorübergerauscht ist. Wer seine Arbeiten mit ihrer Terminologie aufgeputzt hat – und mehr ist es ja meistens gar nicht gewesen – der wird das Veralten der ganzen Richtung selbst noch erleben. Und an der kulturhistorischen Volkskunde, wie sie bei uns einfach weitertradiert wird, ist das alles vorübergegangen, und es steht zu hoffen, daß die Materialien und Resultate, die damit gewonnen wurden, diese und andere Moden überleben.

Auch so etwas drängt sich auf, wenn man den schmalen Band liest, der an sich durchaus verdientlich erscheint.

Leopold Schmidt

FRITZ MARKMILLER, Katalog zur Ausstellung „Wallfahrt im Volksbarock“ (in: Der Storchenturm. Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg. 1977, Heft 24). Dingolfing 1978, Steinweg 4.

Da es sich um die nächste niederbayerische Nachbarschaft handelt, sei wieder einmal darauf hingewiesen: Unter dem Obertitel „Der Storchenturm“ gibt Fritz Markmiller in Dingolfing eine ganz ausgezeichnete Heimatzeitschrift heraus. Das Heft 24/78 ist ganz der in Dingolfing durchgeführten Ausstellung „Wallfahrt im Volksbarock“ gewidmet. Markmiller selbst gibt eine Anzahl wichtiger Beiträge, und zwar über die Wallfahrtsprozessionen von Stadt und Pfarrei Dingolfing, über die Dreifaltigkeits- und Salvator-Wallfahrten im Raum Dingolfing–Landau–Vilsbiburg und zur Baugeschichte von Maria-Loreto in Angerbach. Besonders wichtig ist der Beitrag von Anton Bauer über die Corona-Verehrung im Dingolfinger Bereich, der die eine zeitlang auch von uns betriebene Corona-Forschung fruchtbar fortsetzt. Schön der Beitrag von Lambert Grassmann über Bildquellen zur Baugeschichte der Wallfahrtskirche Maria Hilf in Vilsbiburg.

Den Hauptteil des Heftes aber macht der umfangreiche Katalog aus, den Markmiller zu der Ausstellung „Wallfahrt im Volksbarock“ gestaltet hat, die von 6. Mai 1978 bis zum 25. Februar 1979 im Museum von Dingolfing stattfindet. Von den fünfhundert gut, knapp und exakt beschriebenen Objekten sind immerhin einige auch abgebildet. Da Rudolf Kriss einstmals in der Gegend viel gesammelt hat, befinden sich zahlreiche Leihgaben aus seiner heute im Bayerischen Nationalmuseum befindlichen Sammlung in dieser Ausstellung, die sonst viel schönes Material aus den Kirchen und Kapellen wie aus anderen Privatsammlungen enthält. Im ganzen also eine wirklich wertvolle Fortsetzung der bayerischen Wallfahrtsvolkskunde.

Leopold Schmidt

SIGRID BRAUNFELS-ESCHE, Sankt Georg. Legende, Verehrung, Symbol. 228 Seiten, mit 214 Abb., mehrere Farbtafeln. München 1976, Verlag Georg D. W. Callwey.

Ikographische Arbeiten sind zur Überprüfung der Befunde von Arbeiten auf dem Gebiet der religiösen Volkskunde stets hochwillkommen. In diesem Fall ganz besonders, weil die in manchen Zeiten so überaus ansehnliche Georgsverehrung doch in die verschiedensten Gebiete hineingereicht hat, offenbar auch seelisch immer neue Tiefen erreichen konnte, bis dann mit der Aufklärung deutlich ein Auslaufen erfolgte, das schließlich bis zu dem päpstlichen Dekret von 1969 geführt hat, das den anderthalbtausend Jahre hindurch verehrten Märtyrer aus dem offiziellen Heiligenkalender gestrichen hat.

Eine Fiktion also, ein antiker Legendenroman, allmählich zum Märchen geworden, immer auch märchenhaft verbildlicht, mit dem Anwachsen des Märtyrers zum Soldatenheiligen, dann zum Ritter, der sozusagen mit den Kreuzzügen zu Pferd steigt, einen immer bildhafter gestalteten Drachen zu bekämpfen hat, und in immer betonterem Ausmaß eine Jungfrau retten muß, die erst mit der Zeit den Namen Margareta bekommen hat, ohne deshalb die gleichfalls legendäre, gleichfalls einen Drachen bändigende hl. Margareta zu sein. Das begleitet alles den Aufstieg des mittelalterlichen Rittertums, geht in der frühen Neuzeit noch auf sehr viele Fürsten über, auch mit den Gründungen der vielen Georgs-Ritterorden, die dann merkwürdigerweise kaum mehr eine rechte Bedeutung gewinnen sollten. All das hat einen überaus dichten Niederschlag in Dichtung, Schauspiel, Plastik und Malerei gefunden, wobei die an Gebrauchsobjekte gebundene Malerei noch gar nicht recht ausgeschöpft ist. So haben sich beispielsweise erst nach dem Erscheinen des schönen Buches von Sigrid Braunfels-Esche die vielen Tartschen der Wiener Bürger des 15. Jahrhunderts genauer begutachten lassen, die in so erstaunlicher Zahl das Bild des hl. Georg aufweisen, ohne daß die bisherige Wiener Literatur dies hätte begründen können<sup>1)</sup>.

So ist diese Monographie also auch von uns aus sehr zu begrüßen, womit auch die Anerkennung verbunden sein soll, daß Text und Bilder bis zur Gegenwart reichen, daß also beispielsweise der Further Drachenstich ebenso dokumentiert erscheint wie der Auerberger Georgiritt oder der Effeltricher Georgitag. Es steckt ein großes, nicht leicht zu verstehendes Kapitel volkstümlicher Kultur- und Geistesgeschichte in dieser Darstellung der Georgsverehrung und Georgsikonographie. Und so mancher Leser wird wohl auch für das Kapitel „Kleine Ikonographie“ (S. 197 ff.) dankbar sein, das den beinahe naiven Untertitel „Woran man auf Bildern St. Georg erkennen kann“ trägt. Ein kleiner ikonographischer Wiederholungslehrgang, der sicher niemand schaden wird.

Leopold Schmidt

---

<sup>1)</sup> Vgl. Leopold Schmidt, Zur Geschichte, Funktion und Ikonographie der Wiener Tartschen des 15. Jahrhunderts (in: Katalog der Ausstellung Das Wiener Bürgerliche Zeughaus. Rüstungen und Waffen aus fünf Jahrhunderten. 49. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Wien 1977. S. 44 ff.)

SIGRID METKEN, *Geschnittenes Papier*. Eine Geschichte des Ausschneidens in Europa von 1500 bis heute. Großformat 335 Seiten, mit 398 einfarbigen und 42 vierfarbigen Abb. München 1978, Verlag Georg D. W. Callwey. DM 98,–

In vielen Orts- und Landesmuseen, nicht zuletzt in den Volkskundemuseen, hat sich jahrzehntelang eine Art von Bodensatz gesammelt: Die vielen Kleinigkeiten, Erinnerungsstücke, Kinderspielzeug, Liebhabereien, und davon sehr viel aus Papier, manches beschriftet, vieles bebildert, oft nicht mehr sehr ansehnlich, weil durch Kinder- und Spielgebrauch abgenutzt. Nicht unbegründlich, daß sich das Fach dieser Dinge kaum angenommen hat, bis in die letzten Jahre, wo aus den bewußt angelegten Kollektionen einiger weniger Sammler plötzlich Ausstellungen und Veröffentlichungen entstanden, welche diese Kleinwelt mit einem Mal recht plastisch hervortreten ließen. Gewisse Gruppen wie Papiertheater oder Andachtsbilder sind inzwischen recht bekannt, mitunter sogar dissertationsfähig, geworden. Nebenfächer wie die Theaterwissenschaft haben eher zugegriffen als etwa die Kunstgeschichte. Dadurch, daß die Museen ihre eventuell vorhandenen oder jüngst vermehrten Bestände dieser Art doch nur zeitweise, ausschnittsweise darbieten können, bleibt die Veröffentlichung als der beste Weg, alle diese recht verschollenen Dinge bekannt zu machen.

Einen bedeutsamen Fortschritt auf dieser Linie bedeutet das vorliegende schöne Buch, das nicht nur durch seine Bilderfülle, sondern auch durch einen klugen, gut geschriebenen Text für sich einnimmt. Das „Ausschneiden“, bei dem man zunächst nur an Bilderbögen und Schattenrisse denkt, wird von Sigrid Metken als eine in sich einheitliche spielerische Tätigkeit dargestellt, die vom 15. bis 17. Jahrhundert meist im Bereich des Skurrill-Bedeutungsvollen lebt, mit dem „Weißschnitt“ als Erschließer immaterieller Welten. Umfassend wird dann das wohlbekannte Kapitel der „Weihnachtskrippen aus Papier“ angegangen, bei denen ja wohl eigentlich nicht das Ausschneiden, sondern das Bemalen die Hauptsache war. Aber das Reduzieren der Figurenplastik auf die eindimensionale Papier- oder Kartonfigur ist zweifellos etwas besonderes, die landschaftliche Gebundenheit an Tirol wie an Böhmen eine Merkwürdigkeit.

Breiten Raum nimmt dann die Darstellung der Pergament-Spitzenbilder ein, Lieblinge der Andachtsbildersammler, solange es sich um Pergament, und ihr Abscheu, sobald es sich um gestanztes Papier handelt. Daran schließt eine kleine Spezialdarstellung: „Ein Zeitvertreib des Rokoko: Mit ausgeschnittener Graphik dekorieren“ an. Hier wird auch des mit ausgeschnittenen, aufgeklebten Bildchen verzierten Möbels gedacht, das ja eine zeitlang eine ganz beträchtliche Bedeutung besaß. Daran schließt das Kapitel über den „festgehaltenen Schatten“ an, das einzige Gebiet, das sich seit langem der Sammlung und Erforschung erfreut, und den Literarhistorikern besser als den Volkskundlern bekannt ist. Von diesem geradezu intellektuellem Gebiet geht es wieder zu den mehr kindertümlichen „Mobilen Figuren“, also den ausgeschnittenen Hampelmännern, den Militärparaden und Modeschauen.

Wie eine Umleitungstafel mutet der nächste Abschnittstitel an: „Die Volkskunst zieht den Faltschnitt vor“. Das klingt gut, sogar alliterierend, will aber doch überlegt sein: Die gefaltet geschnittenen Liebesbriefe, die Alpfahrten des Berner Oberlandes, die steirischen Jägerbilder, sie sind also offenbar „Volkskunst“ im engeren Sinn in einer solchen Darstellung. Die anderen dagegen – ja das ist eben ein weites Mischgebiet. „Wiener Mandlbogen“, wie sie im nächsten Abschnitt bei den verschiedenen Kinderbelustigungen des Ausschneidens dargestellt werden, gehören mit einer Seite doch dem Kommerz an, Trentsensky hat damit für seine Zeit ein beachtliches Geschäft gemacht. Die von ihm beschäftigten Künstler haben aber ihre biedernerlichen Kenntnisnahmen des Volkslebens rund um Wien doch kräftig sprechen und ansprechen lassen, innerhalb der „Medien“ von damals eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Man sieht, da ergeben sich weitere Perspektiven. Jedenfalls schließt nun die Darstellung der Papiertheater an, ein in den letzten Jahren vielfach behandeltes Thema. Daran der typisch dem 19. Jahrhundert angehörige Versuch „Die Welt aus Papier nachzubauen“. Papier statt Ankersteinbaukasten, im Kinderzimmer weniger Platz einnehmend.

Man sieht, das Tätigkeitselement „Ausschneiden“ umfaßt recht verschiedene Möglichkeiten, die sich in ganz unterschiedlichen Resten niedergeschlagen haben. Sigrid Metken hat alle ihre Einzelthemen nach bestem Wissen und mit Heranziehung vieler Literatur behandelt. Besonders erfreulich erscheint mir die Einbeziehung und Auswertung von vielen Stellen aus der Literatur, nicht zuletzt aus der nicht sehr geläufigen Memoirliteratur, aus Goethe und Jean Paul wie aus Gottfried Keller und Gerhard von Kügelgen, und vielen anderen, bis zur Gegenwart. Das zeigt, wie sehr diese oft bald unansehnlich gewordenen ausgeschnittenen Spielsachen bei den Kindern lebten, nicht selten auch bei Erwachsenen mit einem kindselig gebliebenen Herzen. Ein reiches Buch also, das man nicht nur zum Nachschlagen heranziehen wird, obwohl man auch dies dank der vielen Literaturangaben, der köstlichen Abbildungen und der guten Register wegen durchaus wird tun können.

Leopold Schmidt

JOHANNES JUST, Das Museum für Volkskunst Dresden. 128 Seiten, VIII Farbtafeln und 100 Schwarzweißabbildungen. Dresden (1976). Staatliche Kunstsammlungen.

Das Sächsische Volkskunstmuseum, die Gründung von Oskar Seyffert, ist ein Jahr jünger als unser Museum in Wien. Es ist ähnlich wie dieses auf privater, vereinsmäßiger Basis aufgebaut und ist allmählich in Staatsbesitz übergegangen. Es ist lange Zeit das bedeutendste Volkskunstmuseum in seinem Bereich gewesen. Seine Unterbringung im ehemaligen „Jägerhof“ in Dresden-Neustadt hat sich immer als Glücksfall erwiesen. Obwohl das Gebäude weitgehend durch Bomben zerstört wurde, ist sein fest gewölbter Erdgeschoßteil erhalten geblieben, auf ihm konnte dann wieder aufgebaut werden. Die während des Krieges ausgelagerten Bestände waren glücklicherweise unversehrt geblieben, und konnten ab 1950 immer vermehrt und mehr gepflegt wieder aufgestellt werden. In der Nachkriegszeit haben sich zunächst Reinhold Langer und nach dessen Tod 1957 Manfred Bachmann um die Leitung verdient gemacht.

Der vorliegende Bildband umfaßt 100 Objekte, die auch alle abgebildet sind. Es sind die charakteristischen Teilgebiete der sächsischen Volkskunst erfaßt, von figuralen Bienenstöcken bis zu Weihnachtspyramiden, von Schaubergwerken bis zu Räucher-männchen, dazu viele bemalte Möbel, Trachtenstücke, Stickereien, Blaudrucke und nicht zuletzt gute Hafnerkeramik. Man kennt die Stücke größtenteils aus den Veröffentlichungen von Seyffert, von Adolf Spamer besonders, aber auch von den jeweiligen Museumsleitern, die sich um ihre Bestände stets sehr angenommen haben. Die in Dresden gepflegte „Volkskunstpflege“ bedingt, daß auch so manches Stück der gegenwärtigen Herstellung abgebildet erscheint, das nicht oder nicht mehr in der betreffenden Tradition steht. Aber im ganzen wird man den Bildband sehr begrüßen, der Geschichte und gegenwärtige Arbeit des Museums knapp aber einprägsam darstellt.

Leopold Schmidt

RHEINISCHES JAHRBUCH FÜR VOLKSKUNDE. Begründet von Karl Meisen. Herausgegeben von H. L. Cox. 22. Jahrgang, 2. Halbband. Gemeinde – Region. Zusammengestellt und redigiert von Max Matter. 316 Seiten. Bonn 1978, Ferd. Dummlers Verlag, DM 32,-

Gewohnheitsmäßig weisen wir auf den neuesten Band des nunmehr wieder erscheinenden „Rheinischen Jahrbuches für Volkskunde“ hin, obwohl uns auch dieser Halbband ja weder „rheinisch“ vorkommt, noch auch der „Volkskunde“ zugewandt. Die entsprechend der Deutschen Volkskundetagung von 1977 dem Thema „Gemeinde im Wandel“ gewidmeten Beiträge lassen sich nicht als Versuch einer „volkskundlichen Gemeindeforschung“ erkennen. Es sind achtenswerte Versuche sicherlich, über demographische und soziologische Fragen hinauszukommen, aber ich kann leider fast bei keinem Beitrag feststellen, daß er etwas mit Volkskunde zu tun hat.

Auf den Band ist hier dennoch hinzuweisen, weil er die umfangreiche Arbeit „Das Ende einer Minderheit. Zuwanderung und Eingliederung slowakischer Landarbeiter in einer niederösterreichischen Grenzgemeinde“ von Helmut Paul Fielhauer enthält. Fielhauer hat in einem jener Marchfelddörfer, die früher kroatische Zuwanderer aufwiesen, auch eine slowakische Minderheit entdeckt, Landarbeiter auf einem Maierhof, die sich allmählich genauso in die allgemeine Ortsbevölkerung integrierten wie einstmals die Kroaten. Da es sich um Siedlungen in der Nähe von Wien handelt und Fielhauers Forschung vom Kulturamt der Stadt Wien unterstützt wurde, muß wenigstens darauf hingewiesen werden, daß hier die sprachlichen Verhältnisse im Dorf, die sozialen und kulturellen Verhältnisse, die Zuwanderung, das gegenseitige Verhältnis der einzelnen Vertreter der „Volksgruppen“ zueinander usw. genau, geradezu mikroskopisch genau, zu erkunden versucht wurde. Die vielseitige Arbeit wird ihrer Kenntnisnahme nach durch die immer wieder nachzuweisende Abneigung gegen die normale Volkskunde behindert. Die Nähe zur Tagespolitik (von 1972) wirkt auch nicht günstig. Aber mit einigem zeitlichen Abstand wird man Fielhauers sehr bemühte Befragungs- und Beurteilungsarbeit vielleicht gerechter einschätzen können.

Leopold Schmid t

MARIANNE KENDLER, P. Jacob Schmid S. J. Ein bairischer Hagiograph des 18. Jahrhunderts (= tuduv Studien. Reihe Kulturwissenschaften, Bd. 1) Manuskriptdruck 280 Seiten, 7 Abb. München 1974, tuduv-Verlagsgesellschaft mbH. DM 32,-

Diese mit starker Verspätung bei uns eingelangte wertvolle Monographie ist aus einer bei Leopold Kretzenbacher in München gearbeiteten Dissertation hervorgegangen. Jacob Schmid war nicht, wie so manche von der Volkserzählforschung heute so gern behandelten Barockpersönlichkeiten, ein Prediger, sondern vielmehr ein Schriftsteller, der wohl mit seinen mahnenden Legenden vielen Predigern Material für die Kanzel geliefert haben mag. Schmid wurde 1689 in Bozen geboren, ein Südtiroler also, dessen Vater seinerseits aber wieder aus Garmisch in Oberbayern stammte. Der Bozener Wirtssohn fühlte sich zum geistlichen Stand berufen und hat den größten Teil seiner Erwachsenenjahre im Jesuitenkloster in Landsberg am Lech verbracht, wo er auch 1740 gestorben ist.

Sein Hauptwerk ist offenbar der „Heilige ehren-Glantz der gefürtesten Grafschaft Tyrol“ von 1732 gewesen, eine noch lange nachgedruckte und benützte Sammlung der Legenden Tiroler Heiliger und Seliger. Weitere Legendensammlungen galten besonders den Bauern und ihren Dienstboten, den „Ehalten“, aber auch Schauspielern und Musikern und manchen Erscheinungen am Rand der bürgerlichen Gesellschaft. Eine gewisse lokale Bedeutung in Landsberg hat Schmid durch seine Betreuung der dortigen bäuerlichen Visionärin, der „gottseligen Bäuerin“ Katharina Lichtenstern erlangt. Die niemals heiliggesprochene Visionärin wird dort heute noch verehrt, es gibt immer noch Besucher ihres Grabes, die sich Holzsplitter aus ihrem Grabkreuz schneiden, welche gegen Zahnschmerzen verwendet werden. Da reicht also das von Jacob Schmid so deutlich vertretene Volksbarock direkt noch in die Gegenwart herein. Bemerkenswerterweise gibt es sowohl von P. Jacob Schmid wie von der Visionärin Katharina Lichtenstein bescheidene zeitgenössische Bildnisse, die in dem wertvollen Buch von Marianne Kendler auch wiedergegeben sind. Sie hat sich mit dem Legendschriftsteller und seinen Problemen sehr eingehend beschäftigt, so daß sie wohl auch zu ihrem Schlußsatz berechtigt erscheint: „Aber gerade diese innere Verletzlichkeit rückt uns diesen Mann auch wieder menschlich näher, der uns durch sein Eifern und durch seine uneinsichtige Starrheit oft zum Widerspruch herausforderte – er, ein Mann nicht mehr ganz des Barock und noch nicht der Aufklärung.“ (S. 243)

Leopold Schmid t

KURTRANKE, Die Welt der Einfachen Formen. Studien zur Motiv-, Wort- und Quellenkunde. IX und 456 Seiten. Berlin 1978, Verlag Walter de Gruyter. DM 148,-

Wenn einem Gelehrten zu einem Jubelfest, also beispielsweise wie hier Kurt Ranke zum 70. Geburtstag, ein stattlicher Band seiner kleineren, verstreut erschienenen Schriften vorgelegt wird, so ist dies sicherlich eine der sinnvollsten Ehrungen, die es überhaupt gibt. Es ist nun einmal so, daß kaum die Zeitgenossen, geschweige denn Vertreter jüngerer Generationen wissen, was man vor fünfzig, vierzig, ja auch nur dreißig Jahren geschrieben hat. Und die Zusammenschau von solchen verstreut erschienenen Untersuchungen ergibt ja auch für den Kenner immer noch ein besseres, genaueres Bild dessen, was der Jubilar tatsächlich erarbeitet hat.

Der vorliegende starke Band, von Rudolf Schenda, dem Amtsnachfolger in Göttingen liebevoll eingeleitet und mit einem von Elfriede Moser-Rath erstellten Register sinnvoll beschlossen, enthält alle die vielen wichtigen kleineren Arbeiten Rankes, vom „Brautstein und Rosengarten“ (1939) bis zu den Beobachtungen zu AaTh 834 „The Poor Brothers Treasure“ (1976). Es sind sehr bekannt gewordene Arbeiten dabei, wie das vielbenützte „Spielregister des Meister Altswert“ (1952) oder der köstliche „Schwank von der schrecklichen Drohung“ (1960). Manche Abhandlungen wie „Die Sage vom Toten, der seinem eigenen Begräbnis zuschaut“ (1954) oder „Schwank und Witz als Schwundstufe“ (1955) werden heute noch genauso benützt und zitiert wie zur Zeit ihres ersten Erscheinens. An manchen Erkenntnissen Rankes, wie der „Generativo Aequivoca“ (1955) hat man sich immer geirrt und wird dies vielleicht noch länger tun. Und ob es sich bei den Märchen und Sagen mit ihren reichen Inhalten um „Einfache Formen“ handelt, wird auch künftighin so umstritten sein wie 1929, als André Jolles dieses Schlagwort in die Welt setzte. Rankes kluge Auseinandersetzung damit (1965) ist lesenswert geblieben. Daß man aus den vielen bedeutenden Untersuchungen immer wieder einmal erkennen wird, wie schwierig die ganze Erzählforschung ist und bleibt, und wie wenige Ergebnisse sich als haltbar erweisen, ja vielleicht auch, wie wenige Fragestellungen sich als fruchtbar oder auch nur als berechtigt erwiesen haben, steht auf einem anderen Blatt.

Im ganzen also kann man sich nur freuen, daß Kurt Rankes kleinere Schriften nunmehr hier gesammelt vorliegen, vorzüglich editiert, für den sicherlich noch langen Gebrauch in der Forschung gut erschlossen. Nur über den Preis mag man erschrecken: Wer kann eigentlich DM 148,- wirklich für ein einziges Buch ausgeben? Doch gerade nur einige wohldotierte Bibliotheken. Denen sei also die Erwerbung ans Herz gelegt.

Leopold Schmidt

LEXIKON DES MITTELALTERS. 5. Band, 2. Lieferung. Ägypten – Almohaden. (Sp. 225–448). München und Zürich 1978, Artemis Verlag. Je Lieferung in Subskription DM 32,-

Das auf lange Sicht geplante „Lexikon des Mittelalters“ schreitet fort. Würde man nicht, auf welch breiter Basis es angelegt erscheint, so würde der Untertitel dieser Lieferung „Ägypten–Almohaden“ wieder darauf hinweisen. Die politische Geschichte, aber auch die Kirchengeschichte, die Literaturgeschichte, sie alle scheinen gewissenhaft eingearbeitet. Man kann sich an großen Artikeln eingehend informieren, also beispielsweise über die „Albigenser“ ebenso wie über „Alchemie“ und für den vielteiligen Artikel über „Alexander den Großen“, mit den Alexanderromanen und Alexanderliedern in den verschiedensten Sprachen wird man sehr dankbar sein.

Von der verheißenden Einbeziehung der Volkskunde ist einstweilen noch sehr wenig zu bemerken. Artikel wie „Allerheiligen“ und „Allerseelen“ sind so wenig umfangreich, daß sie kaum einem Nachschlagenden hilfreich sein werden. Bei der Durchmusterung der vielen Personennamen – also besonders Fürsten, aber auch Gelehrte, Geistliche usw. – kommt zu Bewußtsein, daß man die Namen von Sagen gestalten bisher offenbar nicht erfaßt hat. Wenn neun Persönlichkeiten namens „Albe-

rich“ erfaßt werden konnten, und noch zwei „Albericus“, dann wäre ein Artikel über den Zwerg Alberich der Nibelungensage doch wohl nahegelegen und am Platz gewesen. Aber auch andere Sagengestalten sucht man vergebens, so etwa den Riesen Ainothorus, der Karl den Großen auf seinen Zug gegen die Awaren begleitet haben soll. Da wäre also eine Anfrage nach entsprechenden Artikeln bei den Vertretern der historischen Sagenforschung wohl am Platz.

Leopold Schmidt

ERNSTBRUNNER, Die Bauernhäuser im Kanton Luzern (= Die Bauernhäuser der Schweiz. Hrsg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Der ganzen Reihe sechster Band). Basel – G. Krebs AG.; Bonn – Rud. Habelt, 1977. 455 Seiten, 510 Pläne und Zeichnungen, 320 Photographien, 128 Karten, 1 Farbtafel.

Die neue Reihe über „Die Bauernhäuser der Schweiz“ scheint nun schneller voranzukommen. Bereits als Band 6 erschien dieses gewichtige Werk des Luzerner Hausforschers Ernst Brunner. Es ist die Frucht jahrzehntelanger Forschungs- und Aufnahmearbeiten, denen sich der Verfasser als Leiter einer eigenen kantonalen Zentralstelle für Bauernhausforschung mit Sachkenntnis, zähem Fleiß und großer Hingabe widmete. Aus dem Geleitwort des Vertreters der Kantonsregierung erfahren wir u. a., daß dabei durch den Verfasser und seine Helfer eine Sachdokumentation von über 500 untersuchten Objekten erarbeitet worden ist, deren Material jedoch im Kanton Luzern verbleiben und in der Zentralbibliothek Luzern archiviert werden soll. Ernst Brunner hat daraus sichtlich eine strenge Auswahl getroffen, also nicht nur „Spitzenleistungen handwerklichen Könnens“, sondern auch „die einfachen, für die Hausforschung oft viel wertvolleren Objekte berücksichtigt“ (S. 11) und er hat sich zugleich „auf eine sachbezogene, bildliche und beschreibende Wiedergabe der Materialien seiner Feldforschung“ und auf deren wohlgedachte „Benennung der Einzelformen und ihrer Elemente“ beschränkt (S. 14f.). Es geht ihm darum, „die reinen, ungestörten, unverbauten Formen . . . herauszuschälen und anhand typischer Beispiele in möglichst unverändertem Zustand aufzuzeigen“ (S. 12). Wie fundiert er dabei zu Werke ging, ersieht man daran, daß Brunner im Stil des modernen Layout jedem wichtigeren Tatbestand dessen Verbreitungsbefund in Form eines Belegkärtchens beigibt, mithin also beispielsweise nach seiner Erhebung von 1956 die Verbreitung jener Rauchküchen mit 31 Objekten verzeichnet, die noch bis unter das Dachgebälk offen waren (vgl. Abb. 235 auf S. 127\*).

Brunners Konzeption und Darstellungsweise ist gekennzeichnet durch eine völlig eigenständige, in manchem neuartige Materialerschließung, die auf alle umständlichen Weitschweifigkeiten verzichtet. Sie bestückt vor allem aber durch eine äußerst straffe und konsequent durchgezogene Systematik der Stoffdarbietung, die es erlaubt, die zu behandelnden Objekte zahlenmäßig auf die „wichtigsten Beispiele“ zu begrenzen, diese aber innerhalb eines weitausholenden Betrachtungsrahmens ungemein gründlich und bis in alle Details vorzuführen.

Sein Buch gliedert sich in fünf Hauptabschnitte. Eine kurze „Einführung“ legt dazu die Arbeitsvoraussetzungen und Grundprinzipien klar, denen der Verfasser folgt. Gegenüber den bisherigen Bänden dieser neuen schweizerischen Reihe über das Bauernhaus tritt die graphische Darstellung, die dort eher marginal gehalten ist, hier ganz entschieden in den Vordergrund. Sie wird getragen von vortrefflichen Planzeichnungen, Isometrien, Verbreitungs- und Orientierungskarten, von Wiedergaben historischen Bildmaterials und von prächtigen Photos, auch sie in der überwiegenden Zahl vom Verfasser selbst stammend, zu denen Kapiteleinführungen und begleitende Randtexte nur die Aufgaben einer sehr bedachten, gehaltvollen, gut verständlichen, aber eher knappen Kommentierung übernehmen. Der Verfasser betrachtet „das vorliegende Werk trotz der fast tausend (!) Abbildungen nicht als Bildband, aber auch nicht als bilderten Textband; viel eher könnte von einem Kommentarband gesprochen werden“ (S. 11).

Die ersten Abschnitte befassen sich mit der Geographie und historischen Entwicklung (S. 19–35) sowie mit der Besiedlungsgeschichte und mit den Siedlungsformen des Kantons Luzern (S. 36–55) und bringen unter „Weg und Steg“ u. a. eine hübsche Darstellung von Grenzeinrichtungen und Zäunen, Wegkreuzen u. dgl. (S. 50–55). Dann folgt das zentrale hausbaukundliche Kapitel „Hausgeschichte“. Es geht aus von den Bauverhältnissen in Frühzeit, Mittelalter und Spätzeit, von der haustopographischen Zweiteilung des Kantons zwischen Mittelstand (Wohnhaus = Dreissässenhaus = Hochstudhaus) und Voralpen (Gruppen- und Paarhof vorwiegend mit Blockbauten) und schildert den „heutigen Restbestand“, wobei Brunner vier mittelständische und sechs Voralpine Hausbautypen dieses zentralschweizerischen Kantonsbereiches ermittelt, der sich also als eine wichtige hausgeographische Übergangsregion darbietet. Weiters sind hier behandelt: Raumgefüge, Bauegefüge mit Wand-, Boden-, Decken- und Dachsystemen (Reste von Säulenpfettendächern / „Hochstud“/ und Blockpfettendächern; sonst vorwiegend Sparrendächern mit stehenden und liegenden Rähmstühlen), statische Elemente im Bauegefüge, ferner Zeichen- und Richtordnungen der Zimmerleute, darunter die von E. Brunner bei alten Ständerbauten erstmals aufgezeigte wichtige Arbeitsnorm der sogenannten „Bundflucht“ (S. 120f.), und schließlich die feste innere Einrichtung der Häuser (Feuerstätten, Türen, Fenster, Treppen, „Gefach und Gehalt“ [vor allem für die Speicherung und Vorratshaltung] sowie Wasserversorgung). Vermissen könnte man Hauseingänge, Außenlauben, Wasserentsorgung und Abortanlagen.

Im vierten Abschnitt führt Brunner die „Hausarten“ in 36 ausgewählten und mit großer Umsicht dargestellten Beispielen vor: 13 Wohngebäude (datiert zwischen 1564 und 1851), 6 Kornspeicher (1550–1769), 6 Hofstatt- bzw. Feldscheunen (1650–1800) sowie eine Anzahl sonstiger Neben-, Alp- und „Werkgebäude“ (Mühlen, Stampfen, Sägemühlen). Bild Darstellungen und Texte folgen dabei dem gleichen System wie im Vorkapitel. Jedes Bauwerk wird so nach Ortslage, Anlage und Aufbau genau dokumentiert; im Textkommentar sind dazu jeweils auch noch „Veränderungen“ und besitzrechtliche sowie hofgeschichtliche Unterlagen herangezogen (S. 172–379). Der letzte Abschnitt ist dann stärker volkskundlich intendiert und gibt Ausschnitte aus der Luzerner „Häuslichkeit“. Das wird schon eingangs durch die Wiedergabe einer „Luzerner Bauernfamilie am Sonntagabend“ nach einer Lithographie von 1860 signalisiert. Der Verfasser behandelt hier (ähnlich wie in den bisherigen Bänden dieser Reihe) die Luzerner „Hauskultur“ mit ihren Inschriften und „Zierelementen“, befaßt sich sodann aber stärker (und nach eigenen Vorarbeiten) mit Vorkehrungen, Symbolen und Anbringungen zu „Bann und Segen“, und streift weiters die Arbeit „Schalten und Walten“, im Hausleben. Dankbar stellt man noch (S. 420–423) eine Reihe „regulärer“ und „festlicher“ Beispiele zur „Tischordnung“ im Luzerner Bauernhaus fest und findet am Ende bedachtsam ausgewählte Beispiele zu „Hausrat und Werkgerät“ (S. 380–431). Das vortrefflich ausgestattete, vom Verfasser als Berufsgraphiker weithin selbst gestaltetes Buch vermittelt jedenfalls eine beträchtliche Fülle an Material, von dem hausbaukundlich, allgemein volkskundlich und speziell für den Kanton Luzern so manches hervorzuheben wäre. Aber seine Stärke scheint doch in der strengen Selektion, in der Aufweisung typischer Erscheinungen zu liegen. Vielleicht wird sich nicht jeder damit einverstanden geben; jede Auswahl fordert Abstriche und gerät leicht in den Geruch einseitiger Setzungen und bewußter Akzente, und mit Verdächtigun-

---

\*) Der Verfasser bringt seine „Belegkarten“ allerdings durchwegs ohne Apparat, gleichsam als blinde Kartogramme, versteht sie also nur als Orientierungshilfen von begrenztem Quellenwert. In der Einzeldokumentation der Bauten verwendet er hingegen katastergenaue „Lagepläne“ mit eigenem Zeichenschlüssel, die für die örtlichen Strukturen der Siedlungen und Höfe sehr aufschlußreich sind. Hervorgehoben darf in diesem Zusammenhang auch das besondere System von Brunners „Plan-Signaturen“ werden (S. 454f.), das man so wie dessen fachliche Nomenklatur bei kommenden Terminologie-Diskussionen sicherlich nicht übersehen wird dürfen.



gen sind unsere Zeitgenossen wie die Journalisten schnell zur Hand. Es berührt daher den Leser sympathisch, daß Brunner, selbst ein Mann dieser Medien, um derlei mögliche Einwände Bescheid weiß, vielleicht sogar selbst am besten gemerkt hat, was nun noch alles zu tun und zu schaffen wäre (S. 15). Niemand aber kann bestreiten, daß er sich und dem Kanton Luzern mit seinem Lebenswerk ein Monumentum gesetzt, der europäischen und der schweizerischen Hausforschung (und Volkskunde) aber ein großes und gediegenes Instrument für alle weitere Forschungsarbeit geschenkt hat.

Oskar Moser, Graz

HANS HATTENBAUER, *Das Recht der Heiligen* Berlin 1976, Verlag Duncker und Humblot, 142 S. (Schriften zur Rechtsgeschichte, Heft 12.)

Der schmale Band ist ein Lesebuch im besten Sinne. Der Leser wird nicht durch unnötige Anmerkungen in seinem Lesefluß gehindert, sondern kann das gleichwohl kenntnisreiche Buch in einem Zug zuende lesen. Dabei geht es dem Autor nicht darum, wie der Titel vermuten läßt, die Stellung der Heiligen und ihres Kultes innerhalb der kirchlichen Tradition und damit auch des kanonischen Rechts aufzuzeigen (Ausnahme etwa S. 67 ff.), sondern vielmehr um die Darstellung von Konflikten innerhalb der Rechtsüberlieferung, wie sie ihren sinnfälligen Ausdruck in den Heiligenlegenden gefunden haben. Daß viele von ihnen, wenn auch beileibe nicht alle, einen rechtlichen Hintergrund haben, hat etwa Leopold Kretzenbacher<sup>1)</sup> wiederholt gezeigt. Leider versucht man gerade seinen Namen in dem ansonsten recht umfangreichen Literaturverzeichnis vergeblich.

Die Legende als Quelle für die Rechtsgeschichte nutzbar zu machen, ist bislang kaum versucht worden. Hattenbauer weist zu recht darauf hin, daß das Element des Wunderbaren die rechtshistorische Forschung, und nicht nur diese, nicht eben angezogen hat. Erinnert sei auch an den Ausspruch Luthers, der meinte, daß angesichts der Wundersucht mancher Legenden man sie richtigerweise „Lügenden“ nennen sollte. Lediglich die Religionshistoriker und vereinzelt mancher Vertreter der Rechtlichen Volkskunde haben sich ihrer angenommen, letztere um aus ihnen Aufschlüsse über volkstümliche Rechtsanschauungen zu erlangen. Dabei haben die Legenden oftmals sehr zentrale Rechtsfragen zum Inhalt, ja sie sind manchmal geradezu kirchliche Propaganda zu bestimmten Rechtspostulaten der Kirche wie Interzession (Intervention der Kirche zugunsten von Verurteilten), Asylrecht oder kirchliche Investitur, um nur einige zu nennen. Damit bestätigt sich nur die frühere Feststellung von Kretzenbacher, daß die Legende eben auch Funktionsträgerin der religiösen Unterweisung ist.

Unter den schlagwortartigen Kapitelüberschriften *Misericordia*, *Auctoritas*, *Fides*, *Consensus* und *Conversio* werden vom Autor einige Legenden vorgestellt und auf ihre rechtliche Aussage hin analysiert. In dem Kapitel „*Misericordia*“ etwa dient die Legende vom Frankenheiligen *Quentin* dazu, das Eindringen der kanonischen *Aequitas*lehre in das fränkische Strafrecht aufzuzeigen, wo der Gedanke, daß auch Gnade vor Recht ergehen kann, fremd wie jedem archaischen Rechtsdenken war. Gegenüber dem heimischen strengem, nicht aber nach der Schuld differenzierenden Recht setzt die Kirche ihre auf *clementia* und *misericordia* gegründete *Humanitas*, als äußeres Zeichen dieses Postulats zerbrechen in der Legende die Ketten und Schlingen des zum Tode verurteilten Pferdediebes, weil eben nicht jeder Dieb gehenkt werden muß. Dieser Gegensatz zwischen Gesetz und Billigkeit, Gnade und Recht, ist jedoch kein Spezifikum des Rechtsdenkens der fränkischen Zeit, sondern jedes ethischen Rechtsdenkens überhaupt seit den Anfängen bei den griechischen Philosophen der Stoa bis hin zur Gegenwart. Und, auch dies hätte wenigstens angedeutet werden können, der Gedanke der *Misericordia* findet nicht nur Eingang in das

---

<sup>1)</sup> Verwiesen sei ganz allgemein auf die Bibliographie Leopold Kretzenbachers „*Vergleichende Volkskunde*“, München–Würzburg 1977. Leider fehlt hierin der Beitrag „Südost-Entsprechungen zur steirischen Rechtslehre vom Meineid durch betrügerische *Reservatio mentalis*“. Vgl.: *Das Recht der kleinen Leute*. Festschrift für Karl Sigismund Kramer, Berlin 1976, S. 125–139.

Strafrecht, sondern in gleicher Weise in das spätmittelalterliche Privat- und Prozeßrecht, wenn vielleicht auch weniger spektakulär. Es sei hier nur an Erscheinungen wie das kirchliche Armenwesen (Seelgerät!) und das summarische Verfahren erinnert, in welchem gerade sine strepitu iudicii entschieden wird<sup>2)</sup>.

Noch deutlicher wird die Tendenz der Legende als Propagandaschrift in der Vita des heiligen Germanus von Auxerre. Auctoritas, heilige Gewalt, wie sie den Heiligen zukam, gibt Macht über weltliche Herrscher und kann zu deren Absetzung führen, wenn sie christlichen Zielvorstellungen nicht entsprechen. In dem Maße, wie die Kirche diesen Begriff in Anspruch nimmt, mußte es zum Konflikt mit den weltlichen Mächten kommen, die einen Herrschaftsanspruch der Kirche nicht anerkannten, nicht anerkennen konnten. Der Investiturstreit, rund vier Jahrhunderte nach der Entstehung der Legende in voller Heftigkeit ausgebrochen, ist die unmittelbare Folge davon.

Auch die Rechtlage unterscheidet sich in ihrer äußeren Gestalt nicht von den anderen „Einfachen Formen“ des Märchens, der Sage, des Rätsels oder des Sprichwortes, die zum Vergleich mit herangezogen werden. Auch um die Rechtslage rankt sich ihrem erzieherischen Zweck entsprechend eine Fülle typisierter Motive, deren rechtliche Bezüge sich dem Leser nicht sofort erschließen. So ist es nicht verwunderlich, daß man unversehens auf das Motiv des wiederbelebten Knochens stößt (S. 44), wie es uns auch im Märchen vom Machandelbaum begegnet. Die Legende vom Heiligen Germanus verwendet dasselbe Thema allerdings nur als Begleitmotiv für ihr eigentliches Anliegen, den Absolutheitsanspruch der Kirche und des Kirchenrechts zu rechtfertigen.

Ein häufigeres Motiv, das bis in die Hochdichtung Eingang gefunden hat, ist die Eidesleistung. Isoldes Parteieid etwa, mit dem sie sich vom Vorwurf des Ehebruchs zu reinigen versucht, ist ein zentrales Motiv des Tristan (S. 77). Dem Meineidigen droht ein schneller, ohne die Tröstungen der Kirche vorbereiteter Tod. Nicht zuletzt um sich davor zu bewahren greift man beim Schwören zu mancherlei Listen, wie sie uns dann in den Rechtsschwächen wieder begegnen.

So ist das anregende Buch nicht nur für den Rechtshistoriker interessant, dem sich in den Heiligenlegenden Entwicklungen des Kirchenrechts offenbaren. Auch jeder, der sich mit der Legende befaßt, Erzählforscher oder Volkskundler, wird hieraus manchen Gewinn ziehen können. Durch eine gründliche Kenntnis der Legenden und der Legendenliteratur gelingt es Hattenhauer, die rechtlichen Bezüge freizulegen und die Zusammenhänge aufzuzeigen. Sie sollten nicht nur von den Rechtshistorikern beachtet werden.

Herbert Schempf

JUAN RAMIREZ DE LUCAS, *Volkskunst aus aller Welt*. Übersetzung aus dem Spanischen von Barbara Zeitmann. Großformat 288 Seiten, 109 vierfarbige und 203 schwarzweiße Abb. Rosenheim 1978, Rosenheimer Verlagshaus. DM 69,-

Ein Buch dieses Titels, bei dem ein Blick in das karge Literaturverzeichnis schon zeigt, daß der Verfasser die gesamte deutsche, schweizerische, österreichische Volkskunsthochforschung ebenso wenig kennt wie die französische, italienische und skandinavische, ein solches Buch also zu besprechen, fällt schwer. Man hat ein schön ausgestattetes Buch mit reichem Bildmaterial vor sich, in dem offenbar die iberische und lateinamerikanische Komponente überwiegt, und bei dessen reichlichen Zitaten Schriftsteller wie Levy-Brühl, Melville Herskovitz und Lévi-Strauss in Vordergrund stehen. Die vielen Bilder „aus aller Welt“ wurden vom Verlag bedachterweise durch so manche schöne Abbildungen von

---

<sup>2)</sup> F. Elsener, Der „Arme Mann“ (Pauper) im Prozeßrecht der Grafen und Herzoge von Savoyen (Tijdschrift voor Rechtsgeschiedenis XVII (1976), S. 93–113) und ders., Vom Seelgerät zum Geldgeschäft, Wandlungen einer religiösen Institution in: Recht und Wirtschaft in Geschichte und Gegenwart, Festschrift für Johannes Bärmann zum 70. Geburtstag, München 1975, S. 85–97.

guter süddeutscher Volkskunst aus seinen bisherigen Verlagswerken ergänzt, von Krippenfiguren bis zu Hinterglasbildrissen, aber die werden nun von keinerlei Text erläutert.

Man hat also den Eindruck, daß ein von dem Thema begeisterter Sammler durch ein Völkerkunde- (– ich betone: Völkerkunde –)-Museum geht, und wenig nach den Beschriftungen und gar nicht auf die eventuell vorhandenen Verbreitungskarten schaut, sondern sich nur an den farbstarken Schnitzereien und Keramiken, Spielzeug und Masken erfreut, und sich und anderen immer wieder klar zu machen versucht, daß es eine „Kunst“ weitab von Rubens und Rembrandt gegeben hat. Das war einstmals so üblich, und es hat immerhin ein Jahrhundert gedauert, bis die Erforschung über diese „Ethnographischen Parallelen und Vergleiche“ usw. hinausgekommen ist. Die Rückfälle von begeisterten Laien, vor allem von Sammlern, wie der Verfasser einer ist – man sehe nur das Bild seiner Ausstellung auf S. 256 an – wird es immer wieder geben. Sie werden dann auch stets wieder, wie schon so manche Vorgänger, Leitsätze, „Grundlagen“ deklarieren wie die folgenden neun: „Volkskunst ist anonym; – ist der Tradition verpflichtet; – ist das Werk eines Einzelnen; – ist handwerkliche Kunst; – dient einem unmittelbaren Zweck; – gibt es auf der ganzen Welt; – ist spontane Kunst; – ist allgemein verständlich; – ist symbolische Kunst“. Besonders schön, wenn ein solcher Titel eine Klammererweiterung aufweist: „Volkskunst gibt es auf der ganzen Welt (aber in jeder Religion ist sie anders)“ (S. 110).

Für unsere historisch-kulturhistorisch eingestellte Forschung ergeben also solche eingefrorene Posthorntöne keinen guten Klang mehr. Aber als Bilderbuch für kleinere und größere Sammler und Enthusiasten außerhalb des Faches mag der Band seine Bedeutung haben.

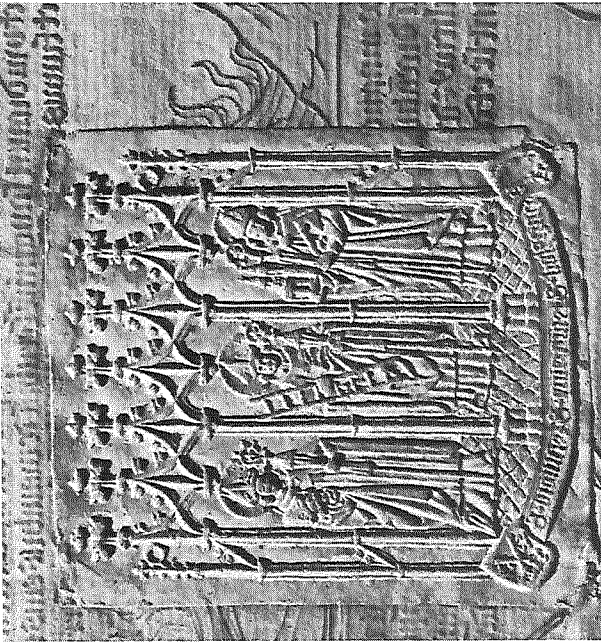
Leopold Schmidt

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Bohmann Druck und Verlag AG, 1110 Wien  
Wien 1978

zu Wacha, Hl. Wolfgang

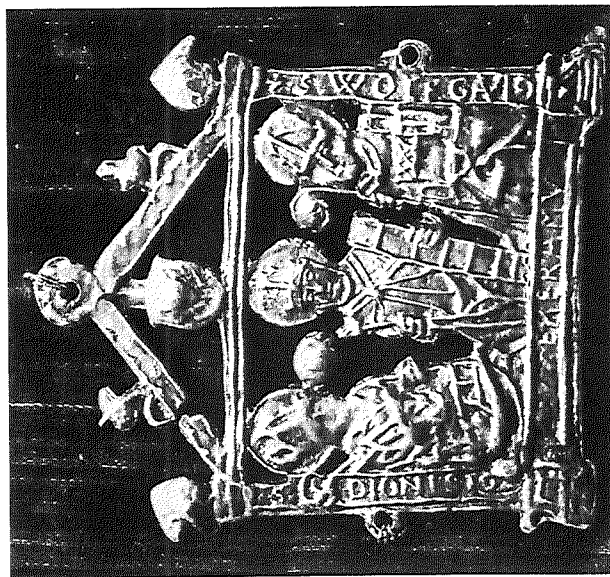


2 Foto Dr. Karl Ruhmann

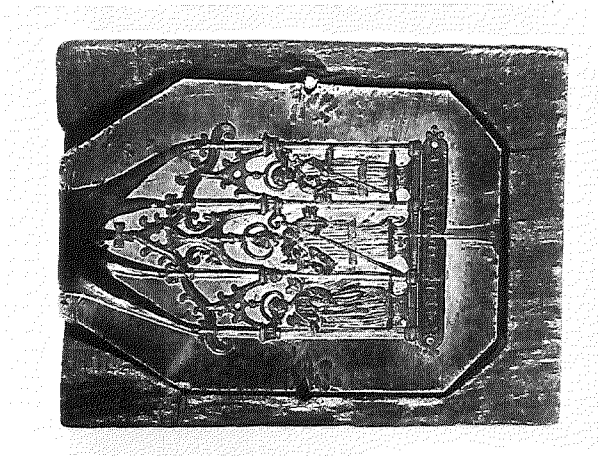


1 Metropolitan Museum of Art, New York, Museumsphoto

zu Wacha, Hl. Wolfgang

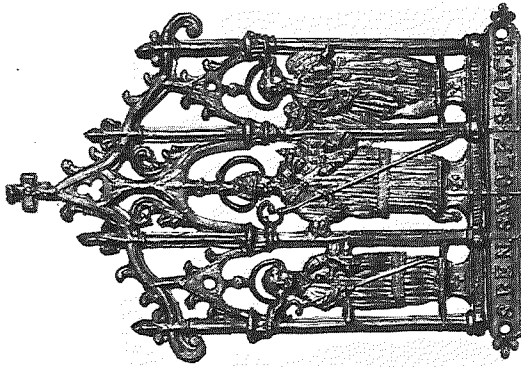
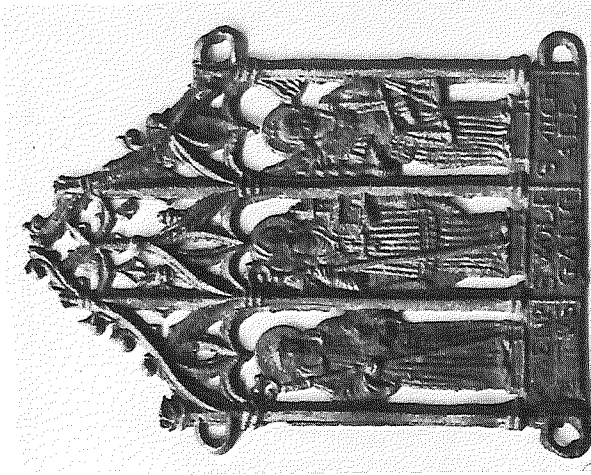


3 Foto Prof. DDr. Sigmund Frhr. v. Pöllnitz



4 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47845/2519

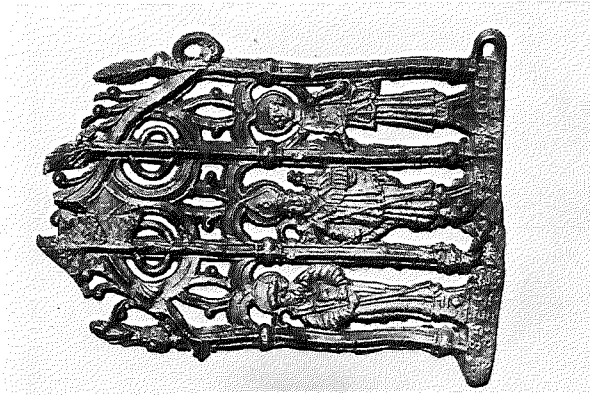
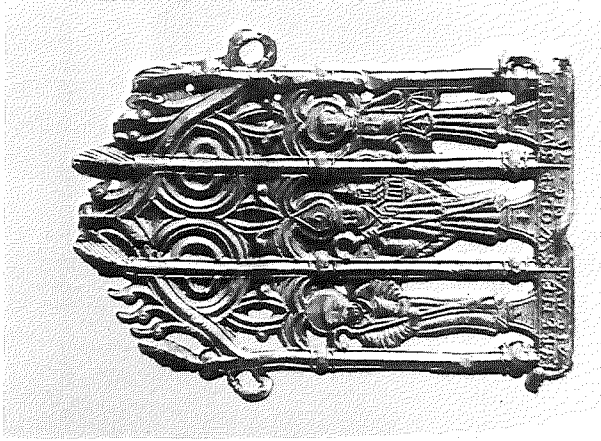
zu Wacha, Hl. Wolfgang



6 Bayerisches Nationalmuseum München, Aufnahme F 155

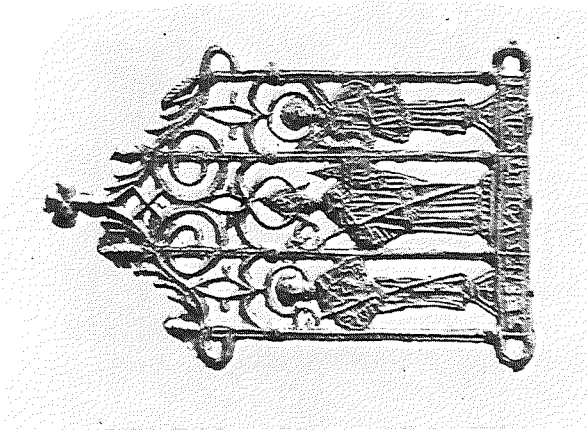
5 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47846/2519

zu Wacha, Hl. Wolfgang

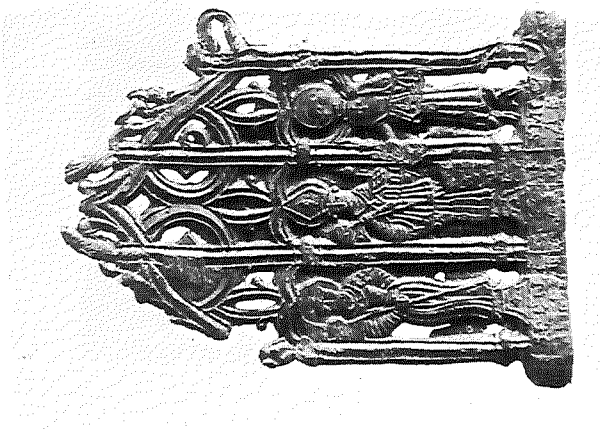


7 Foto Josef Mader, Ried i. I.

8 Aufnahme des Kunsthistorischen Museums Wien  
(U.F. Sitzenfrey), III 13764



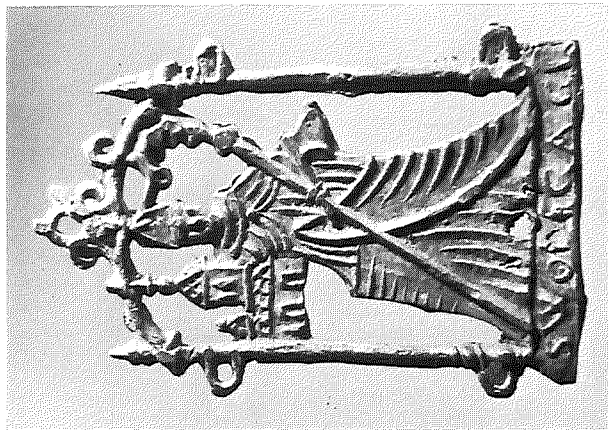
10 Foto Josef Mader, Ried i. L.



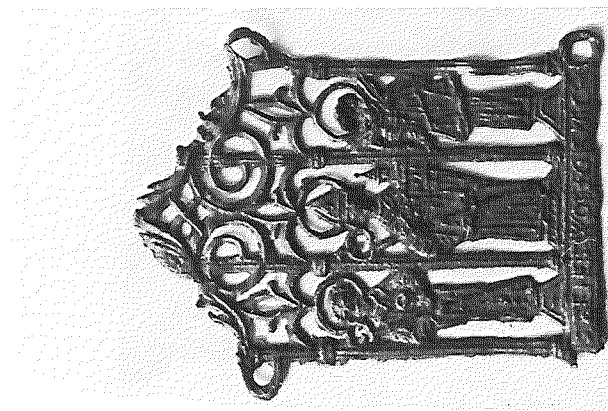
9 Foto Josef Mader, Ried i. L.



zu Wacha, Hl. Wolfgang



12 Foto Josef Mader, Ried i. L.

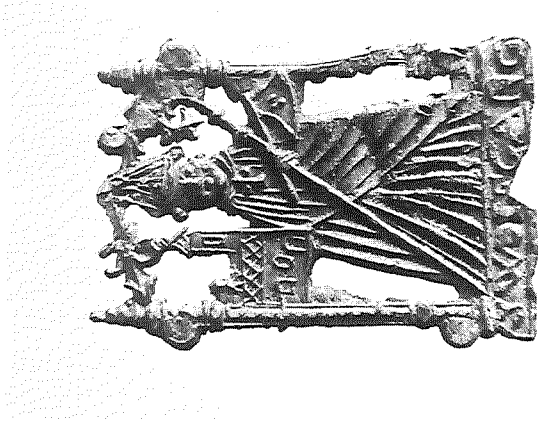


11 Bayerisches Nationalmuseum München, Aufnahme F 155

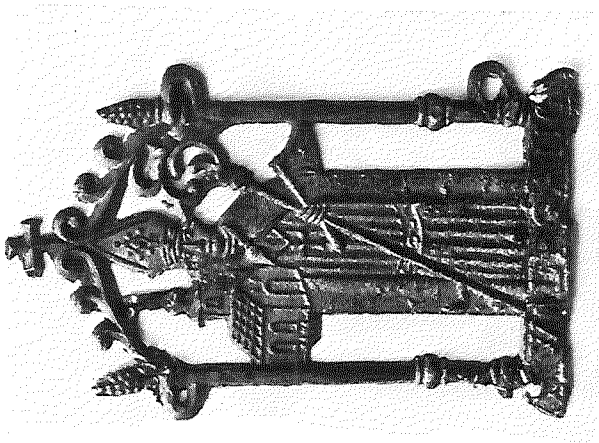
zu W a c h a, Hl. Wolfgang



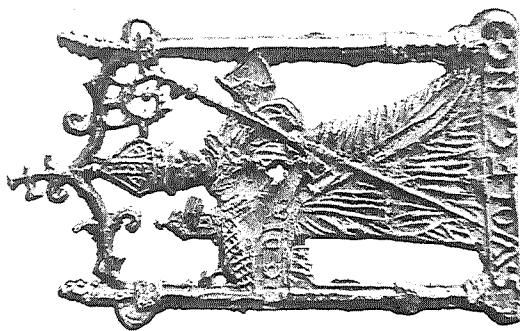
14 Rheinisches Bildarchiv Köln, Foto-Nr. 20.554



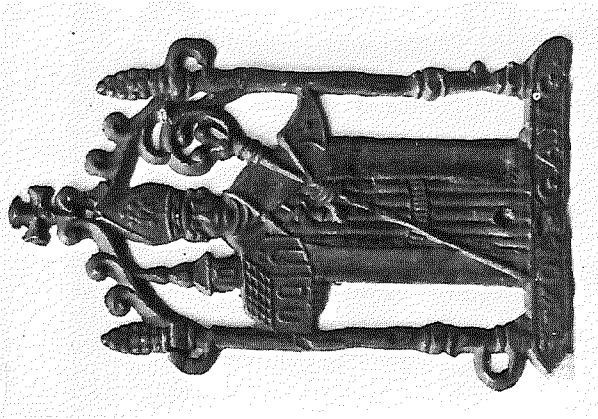
13 Foto Josef Mader, Ried i. I.



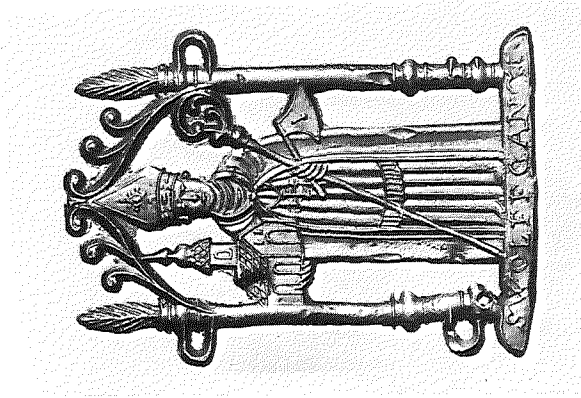
16 Bayerisches Nationalmuseum, München, Aufnahme F 155



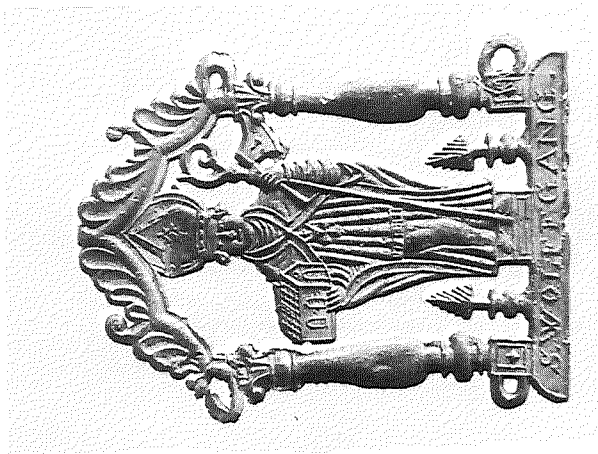
15 Foto Josef Mader, Ried i. I.



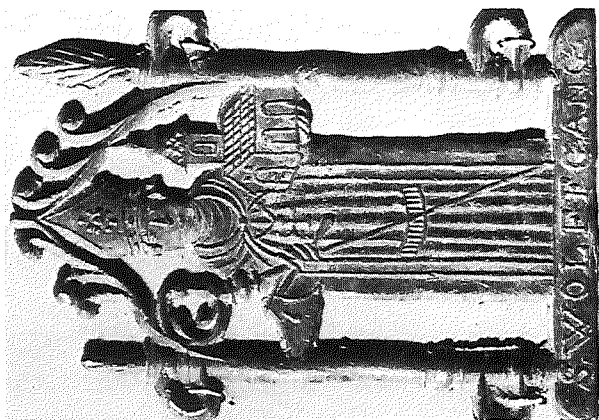
17 Bayerisches Nationalmuseum München, Aufnahme F 155



18 Aufnahme des Kunsthistorischen Museum Wien  
(U.F. Sitzenfrey), III 13763

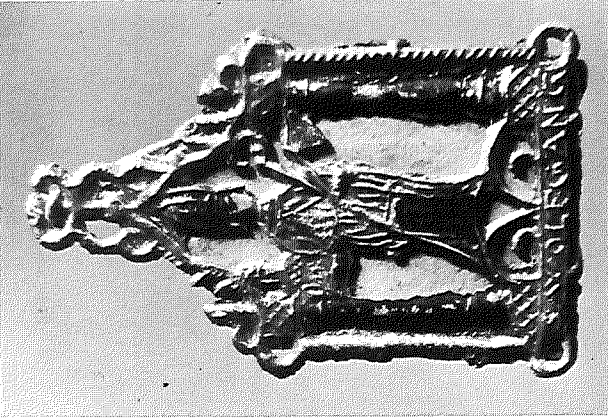


20 Foto Josef Mader, Ried i. I.

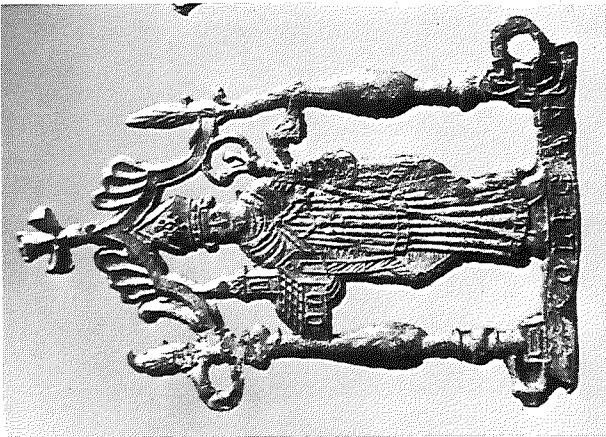


19 Oberösterreichisches Landesmuseum Linz

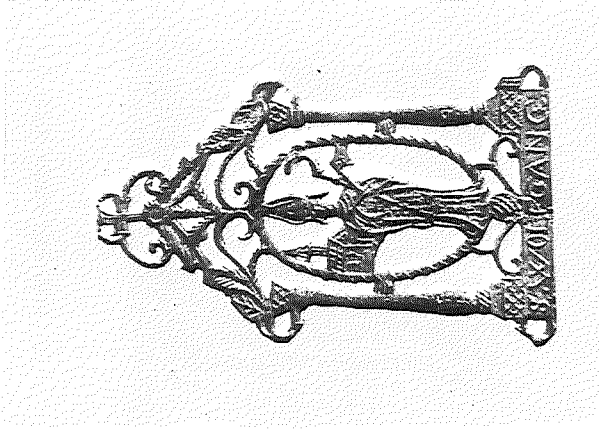
zu W a c h a, Hl. Wolfgang



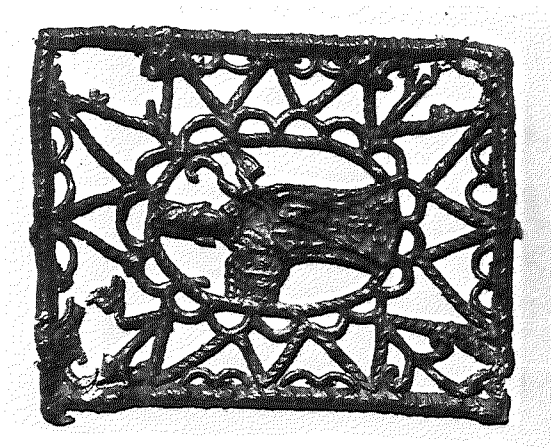
22 Foto Josef Mader, Ried i. I.



21 Foto Josef Mader, Ried i. I.

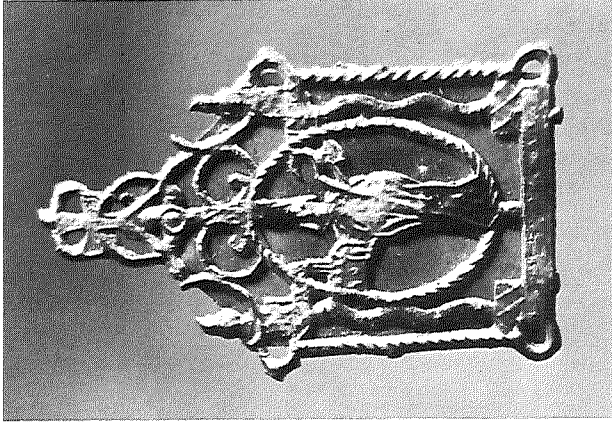


24 Foto Josef Mader, Ried i. I.

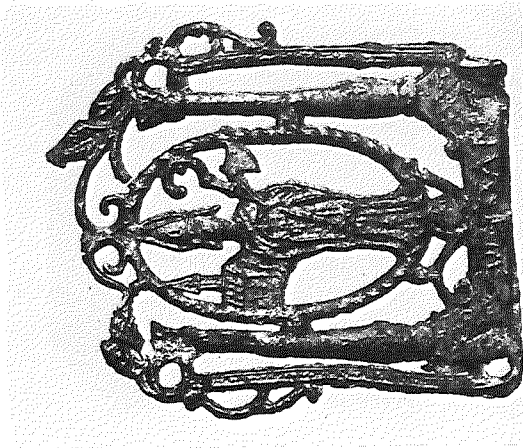


23 Aufnahme des Kunsthistorischen Museums Wien  
(U. F. Sitzenfrey), III 13762

zu W a c h a, Hl. Wolfgang

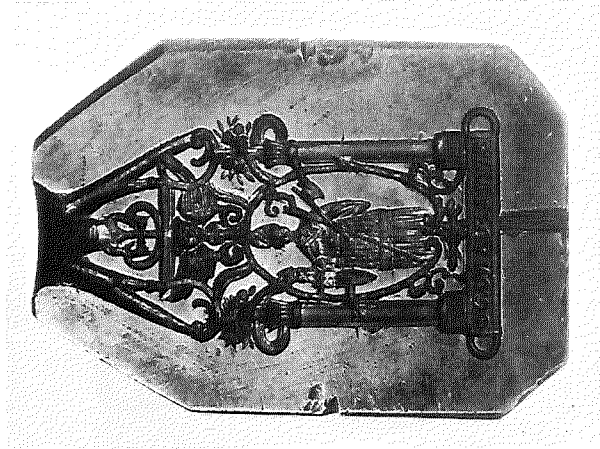


26 Foto Josef Mader, Ried i. L.

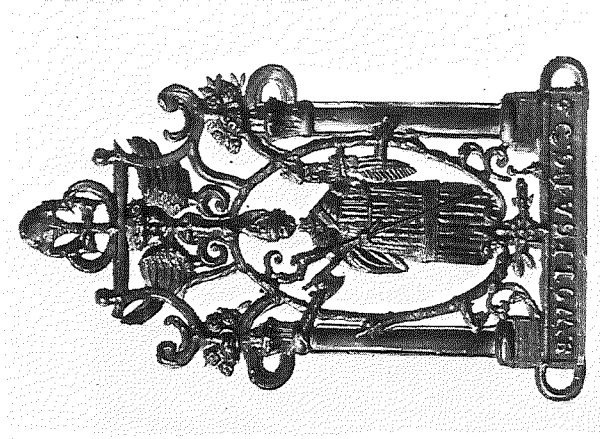


25 Aufnahme des Kunsthistorischen Museum Wien  
(U.F. Sitzenfrey), III 13761



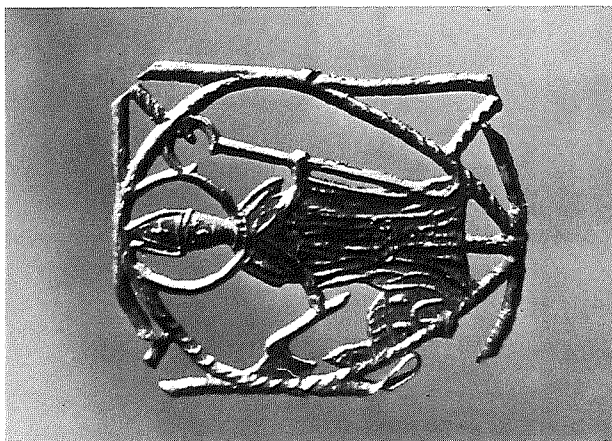


27 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47845/2519

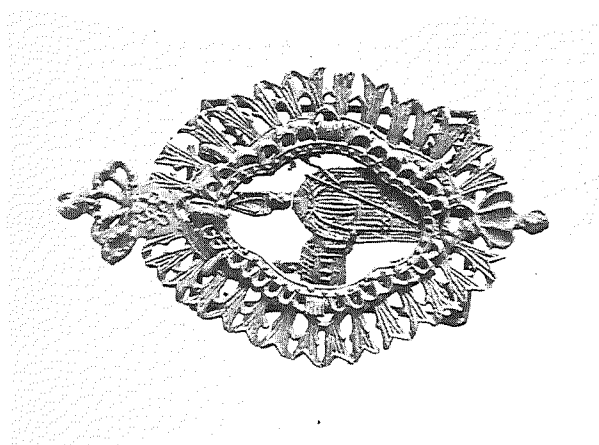


28 Stadtmuseum Linz, Lichtbildarchiv (Franz Michalek), 47846/2519

zu Wacha, Hl. Wolfgang



30 Foto Josef Mader, Ried i. I.



29 Foto Josef Mader, Ried i. I.